Noch was!

Heitere Geschichten aus dem Münchner Volks- und Familienleben

von

Benno Rauchenegger.

Sonderabdruck

aus dem Feuilleton der „Münchner Neuesten Nachrichten“.

München 1894.

Druck und Verlag der „Münchner Neuesten Nachrichten“.

Knorr & Hirth (G. m. b. H.).

Inhalts-Verzeichniß.

Inseratengeschichten.

1. Das Rendezvous.

Eine feierliche Stille herrschte in der traulichen, von einer Hängelampe angenehm beleuchteten Wohnstube des Meisters Brathacker, obschon an dem Tische, der drei Personen zur abendlichen Sitzung vereinigte, zwei Vertreterinnen des redegewandten Geschlechtes saßen. Der Meister war eben im Begriffe, sich über die politischen Vorgänge und Tagesneuigkeiten zu informiren; er las die „Neuesten“ und bei diesem Geschäfte durfte er nicht gestört werden. Mama Brathacker nadelte mechanisch an einem Strumpfe, während die schöne Bertha, die Tochter des Hauses, an einem Vorhange häkelte, der einmal ihr Trousseau zieren sollte. Diese Arbeit ging zwar langsam vor sich, hatte aber keine Eile, denn Berthchen zählte erst sechzehn Sommer und dachte noch kaum ernstlich an das heilige Sakrament der Ehe; sie hatte jene schöne Zeit vor sich, in der die jungen Damen zuerst nach ihrem Herzen wählen, dann einen Bräutigam unter Baronen, Offizieren und hohen Würdenträgern aussuchen, bis sie endlich von einem wirklichen kleinen Beamten oder Geschäftsmann heimgeführt werden. Gefährlich war's übrigens in dieser Beziehung nicht, denn Bertha war ein hübsches Mädchen und der Papa hatte hübsche Moneten, was eigentlich das Hübscheste war.

Brathacker war zu Ende gekommen. „Der Bulanger, das is ein Kerl, der gibt's schon gar net nach!“ bemerkte

er kopfschüttelnd und ging daran, sich eine Pfeife zu präpariren. Nun ergriff Frau Brathacker die Zeitung. Um Politik bekümmerte sie sich nicht; zuerst las sie die lustigen Geschichten unter dem Strich; dann kamen die Stadtneuigkeiten an die Reihe; endlich ein wichtiges Kapitel: Die Verlobten und Verstorbenen. „Da is koa oanziger g'scheidter Mensch dabei," murmelte sie mißvergnügt; weil keine bekannte Seele geheiratet hatte oder doch wenigstens gestorben war. Dann betrat sie das Gebiet der Anzeigen, auf dem sie sich gewöhnlich eine Stunde lang herumtrieb. Es war ihr interessant zu erfahren, was verloren gegangen war, was verkauft werden wollte, wie es mit den Wohnungen und Dienstverhältnissen stand und dann gab es Extravorkommnisse, die ihr besonderen Spaß machten. „Da horchts amal dö Dummheit, die da steht!" rief sie plötzlich aus — „dös kann koa Mensch lesen: ‚Maßliebchen. Hld. Engl. i. vrg. v. Sehnscht. W. k. Lebenszeichen? h. d. m. Brf. n. erh.? I. d. Antw. l. m. Lebensglück. D. d. e. l. A.' Das ist eine Buchstabirerei. Kannst Du's lesen, Alter?" wandte sie sich an ihren Eheherrn, — „Geh, laß mir mein Ruah mit dene verliabten G'schichten", antwortete dieser, „mit solche Dummheiten. — —" Plötzlich hielt er inne und sah auf Bertha. Das sonst so weiße Gesichtchen erglühte im brennendsten Roth und ihre zitternden Hände vermochten kaum das Zeitungsblatt zu halten, das sie schnell erfaßt hatte. „Bringst es Du vielleicht raus?" fragte der Vater mit einer Ironie, welche dem armen Mädchen wie ein Dolchstich in's Herz drang. „Na, na" — stotterte Bertha — „ich schon gleich gar net!" Dann sprang sie auf und verließ das Zimmer. Damit hatte sie ihr schlechtes Gewissen verrathen; als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, fuhr Brathacker wüthend auf und rief seiner erstaunten Gattin zu: „Spannst was? Maßliebchen — so heißt ma' die Bleamln, die d'Bertha auf ihrem Strohhut tragt — dö Verlegenheit — da steckt a Liebschaft dahinter — i bring dös Madl um!"

Dazu kam's nun allerdings nicht, aber es wurde sofort eine Kriminaluntersuchung eingeleitet; am gleichen Abend nahm die Mutter das erste peinliche Verhör vor und konnte

schon am andern Morgen beim Frühstück dem Hausvater Bericht über das vorliegende volle Geständniß der Inquirirten erstatten. Gefährlich lag die Sache noch nicht, wenngleich es schien, als ob Bertha ihr Herz an einen gewissen Herrn Arthur, der in einem Bankhause bedienstet war, vollständig verloren habe. In Frau Brathacker keimte sofort eine Schwiegermutter auf und im Stillen erklärte sie bereits dem Auserkorenen ihrer Tochter den Krieg, wußte aber der Letzteren unter dem Vorwande des Interesses für den Anbeter ihr größtes Heiligthum, einen Brief zu entlocken. „Das auch noch!“ rief Brathacker wüthend, als er die schaurig-süße Epistel gelesen hatte; „na, ich will Dir kommen!“ Anfänglich wollte er den frechen Burschen skalpiren, dann legte sich sein Zorn; er schwor nur mehr, ihm seine sämmtlichen Knochen entzwei zu schlagen; in weiterer noch milderer Stimmung glaubte er sich mit dem bloßen Durchhauen begnügen zu können und als er sein liebes Berthchen, das er doch recht gern hatte, so traurig und angsterfüllt herumschleichen sah, that ihm selber das Herz weh und er beschloß, den jungen Freiwerber einmal anzusehen und ihm auf den Zahn zu fühlen. Bertha mußte einen Brief schreiben, worin das verlangte Rendezvous — Samstag Abends 7½ Uhr beim Schillermonument — zugestanden wurde. Das Uebrige werde sich finden; wenn er ein schneidiger junger Mann sei, der für seine Liebe durch's Feuer zu gehen bereit sei, dann wolle man sehen. Bertha jubelte innerlich, denn daß er für sie mit Freuden in den Tod gehe, hatte er feierlichst geschworen.

Die Feierstunde schlug, als Herr Arthur Bläslein sich von seinem Drehstuhl im Komptoir der Herren Goldputzer und Söhne herabschwang und zum Kleiderschrank eilte, um seinen Arbeitsflaus mit dem Promenaderock zu vertauschen. Seit ein paar Stunden dachte er an nichts Anderes, als an Bertha und Friedrich von Schiller. Die Sehnsucht zehrte ihn fast auf und jede Minute der Erwartung brachte einen Kalkülfehler auf die Welt. Eben wollte er sich eiligst empfehlen, als die Stimme seines Herrn Chefs ertönte: „Herr Bläslein, bitte einen Moment! Schreiben Sie doch noch schnell an Knackfuß seel. Wittwe in Berlin in dieser Angelegen-

heit. Der Brief muß heute noch zur Post!“ Herrgott! Sieben Uhr vorbei, um halb acht Uhr bei Friedrich von Schiller eingeladen! Arthur schrieb, nein, er sudelte in grimmiger Eile, brachte die Korrespondenz zur Unterschrift und erhielt nach ein paar Minuten den Brief mit bedeutenden Korrekturen zu nochmaliger Ausfertigung zurück. Es schlug Viertel nach sieben!! Arthur lieferte den unerhörtesten Rekord im Schnellschreiben, legte den Brief zur Unterschrift vor und entfloh. Herr Goldputzer erschrack und ordnete schnell eine Revision der aufliegenden Werthe an, weil er glaubte, eine so rasende Eile könne nicht anders gedeutet werden, als daß der Abschiebende aus Versehen etwa ein Packet Noten mitgenommen habe. Was wußte dieser Geldmensch von Liebe und vom großen Schiller! Es war schon dunkel, als es halb acht Uhr schlug. Die Gaslaternen waren zwar angezündet, allein ihr diskreter Schimmer konnte keinem Stelldichein gefährlich werden. Kaum sichtbar ragte der eherne Schiller aus den ihn umgebenden Anlagen heraus; kein Mensch war in der Nähe, nur von Zeit zu Zeit hielt der Pferdebahnwagen, einen Moment war die Stille unterbrochen, dann herrschte wieder die alte Einsamkeit um den Dichterfürsten. Da flog Arthur herbei. Mit klopfendem Herzen forschte er umherblickend nach ihr; keine Spur! Vielleicht hält sie sich verborgen? Er machte eine Runde um das Monument und da war es ihm, als hörte er Schritte hinter sich. Eine große, dunkle Gestalt folgte ihm — es war keine Täuschung, denn als er zum zweiten Male die Runde antrat, war sie wieder hinter ihm. Die Geschichte kam ihm unheimlich vor, denn daß es Bertha nicht war, begriff er, und daß es die Gestalt auf ihn abgesehen habe, ahnte er bald. Dem Meister Brathacker wurde die Geschichte zu langweilig; er besann sich nicht weiter, sondern schnitt dem Verliebten den Weg ab und redete ihn folgendermaßen an: „Sie san der Herr Bläslein, oder net? Mir scheint, Sie warten auf ein Frauenzimmer, oder net? Auf eine gewisse Bertha, oder net?“ Dabei rückte er dem schmächtigen, fortwährend krebsenden Arthur immer mehr zu Leibe, so daß diesem immer unbehaglicher zu Muthe wurde. „Sie sand also Der, oder net?“ „Ich heiße allerdings

Bläslein, aber ich weiß nicht — —" stotterte er. — „I bin der Vater," fuhr der Meister fort und nun schwang er den Stock in sehr verdächtiger Weise, „und jetzt frag ich Ihnen blos, wie kemma Sie dazu, mit meiniger Tochter anz'bandeln?" Arthur schnappte Luft und gab die Antwort stoßweise von sich, den Blick immer auf den Stock des Vaters geheftet: „Ich glaube — Sie nehmen die Sache zu ernst — es war ja blos — eine ganz unschuldige — Begegnung — habe die Ehre — gute Nacht!" Damit schwang er sich auf einen eben vorbeirollenden Pferdebahnwagen und war bald in der Dunkelheit verschwunden. Der Meister schlug wüthend ein paar pfeifende Tiefquarten in die Luft, obschon er von der Fechtkunst keine Idee hatte, dann ging er seiner Wege.

Ein paar Tage ging Bertha verstimmt und mit gerötheten Augen herum. Am dritten Abende nach dem erwähnten Vorkommnisse schob sie ihrer Mutter, nachdem der Vater fortgegangen war, die „Neuesten" zu und deutete auf ein Inserat, das also lautete: „Maßliebchen. I. Benehmen w. unverantw. H. v. I. m. M. erw. L. S. w.; ich kann S. n. bedauern; s. müßte i. veracht. B." Damit wars fürs erste Mal aus!

2. Das Rößl.

„I thuas do no!" rief der fünffache Hausbesitzer Herr Steigerer aus, legte die Zeitung auf das Kanapee und ging dann, mit den Händen auf dem Rücken, im Eilmarsche hin und her. Ueberrascht blickte seine Gattin in die Höhe, versorgte schnell noch eine halbe Bretzen in ihrem Honigmunde, schluckte, athmete und fragte dann: „Was thuast denn nachher?" Das Ehepaar saß nämlich beim Nachmittagskaffee, bei welcher Gelegenheit sich Herr Steigerer geistig zu beschäftigen pflegte, indem er den Annoncentheil der Tagesblätter durchstudirte. Manchmal stieß er doch auf etwas, das ihn geschäftlich interessirte und das theilte er ihr gewöhnlich sofort mit, denn sie hatte in Finanzfragen ihre gewichtige Stimme, das ließ sie sich nicht nehmen. Heute wollte er mit der Sprache nicht recht heraus. „No, was thuast denn, frag i

jetzt schon zum zwoaten Mal?“ wiederholte sie sichtlich ungeduldig. „Ja so,“ antwortete er — „ja siechst, mir is was eing'falln — aber es is g'scheidter, wir red'n nimmer davo!“ Auf diese Weise, das wußte er, gelang es ihm, ihr Interesse, beziehungsweise ihre Neugierde zu erregen. „Schau, dös machst guat,“ versetzte sie ärgerlich, — „red'n wir nimmer davo — und i woaß no gar net, von was wir eigentlich reden haben woll'n!“ “ — „Geh,“ sagte er — „es is net der Red' werth; i hab' schon öfters d'ran denkt, aber es braucht's schließli do net. Woaßt, di Sach is dö: Unser Fuaßwerk, dös laßt alle Tag mehr aus; in die frisch Luft sollt der Mensch do ausse und da wär's halt gar net üwi — — aber es is g'scheidter mir red'n net davon!“

„Jetzt red net so varruckt daher — da kennt si koa Mensch net aus, mit Dein Gethua!“ — „No ja,“ berichtete nunmehr Herr Steigerer, indem er sich vor der Ehehälfte aufpflanzte, die Beine übereinander kreuzte und die Arme in einander verschränkte, so daß er recht ehrfurchtgebietend aussah, „die Sach is dö: Für Leut, wie mir san, g'hört si scho lang so an Oanspannerl!“ — „A—a an Oaspannerl?“ wiederholte förmlich erschrocken Frau Steigerer. „No und was waar jetzt da dahinter? Alle unsere Bekannten haben eana Wagerl und grad mir tappen auf de Schustersrapp'n umananander. Wer a bisl was is, fahrt sei Alte an die Sonntag spazieren, um ihr a Vergnügen z'machen — die Umananderziecherei hab i scho bald dick — mir san do koane Zigeuner!“ — „Ja, was fallt denn Dir ein? An Eklipasch, das is a theuerne G'schicht!“ — „Theuer? Gar koan Schei' net! Etliche hundert Mark, da kriegst a Rößl und a Wagerl, das is das Wenigst!“ — „Aber was so a Rößl frißt?“ — „Fressen? A Rößl frißt net mehra, als ma eam gibt und des Bisl Heu is gar net zum rechna!“ — „Ja, aber der Kutscha?“ — „Brauch'n mir koan, der bin i!“ — „Ja, verstehst denn Du was vom Kutschiren?“ — „Ja, Kathl, schaugst mi denn Du für an ganz'n Depp'n an? Dös woas ja a jeder Bua! Wenn ma rechts ziagt, geht er rechts num, links — links num, und wenn ma an die zwoa Zügl ziagt, nachher bleibt er steh'n, dös hab i

heraus, da gibt's nix! Unser Hausmeister muaß das Rößl versorgen — dabei is wieder nix!" Sie fing an, sich für die Sache zu interessiren, griff nach dem stets bereit liegenden Strickzeug, um ihre Aufregung zu dämpfen, nadelte eine Zeit lang darauf los, kraute sich dann nachdenklich mit der Stricknadel in den Haaren und gab endlich ihren Entschluß kund: „Na, wenn's wär, daß Dir a Mal was passends unterkam — saget i net Nein!" — „Das is ja dös, was i hab' sagen wollen," rief er triumphirend aus. „Da les a mal selber, was da ausg'schrieb'n steht: ‚Eine Fuchsstute, eilfjährig, militärfromm, gut eingefahren, zum leichten Zug vorzüglich geeignet, sofort zu verkaufen. Ebendaselbst ein fast noch neues Chaischen abzugeben. D. U.' Da geh i jetzt gleich hin und schau mir die G'schicht an und wenn der Preis net zu hoch is, kutschirn wir am nächsten Sonntag auf Pullach auffe!" — „Gel," meinte die vorsichtige Frau, „nimm den Vetter Metzger mit, der versteht was vom Roß!". — „Ja freili — so viel vosteh i aa!" das waren seine letzten Worte, dann ging er fort, um nach dem Rößl zu sehen.

Der Verkäufer war sogar ein Bekannter des Herrn Steigerer. Im Kaffeehause hatten sie schon öfter mitsammen getertelt — „da fehlt schon gleich gar nix," dachte er sich. Der Gaul wurde vorgeführt und machte eine recht hübsche Figur. „Ob er auch fromm sei?" fragte Steigerer. — „No beten thuat er net," spottete der Verkäufer, „aber man kann mit eam thoa, was ma will!" Um dies zu beweisen, schlüpfte er unter dem Gaul durch, hob ihm die Füße, zog ihn bei den Ohren, das Rößl ließ sich Alles gefallen und dies gefiel dem Herrn Steigerer ungemein. „Scheut er net etwa?" forschte derselbe weiter. — „Wennst'n ordentli in der Hand hast, gibt's dös gar net," versetzte der Käufer beruhigend. Nach einer Viertelstunde war der Handel abgeschlossen, am Abend des gleichen Tages hielt das Füchsl seinen Einzug in's neue Quartier.

Es war ein großartiger Moment, als Herr Steigerer am Sonntag Nachmittag 2 Uhr das Fenster öffnete und in den Hof hinabrief: „Hausmoasta — Einspanna!" Bald darauf hörte man Pferdegetrappel und Wagengerassel; dann

stieg das Ehepaar die Treppen hinab: das Wagerl empfing ächzend die doppelte Last; Steigerer nahm die Zügel in die Hand, schnalzte mit der Zunge, grad' als ob er seiner Lebtage nichts anderes gethan hätte, — dann gings dahin. Das Füchsl löste seine Aufgabe meisterhaft. Ohne auf die Führung seines Herrn zu warten, wich er geschickt rechts und links aus und schlug in den Anlagen angekommen, von selbst einen ausgiebigen Trab an. Das gefiel ihm und ihr außerordentlich. Wenn sie an Bekannten vorbeifuhren, machte er immer: „prr! prr!" als ob sein Fuchs gar nicht zu halten wäre und sie grüßte gnädig von oben herab, denn anders war's ja in dieser Situation nicht möglich. So gelangten sie glücklich nach Neuhofen, weiter sollte es für's erste Mal nicht gehen. Das Füchsl kam in den Stall und erhielt als Belohnung ein „Maßl" Haber, seine Herrschaft führte sich auch einige Maßl — allerdings keinen Haber — zu Gemüthe.

Dann kam der zweite großartige Moment, als Herr Steigerer vor das Haus trat und mit erhobener Stimme rief: „Hausl, eispanna!" Und flott gings wieder dahin. — „No was sagst denn jetzt dazu?" sang er gutgelaunt, als sie die Lindwurmstraße entlang fuhren. — „Na, so üb'l is das Ding net," versetzte sie. Im gleichen Momente zog Jemand in der Nähe einen Rollladen herab — das Füchsl macht einen Sprung und saust nur so dahin. Der Herr Steigerer hält die Zügel fest und legt sich mit aller Macht zurück, aber umsonst; das Füchsl beißt in die Stange und geht durch. „Fahr net so schnell!" rief sie — „i mag net so schnell!" — „Das muaßt dem Viech sagen!" entgegnet er, indeß sein Hut das Weite sucht. — „Halt! Glei haltst — Halt! i steig aus! aussteig'n möcht i, hast g'hört?" ruft sie immer ängstlicher werdend. — „I möcht a ausse," entgegnet er, mit dem Rößl kämpfend, und dicke Schweißtropfen perlen ihm über die Stirn. Das Roß ist nicht zu halten; es gehorcht keinem Zügel mehr; ein Handmilchwagerl wird geradezu in die Luft geschleudert; die Leute schreien, schimpfen, laufen. „Ja, wo fahrst denn hin?" schreit sie ihrem Mann in's Ohr. „Da mußt dös Viech fragen, i woaß net!" ent-

gegnet er mit der Ruhe der Verzweiflung. Da macht das Füchsl eine falsche Wendung und kommt auf das Trottoir — ein Packträger springt herzu, fällt dem Pferd in die Zügel und nun steht das schnaubende Thier still. Frau Steigerer verläßt sofort den Wagen und kommandirt ihm, wie ein Wachtmeister, zu: „Absitzen!" Der Packträger erhält den Befehl, Roß und Wagen nach Hause zu bringen, das Ehepaar nimmt eine Droschke und tritt den Heimweg an. Ein fürchterliches Zwiegespräch verkürzte die Fahrt. Zu Hause geht ein wahrer Wolkenbruch von Vorwürfen auf ihn nieder, der sich in der Früh beim Kaffee wiederholt.

Vormittags wird er zur Polizei geholt; er muß für ein zerbrochenes Miliwagerl und verschüttete Milch 42 Mk. 37 Pfg. bezahlen und erhält ein Strafmandat in Gemäßheit des § 366 Abs. 2 des R.-St.-G.-B. wegen schnellen Fahrens — 25 Mk. oder 3 Tage Haft. „Aber mir is ja das Roß durchganga!" wendet er ein. „Euch kennt man schon, das ist die gewöhnliche Ausrede; wenn Ihr wollt, habt Ihr die Gäule ganz schön in der Gewalt!" Steigerer war gerührt von diesem Zutrauen, das leider nur ein einziger Mensch in seine Fahrkunst hatte, zahlte und eilte dann schnell in eine Annoncenexpedition. Am andern Tag war zu lesen: „Eine Fuchsstute, fehlerfrei und lammfromm, brillante Läuferin, sehr geeignet für leichten und schweren Zug ist wegen baulicher Aenderungen sofort zu verkaufen. Ebendort ist ein Rennwägerl, fast noch neu, billigst zu haben. D. U."

Von der Sommerfrische.

Aus den Erinnerungen eines „Grantlhauers".

Im abonnirten Zimmer des *Bräu saßen die Stammgäste friedlich und gemüthlich beim Abendtrunke und unterhielten sich von den Neuigkeiten, welche der entschwundene Tag gebracht hatte. Es war eine nicht große Zahl, denn ein erklecklicher Theil der hier Ansässigen weilte noch mit oder ohne Familie auf dem Lande, um sich von den Strapazen des Jahres zu erholen und für die kommende Zeit neue Lebens- und Thatkraft zu gewinnen.

Der politische Theil der Zeitereignisse war noch nicht abgethan, als sich die Thüre öffnete und ein neuer Gast eintrat, dessen Erscheinen allgemeines Erstaunen wachrief. „Was wär denn das, Herr Sekretär — Sie hier? Es ist doch kaum 14 Tage her, daß Sie in d'Sommerfrischen gangen sind!" — „Guten Abend, meine Herren," gab der Angekommene, ein Herr in den reiferen Jahren und von behäbigem Aeußern zurück, indem er sich seufzend in den Stuhl warf und ungeduldig nach der dienstfertigen Hebe aussah. „Ja, die Sommerfrischen!" sagte er dann mit so eigenthümlicher Betonung, daß ihn die Herren ringsum erwartungsvoll anblickten. In diesem Augenblick setzte jedoch die Kathl den schäumenden Krug auf den Tisch; der Herr Sekretär führte denselben sofort an den Mund und that einen tiefen, andachtsvollen Zug. Diese Pause benützte der Herr Kassier, um dem Wiedergewonnenen eine Artigkeit zu sagen. „Wie's geht, darf man net frag'n; das Aussehn is wie das Leben; ang'schlagen hat's Ihnen net schlecht!" — „Freilich, schlecht ausschau'n sollt ma auch noch, wann ma z'rückkommt!" — „No, das kommt grad raus, als wann's Ihnen net gut gangen wär?" lautete die weitere Frage. „Erzählens doch was von Ihrem Landaufenthalt!"

Der Herr Sekretär brummte Einiges in den Bart, räusperte und begann endlich: „Sehens, meine Herren, wann man a so das ganze Jahr drinn sitzt im Stall wie ein Droschken-

gaul, nachher kanns Einem doch Niemand in Uebel nehmen, wenn man sich die G'schicht mit der Sommerfrischen recht schön ausmalt und kaum den Tag erwarten kann, der Einen hinausführt in die freie Natur, in die Freiheit und Unabhängigkeit und deshalb hab' ich mich heuer entschlossen, zu tiefest in die Berg drinn ein Asyl zu suchen, um dort wenigstens eine Zeit lang Alles zu vergessen, was Einem in der Stadt herin so z'wider wird; wissens: die Leut und der Zwang und das Einerlei u. s. w. — ja, Schnecken!" Ein kräftiger Zug aus dem Humpen schwemmte den aufkeimenden Unmuth wieder hinab. „Na, Sie als Junggesell können sich die Geschichte ja einrichten, wie sie wollen — unser Einer hat immer mit tausend Rücksichten zu rechnen, wann er hinausgeht; ich kann mir gar nicht denken, was Ihnen in der Sommerfrischen hat geniren können," bemerkte der gegenübersitzende Herr Kassier. „Meinen sollt man's freilich," erwidert der Herr Sekretär, „aber mich kriegt man nimmer dran. Sehens, meine Herren, ich hab lang herumgefragt, bis ich ein recht stilles Platzl im Gebirg ausfindig g'macht hab und da hab ich dann ein Zimmer beim Förster in K. gemiethet, das mir ganz besonders empfohlen worden ist.

Aber da bin ich nicht schlecht eingangen! Das Zimmerl war recht sauber und ich hätt dagegen nichts einz'wenden g'habt, aber die erste Nacht ists mir übel gangen. Ich lieg kaum ein paar Stunden im Bett, da geht ein Mordsspektakel los. Im Hausgang sind drei oder vier Hund g'wesen und die haben alle durcheinander bellt, daß man gar nimmer g'wußt hat, wo einem der Kopf steht. Drunten hat nämlich ein Jagdg'hilf den Förster ang'rufen, um ihn zum Anstand abz'holen, und zwar um zwei Uhr — sage: in der Frühe um zwei! Bei uns, wenn an einziger Hund bei der Nacht auf der Gassen einen Laut gibt, wird sein Herr wegen nächtlicher Ruhestörung g'straft, aber da, wo man die nächtliche Ruhe am nothwendigsten braucht, g'schieht nix. Gegen fünf Uhr zieht a Haufen Küh vorbei, von dene jede a Glocken ang'hängt g'habt hat, wie das Zügenglöckl bei Unser Frau — da soll einer schlafen! Ich dusel aber doch wieder ein, werd aber gleich wieder aufg'weckt, weil dem Förster seine drei

Buben, einer nach dem andern durchg'haut worden sind und dabei g'schrieen haben, als wenns am Spieß steckten.

I steh auf und fruhstuck und geh nachher spazieren nach einem sehr schönen Aussichtspunkt auf einem Hügel in der Näh'. Dort setz ich mich nieder und schau mir die Gegend an und denk': Alle Tag wird's net so geh'n, es ist nur gut, daß D' allein bist und Dei Ruh hast. Im selben Augenblick schreit hinter mir Einer: „Ja was wär denn dös, der Herr Sekretär!" Steht der ekelhafte Kerl, der Halbhuber, wissens, der Todtreder, der alle Abend da draußen im Zimmer sitzt und Einem a Loch in Bauch redt — hinter mir. Den ganzen Vormittag bin ich 'n nimmer los worden. Dann sind wir zum Mittagessen ins Wirthshaus. Wo ich mich hab' hinsetzen wollen, is schon abonnirt g'wesen und endlich hab' ich ganz hinten beim Ofen ein Platzl kriegt. Dann sind's daher kommen, die Sommerfrischler — lauter Münchner — i hab' g'meint, i sitz im Hofbräuhauskeller; die Kellnerin ist gleichfalls eine Importirte g'wesen — von einer alpinen Originalität gar keine Red! Speiskarten hat's natürlich keine geben, hat's auch net braucht, denn die Küche war ganz münchnerisch: Kalbsbraten und Schnitzl. Ich frag nach Forellen. „Heut ham mir koa g'schickt kriegt," heißt's. — „Woher kriegen Sie's denn?" frag ich. — „Von München!" — „Und Wildpret?" frag ich weiter. — „Ja, das kommt so viel hart an, das wird Alles fortg'schickt!" — „Wohin?" — „Natürlich nach München!" — Das Bier hat eine Temperatur g'habt, als wenn man's von einer Badwannen abzapft hätt und ich trink den Plempl und bild mir was drauf ein, daß ich in der Sommerfrischen bin, wo Alles frisch war, nur 's Bier net!! Nach Tisch will ich mich a bisl auf's Ohr legen. Da geht ein anderer Unfug los. — Denkens Ihnen, die Frau Försterin spielt Klavier und singt dazu! Wie ein Ortsverschönerungsverein so was leiden kann, das begreif ich gar nicht, überhaupts paßt ein solcher Marterkasten nicht in eine Gebirgslandschaft hinein. Ich renn also wieder fort in' Wald hinein und leg mich dort in's Moos.

Ich schlaf noch keine Viertelstund, da wach ich auf von einem Mordg'schrei; — was seh' ich? Die ganze Mittags-

G'sellschaft ist da heraufkommen und spielt neben meiner „Schneider leih mir dei Scheer!“ Der fade Halbhuber stellt mich vor und ich werd eing'laden, mitzuthun. Nix hats g'holfen, ich hab mitthun müssen! Waren so ein paar alte Fräuln dabei, die schon lang als Ausg'stopfte in's Antiquitäten-Kabinet g'hört hätten und die habens förmlich auf mich abg'sehen g'habt. Nicht mehr von der Seiten sind's mir gangen und ich hätt' da den Galanten spielen sollen! Im Heimgehen hab' ich infolge dessen einen Sonnenschirm und einen Regenmantel tragen und muß mir dann weiß machen lassen, ich wär der liebenswürdigste Mensch von der Welt!

So etwas! Am Abend hab' ich wieder mein' Schlegelbraten gessen und etliche Halbe Badwasser trunken. Dann haben's mich zum Kartenspielen eing'laden. Die sogenannten jungen Damen und der Halbhuber haben „schwarzer Peter“ g'spielt — da haben's mich nicht drankriegt, aber beim Tarocken! Ich hab' mit einem Privatier aus München, mit dem Herrn Lehrer und mit einer alten Madame einen Haferltarock g'spielt, das Aug' um einen Viertelspfennig. Ein solches Gestopsel ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen und wie wir am Abend auseinandergangen sind, haben's mich noch g'fragt auch, wie ich mich unterhalten hab' und ich muß sagen: „Sehr gut!“ Bei der Nacht haben d' Hund wieder g'rebellt, in der Früh haben d' Küh vorbeig'läut und dann sind die Försterbuben prügelt worden. So ist's alle Tag gangen! Die Sommerfrischlerg'sellschaft hab' ich aber nimmer anbracht; überall haben's mich erwischt; von einer Freiheit, die auf Bergen wohnt, keine Spur.

Auf der entlegensten Alm hat's g'rad g'wimmelt von so Tagdieb, die um die alte Sennerin rumg'sessen sind. Wo sechs Personen Platz g'habt haben, da sind zwei Münchner, drei Sachsen und ein Maler g'standen und haben einander ang'schaut und weiß Gott wohin g'wunschen. Das reinste Stadtleben, aber kein Volksleben im Gebirg! Wann Einer das sehen will, muß er bei uns schon in's Theater geh'n! Kurz und gut: Eines Tages, wie die Frau Försterin gerade im Zimmer neben mir g'sungen hat: „Ich kann es nicht fassen, ich kann es nicht glauben —“, hab' ich mir denkt: „Ich auch

net, warum d' so dumm bist und trinkst dene da heraus das schlechte Bier weg — pack z'samm und brenn der ganzen „Schneider leih mir die Scheer-G'sellschaft" durch und schnurgrad hieher. Wann ich mich ärgern will, meine Herren, nachher kann ich's billiger auch haben — aber für so eine Erholung dank ich. Kathi, was is denn? Krieg ich heut nix mehr — noch eine — aber den Krug auffrischen! Ja, meine Herren, so ist's mir in der Sommerfrischen gangen!"

Der Mausfodt.

Es war zur Zeit der Hochsaison im Gebirge, als ich zu mehrtägiger Rast in einem bekannten Dorfwirthshause im Berchtesgadener Lande Aufenthalt nahm. Für einen Touristen erweist sich ein längeres Verweilen in einer solchen auf Ruf und Widerruf zum Hotel avancirten Wirthschaft nicht immer sehr angenehm. Gewöhnlich hausen dort einige seßhafte Sommerfrischler, welche außer einer ganzen Hauseinrichtung noch ihre Titel, ihre Nerven, ihre angestammte oder eingebildete Noblesse, ihre Prätensionen, ihre Musikalien, ihre Unnahbarkeit mitgebracht haben, um ein paar Monate Natur zu kneipen und Gemüthlichkeit zu studiren. Der namenlose Wandersmann ist in vielen Fällen auf sich selbst oder auf die Unterhaltung mit den dienenden Geistern angewiesen, die oft genug schon — besonders der weibliche Theil — so verscheucht sind, daß sie sich nur ungern mit dem Städter in eine Konversation einlassen. Denn es gibt ja sehr viele Sommergäste, welche ihre kulturhistorischen Studien in Bauernkomödien und Bauernromanen gemacht haben und die dort geschilderte Urwüchsigkeit und Einfalt für baare, landläufige Münze nehmen, welche überall giltig ist. Da fragt man dann irgend eine Wirthsmaid um ihren „Loder" oder verlangt, sie soll „Schnadahüpfl" singen, sucht ihr Kammerfensterromane zu entlocken und

ähnliche Geschmacklosigkeiten mehr. Daß die Leute draußen oft mehr Taktgefühl besitzen als manches Stadtkind, daran denkt Niemand. Daher kommt es, daß die Stadtherrn manchem Dirndl draußen so „viel z'wider“ sind, was den Einen oder den Anderen, der zu Hause für unüberwindlich gilt, höchlichst verwundern mag.

Es fing bereits an zu dämmern, als ich meinen Platz in der Wirthsstube einnahm. Ich war angewiesen worden, mich in einer Ecke in der Nähe des Ofens niederzulassen, weil die anderen Plätze bereits besetzt seien. Die Zurücksetzung kränkte mich nicht im Mindesten, denn ich war sicher davor, nicht etwa als Stein des Anstoßes bei den konzessionirten Sommerfrischlern zu gelten; ich trank geduldig meinen Tropfen Bier, mit dem sich der betreffende Brauer, wenn auch nicht die ewige Verdammniß, so doch einige Jahrhunderte Fegfeuer verdient hatte, und wartete auf die unvermeidlichen Schnitzeln, welche draußen bereits in der Pfanne schmorten. Am Gläserschrank hantirte die Tochter des Hauses, während sich ein derbes Landmädchen in ihrer universellen Eigenschaft als Hausmagd, Putzerin, Küchengehilfin u. s. w. zu schaffen machte. Die beiden Mädchen pflogen dabei eine leise Konversation in abgebrochenen Sätzen, welche sich zumeist auf die Verhältnisse des Hauses bezogen. Plötzlich hielt die Eine, welche die Tische ordnete, inne, sah in der Richtung gegen die Straße zu zum Fenster hinaus und rief merklich demonstrativ aus: „Jessas, Kathl, jetzt kimmt er scho wieder!“ — „Wer denn?“ fragte besagte Kathl neugierig. „Ja, wer denn sonst, als der M a u s t o d t?“ — „Da Maustodt?“ wiederholte Kathl lachend, „o du lieber Gott!“ — „I mach, daß i weiter kimm,“ fuhr die Magd fort und eilte, ihr Geschäft zu vollenden. Die Sache interessirte mich. Ich sah zum Fenster hinaus und erblickte einen rüstig daherschreitenden Sommerfrischling, an dem ich jedoch nichts Auffallendes entdeckte. Die Kathl sah mit verschmitztem Lächeln auf mich, was mich zum Beginnen eines Gespräches veranlaßte. „Maustodt!“ bemerkte ich — „das ist ein g'spassiger Name!“ Die Kathl lachte und erwiderte: „Nennen thut er si net so, aber wir heißen ihn n' Maustodt, weil er so ein Todtreder is, der so viel an Ein'm hinredt,

daß die Mäus davon krepiren kunnten!“ Mir ging ein Licht auf, und ich war einigermaßen neugierig, den „Maustodt“ kennen zu lernen. „Wer ist denn der Herr Maustodt,“ forschte ich weiter. „Was er is, weiß i rechtsinni net,“ antwortete die Kathl, „aber das weiß i: Wann der a mal stirbt, muß ma sei' Maul extra todtschlagen, sonst red't er in alle Ewigkeit furt. Jetzt, wann er kummt, geht er z'erst in d' Kuchel naus zur Muattan und der verzählt er, wo er heut g'wesen is, was er 'gessen und trunken hat, wer eahm begegnet is, was er in der Zeitung g'lesen hat, dann fragt er's, was kochen thut und wie 's Wildpret kocht und sagt ihr, wie sie den Schmarr'n machen soll und wo sie ihre Sachen kaufen soll. Nachher schaut er, daß er 'n Hausknecht dawischt und an den schwatzt er wieder hin und fragt'n aus nach die Madl'n im Dorf, nach'n Fensterln und er bild' si' immer ein, der Anderl — so heißt der Knecht — soll a Wildschütz sein und sollt' ihm allerhand Stückl'n verzähl'n. Oder er derwischt an Holzer oder sonst an Burschen im Stübl d'rüben und die sollten eahm nachher glei' Generalbeicht ablegen. Unser Stasl, die g'rad dag'wesen is, die fürcht ihn, wie den Gangerl, weil er positiv wissen möcht, wie ihr Schatz heißt und wo's hingeht mit ihm, wann's ihren Ausgehtag hat. I' sag' Ihna, der Herr versteht's, unserein z'martern mit seiner Todtrederei — es is gar net zum sag'n!“ —

Bald darauf betrat der „Maustodt“ das Gastzimmer und ehe ich Zeit hatte, ihn zu mustern, öffnete er schon die Schleusen seiner Beredtsamkeit. Er präsentirte sich als ein Mann in den mittleren Jahren, der seinem Aeußern nach in behaglichen Verhältnissen lebte; er war gerade nicht elegant, doch aber ziemlich sorgfältig gekleidet und trug als Attribute des provisorischen Gebirgsbewohners den Jägerhut und die Lodenjoppe, sowie den derben Stock, der den rastlosen Wanderer kennzeichnet. „Grüß Gott beinander,“ rief er bei seinem Eintritt, dann machte er sich an die Kathl, die in stiller Ergebung sich auf die gewohnte Unterhaltung vorbereitete, indem sie recht emsig die Halbegläser ordnete und in dieses Geschäft ganz vertieft schien. „Ja, Kathl,“ fuhr er fort, „Schatzerl lieb's, jetzt hab'n wir uns scho seit in der Früh nimmer g'sehn

und i glaub, Du bist derzeit noch sauberner worn. Aber Schad is, mit uns zwei is nix — i weiß scho warum. Sei nur stad, es hilft Di nix, i weiß Alles, der Müller Franzl hat's mir scho erzählt, wer Dei Loder is!" Das Mädchen erröthete und stampfte unwillig mit dem Fuß. „A sauberner Bursch is er schon — der Toni — gel, jetzt wirst roth — i weiß schon no mehr — heut is er in Berchtesgaden drinn am Markt — da wird er Dir schon was mitbringen; paß fein auf und mach das Kammerfenster net z'stark zu —" — „Mein Ruah möcht i", warf das Mädchen unwillig dazwischen ein, „wann's nur net gar so viel dummes Zeug reden möchten!" dann eilte sie hinaus. „Ja, ja Madl", rief er ihr nach — „Di kenn i schon!" Gleich darauf rückte er gegen meine Wenigkeit vor und hatte bald ein Gespräch angefangen, an dem er sich, ohne daß es ihm auffiel, zunächst allein betheiligte. „Heut haben wir schönes Wetter, Herr Nachbar — ja, das muß man benutzen — es ist ja eine Pracht in den Bergen da herin, nur muß man sich auskennen. Wissens, ich bin alle Jahr da, ich kenn jeden Weg und Steg. Da müssens einmal auf die *Alm 'naufgehen, ganz gefahrlos und leicht zum finden — nix Schöneres, da is der Katherl ihr Baserl Sennerin, da sagen's einen schönen Gruß von mir — da werden's sehen, was die für eine Freud hat. Sie werden wahrscheinlich länger dableiben? Natürlich, denn hier ist's ja zu schön — da lauft man net so durch. Den prachtvollen Weg nach Hintersee, den müssen's machen, so was sehen's net alle Tag — wissen's die Leut aus der Stadt, die gehen meistens der Karten nach und da übersehen's die schönsten Partieen. Aber ich kenn ja Alles, mich kennt jedes Kind und ich komm in jedes Haus. Da lernt man das Volk kennen, sag ich Ihnen, das ist interessant!" In diesem Stile erzählte er fort, ohne daß ich nöthig hatte, mich mit Antworten zu plagen, denn dazu ließ er mir keine Zeit; er entwickelte eine entsetzliche Zungenfertigkeit und ich glaubte gar bald, wirklich etwas wie Mäusegift in mir zu verspüren, als glücklicher Weise einige Sommerfrischler eintraten, welche den elektrischen Strom der Beredtsamkeit von meiner Person auf sich ablenkten. Der Maustodt übernahm sofort die Wort-

führung und, ergeben in ihr Schicksal, begnügte sich die Gesellschaft damit, das stereotype Geplauder als Zugabe zum Abendbrot zu genießen. Plötzlich änderte sich das gedrückte Verhältniß. Ein neuer Ankömmling, groß, hager, mit einem schmalen Gesicht, das mit einem mächtigen Vorsprung und einem buschigen Bart geziert war, nahm bei der Gesellschaft Platz. Er trug die landesübliche Tracht in verfeinerter Ausgabe — ein Salontiroler comme il faut. Derselbe verzehrte in offenbarer Hast seine Portion, dann griff er zum Glase und machte einen kräftigen Schluck, holte Athem und begann dann mit einer durchdringenden Baßstimme, unbekümmert um den fortdauernden Vortrag des Maustodt: „Wo meinen Sie, meine Herrschaften, daß ich heute war? Auf der Roßalpe! Ja, Kinder — er ist auf der Roßalpe gewesen. Sie denken wohl: Er spricht ein großes Wort gelassen aus. Ganz richtig — ich sage Ihnen, lasterhafter Weg, äquatoriale Hitze — aber da liegt was drinnen! Sie sind auch schon droben gewesen? Möglich! Aber unter solchen Umständen gewiß nicht! Denken Sie sich nur einmal:“ — Und nun begann er von den erlebten Gefahren, Mühen und Kraftleistungen zu erzählen, was er auf der Alpe getrieben, was er mit der Sennerin gesprochen, was er sie gelehrt habe, was er mit einem Wildschützen durchgemacht habe, wie er die Leute zahm gemacht habe — in endloser Schilderung von Ereignissen und Verhältnissen, wie sie sich nur ihm geboten, wie sie sonst noch Keiner erlebt habe!

Der Maustodt versuchte hie und da, wenn der Berichterstatter Athem schöpfte, schnell den Faden des Gesprächs an sich zu ziehen, allein das mächtige Organ des Großen übertönte seine Worte; zudem wußte derselbe auch das Unscheinbarste mit gelehrten Abhandlungen zu würzen — es war großartig! Von den Gästen entfernte sich nach und nach Einer um den Andern, der Redner merkte es nicht; er sprach fort und wälzte den ganzen Redestrom nunmehr auf den armen Maustodt. Auch ich dachte an Flucht und citirte die Kathl, welche mit offenem Munde zuhorchte. „Kathl, was schuldig? — „Eine Mark vierzig!“ — „Hier — sagen's einmal, wer ist denn nachher dieser Herr? Gelt, der kann's?“ —

„I woaß net, Herr,“ entgegnete sie, „ich kann mir's net denken, aber es kann Neamd anderer sei — als der Obermaustodt!“ — „Das stimmt!“ rief ich lachend und suchte dann schleunigst das Nachtlager auf. Noch lange hörte ich das Dröhnen der Baßstimme, die mich endlich wie das monotone Rauschen eines Baches zum Schlummern brachte. Immerhin freute es mich aber, eine bekannte Spezies der Gesellschaft so trefflich klassifizirt zu wissen — die fragliche Benennung hat sich in der betreffenden Gegend bis heute erhalten!

Staatsbürgerleiden.

In einem der kleinen Häuschen am Ende der Vorstadt sitzt der Tischlermeister Klein mit seiner Ehehälfte beim Morgenkaffee. Mit sauerem Gesicht löffelt er die nichtssagende Brühe aus dem kleinen Haferl, das die Stelle der Tasse vertritt, und erledigt dieses Geschäft, ohne das vor ihm liegende Stück Brod einer Beachtung zu würdigen. Sie läßt sich den Göttertrank schon besser munden; sie brockt fleißig ein und verzehrt ihre Portion mit sichtbarem Wohlbehagen. Dann schiebt sie ihre Tasse von sich und betrachtet mit gutmüthig spöttischem Lächeln ihren Eheherrn. „Dich hat's heut wieder!“ beginnt sie endlich, „aber grad recht g'schiecht's Dir, warum mußt Du bis in der Fruah sitzen bleib'n; ös seids scho rechte Hocker!“ — „Du hast leicht reden,“ entgegnete Klein; „Du verstehst halt die G'schicht net; i werd doch als Vorstand vom Verein, wo mir das erste Stiftungsfest g'habt haben, net scho' um zwölfe hoamgeh'n kinna, wia an alte Spitalerin? Heut is eh Montag und der kimmt mir ganz blau für — i denk, i leg mi no'mals a bisl nieder!“

Im selben Augenblicke, in dem er diesen Vorsatz ausführen will, klopft es am Fenster. Klein öffnet das „Guckerl“ und setzt sich mit dem draußen stehenden Nachbar in Verbindung. „Gut'n Morg'n Klein,“ beginnt dieser, „wie gehts?

Was macht das verehrliche Strohmagazin? Nix Radl um?" — „S'thuts," lautet Kleins Antwort, „z'weng g'schlafn hab i halt, bis Mittag werds schon gehn!" — „Aber schön wars gestern!" — „No und ob! Das war ein nobls Stiftungsfest — Alles is vergnügt und z'frieden gwesen — so was gibts net alle Tag!" — „Des moan i — also Pfüat Di!" — „Pfüat Di!" — „Halt! was i sagn will, hast Dein Volkszählungsbogen scho ausg'füllt?" — „Was?" — Der Nachbar wiederholt die Frage. „Den? des pressirt net!" — „Freili, der werd ja heunt Vormittag abgholt!" — „Herrschaft, is des zwider! Pfüat Di!" Er schließt das Fenster und ruft seine Frau, die indessen das Zimmer verlassen hat, um das Frühstückgeschirr in der Küche zu spülen; sie erscheint.

„Rosl, bring mir glei den druckt'n Bogen, der wo neuli bracht is worn, woaßt, den von der Volkszählung?" — „Was für an Bog'n?" „Was für 'n Bogen," wiederholt er unmuthig, „als wann mir a ganze Schreibmaterialienhandlung hätt'n! — den druckt'n Bog'n halt, von dem i g'sagt hab, daß d'n aufhebn sollst!" — „Ja, was moanst jetzt Du für an Bog'n? Do net dös Papier, wo schon Alles volldruckt is gwen — Jessas — Jessas — ja, jetzt — wart, glei werd' i schaug'n!" Rasch eilt sie aus der Stube und kehrt dann bald wieder mit einem zerknitterten Papier zurück, das sie verlegen auf den Tisch des Hauses niederlegt.

Klein nimmt das Fragment in die Hand und betrachtet es mit entsetzten Blicken. „Ja, was hast denn da damit ang'fangt! Dös is ja oa Fettn und verkrüppelt is, daß ma nix mehr drauf schreiben kann!" — „No ja — was woaß i" — entgegnet die verdutzte Frau — „i hab halt unsern Schmalzhafen damit zubunden — aber so arg is net, des werd'n mir bald wieder hab'n!" Nun geht es an ein Glätten und Restauriren, daß beinahe kein Buchstabe mehr sichtbar geblieben wäre. „So," sagt sie — „schau her! Jetzt ist er bald schöner als z'erst: aber bei Euch Mannsbilder is glei aus und Amen, wenn unsern Einem a bisl was passirt!"

Nun beginnt die Arbeit. Die Geschichte soll ausgefüllt werden. Das würdige Ehepaar hat seine richtige Schulbildung genossen, aber im Schönschreiben hat er, wie sie, in

der Schule stets eine der „höchsten“ Zensuren erhalten und aus der Uebung ist ihnen die Kritzlerei auch gekommen; die zehnjährige Nanni schreibt allenfallsige kleine Rechnungen und sonst kommt in diesem Hauswesen nichts Schriftliches vor.

Die kleine Künstlerin wird gerufen und angewiesen, nach Angabe ihres Vaters die Rubriken auszufüllen. Mutter Klein betheiligt sich ebenfalls mit allem ihrem Können bei dem großen Unternehmen und nun gehts los. Der Vater diktirt, obschon ihm das Stiftungsfest im Kopf herumrumort. — „So da schreibst: Nr. 1. Woaßt Alte, der Nr. 1 — dös bin i!“ — „Ja freili — des bildst Dir halt ein — no meintwegn auf'm Papier — das is geduldig!“ — Er fährt fort: „Jetzt schreibst mein Namen und Stand ein — grad wies da drüben als Beispiel ang'führt is: Josef Klein ꝛc. ꝛc. — Hast es? — Jetzt schreibst: Haushaltungsvorstand; Haus—halt—ungs—Vorstand — großes F—o—r—stand. Gel, da spannst Alte — wer is der Vorstand von Enk? — da stehts!“ — „O jegerl“, spöttelt sie, „des glaubt Dir do kein Mensch net!“ — „Weiter! Da schreibst „verheirathet“ — männlich 1 — woaßt Alte — i bin nämlich a Mandl — um des hat mi im Ernst bis dato no Neamd g'fragt — a solche Frag!!“ — „Die werd'n scho wissen warum — richtige Mannsbilder gibt's eh nimmer viel!“ meint sie. — „So jetzt: geboren am 7. Februar 1841 zu München — des versteht sich von selber, wann i a Münchener bin; was steht da: Seit wann in München? — no ja, seit meiner Geburt — was schreibst denn für an Unsinn: Seit einer Geburt — seit meiner Geburt; da machst no an „m“ her, so; jetzt kimmt d' Mutter dran; Nr. 2!“ — „Brauchst es net so z'markirn — i werd Dir scho zoagn, wer Nr. 1 und wer Nr. 2 is!“ — „Schreib, Nanni: Ehefrau zu 1.“ — „Zu wem denn, wenn i frag'n darf? A g'scheiderner Nummer kunnt i übrigens leicht ang'hörn, als wie an solchen g'spreizten Oanser!“ — „Geboren am 2. Oktober 1849 —“ „59 schreibst — das geht das deutsche Reich gar nix an, wie meine Familienverhältnisse san!“ — „Aber wann's aufkummt?“ — „Das geht Neamd was an, ob und wann i geboren bin, b'sonders der fade Kramer, der die Bögen einsammelt, braucht's

net z'wissen!" — „Meinetwegen! so — jetzt ein Weibl und dann machst lauter Stricheln, detto, detto — jetzt kommt Nr. 3: Anna Klein, Tochter zu 1 und 2 und in der Unterhaltung von 1 und 2; geboren am 3. September 1880 detto — detto. — Hast es? Jetzt kommen die anderen, die Kathl, da Muckl, da Franzl, die Sali und da Schorschl — so Gott sei Dank jetzt san mir firti. Sonst werds nix geben. Halt! — da steht was: Vorübergehend abwesend. Wenn oana in der Nacht vom 30. November auf 1. Dezember net z'Haus war — Sappradi — da müßt i am End uns zwoa neisetzen, Alte, weil wir heut Nacht net z'Haus waren?"

„Geh, sei net so damisch — ma kann do net anwesend und abwesend zugleich sein — unterschreib die Gschicht — der Kramer kommt scho über d'Straßen rüber!" Klein unterschreibt und die Familie athmet auf, da das große Werk vollbracht ist. Der Herr Zähler stellt sich ein. Hu, was der für ein Gesicht macht beim Anblick des fetten, zerknitterten Dokuments!! „Was habens denn mit dem Bogen trieben? Das ist ja doch eine Schweinerei — man kann die Buchstaben kaum lesen! Nr. 1 Josef Klein, Schuhmachermeister — Schuhmacher? Sie sind doch kein Schuhmacher?" — „I' gwiß net!" — „Da steht Schuhmacher!" — „Was hast jetzt da g'schrieben Nandl?" — „Du hast ja g'sagt, Vater, ich soll schreiben, wie's drüben steht als Beispiel!" Der Herr Zähler korrigirt; dann fährt er fort: „Da is auch was g'fehlt; das Mädchen da, Anna Klein, ist doch ein Mädchen und da steht ein Strichl bei „männlich" statt bei „weiblich" — und Ihnen sieht man's auch net an, Frau Klein, daß Sie erst anno 59 geboren sind — wir sind ja mit einander in d' Schul gangen, da können wir doch net so weit auseinander sein?" So kritisirt der gestrenge Kontroleur. Frau Klein wird giftig und meint: „Ihnen is, scheint 's, bei uns gar nix recht und wenn Sie uns grad mit Fleiß schikanirn woll'n, dann weiß ich auch, was ich z'thun hab', verstanden?" — Der Herr Spezereiwaarenhändler kapirt die Anspielung und beruhigt die Frau: „Sind's nur net glei so grantig, Frau Nachbarin, jetzt is ja Alles in der schönsten Ordnung — ich wär froh, wenn's überall so klappen thät!" Dann empfiehlt er sich.

Der brave Klein athmet ordentlich auf und sagt zu seiner Gattin: „Dös is a Glück, daß die Arbeit blos alle fünf Jahr gmacht werden muß; i thät scho' lieber zwei Stund Holz hacken, als die spanischen Loaterln auf- und abkraxeln!“

„Für was is denn die Zählerei gut?“ fragte sie. „Für was? Erstens daß ma' weiß, wie viel größer das Deutsche Reich word'n is, und zweitens, daß die Frauen d'ran erinnert werden, wer von Rechtswegen der Haushaltungsvorstand is — verstanden? „O jegerl,“ lacht sie, „die Freud kann ma Enk ja auf an Tag lang lassen!“ Und er freut sich dessen ungemein und in angenehmster Stimmung entschwindet ihm der bläuliche Montag.

„Gut Heil!“

Es war am frühesten Morgen; die Sonne sah neugierig durch die Wolkenspalten am regenschwangeren Firmament, denn heute sollte der Festzug unter allen Verhältnissen abgehalten werden und eine gewisse Unruhe machte sich deshalb jetzt schon in den Straßen bemerkbar. Frau Nudlmaier stand im reizenden Negligee vor dem Bette ihres Gatten, der friedlich, wie ein Engel, im weichen Pfühl lag und noch süß träumte. „Schorsch, steh' auf! hast g'hört? — aufsteh'n!“ — „Gut Heil!“ brummte Herr Nudlmaier und drehte sich auf die andere Seite. — „Zeit is! — aufsteh'n!“ fuhr die gestrenge Hausfrau unerbittlich fort. — „Mei Ruah laß mir mit der Sekirerei, was soll i denn auf thun?“ — „Der Xaverl muaß fort und das Frühstück is firti!“ — „Was thut denn der schon wieder fort? jetzt is er g'rad heimkomma!“ — „Weißt's denn net, daß er an Grieachn machen muß? Um sieben Uhr muß er im Gymnasium sein, wenn er z'spät kommt — —“ „Nachher wird er höchstens noch a mal gschaßt!“ — Aber sie gab nicht nach und kreuzfuchtig verließ Herr Nudlmaier sein Lager,

um sich am Kaffeetisch einzustellen. Während des Frühstücks wurde die Ausrüstung des Stammhalters nochmals berathen. „Daß d' mir a Leibbinden mit nimmst!" mahnte der besorgte Vater. — „Ja warum net gar," entgegnete Mosjö Xaverl — „daß i ausschaug wie an alter Spitaler!" — „So? da is nachher besser, wenns d' krank wirst — aber komm mir nur hoam und werd' krank, nachher paß auf! Was habt's denn zum anzieh'n?" — „O an ganz'n Haufen — an Trikot und a Tuch und a Parrucken — —" — „Hoffentlich wird's net der gipserne Anzug von der Fahrindhöh-Vorstellung sein!" bemerkte die Mama ängstlich. — „Warum net gar — i g'hör zu di Diskuswerfer" — — „Das wird schon die rechte Beschäftigung sein," meinte der Alte und machte sich dann brummend über seinen Mokkarest her.

Xaverl verschwand und die Herren Eltern begaben sich in das Nebenzimmer, um Toilette zu machen. Gleich darauf ertönt die Klingel im Hausflur. „Ja, wer wird denn dös sein?" Das Dienstmädchen meldet: „Der Herr Vetter Meier ist draussen!" Der aber steckt unmittelbar hinter dem Mädchen den Kopf zur Thür herein und beginnt: „Guten Morgen, liebe Frau Bas, weil's Sie's erlaubt haben, bin i halt so frei und komm' zum Runterschaug'n!"

„Aber Herr Vetter, der Festzug geht ja erst um a elfe bei uns vorbei!" erwidert die Dame des Hauses mit schlecht verhehltem Unmuth. — „Weiß schon, weiß schon," entgegnet Meier, „aber i möcht halt um an Platz an dem Eckfenster bitten, wenn sie's erlauben, bin ich so frei — i schenir Ihna g'wiß net, meinetwegen können's putzen und z'sammenräumen, wie's wollen!" — „No ja, wenn's meinen —" sagt Frau Nudlmaier und begibt sich zu ihrem Gatten, um ihm das Eintreffen des ersten Gastes zu melden. Der kommt in eine furchtbare Wuth. „Hast'n net gleich beim Flügel g'nommen und naus dividirt? Eine solche Unverschämtheit is mir in mein Leb'n no net vorkommen. No wart', i wer dem Lackl den Standpunkt klar machen!" — „Aber sei fei net z'grob", mahnt sie. — „Mit solchene Leut kann ma gar net grob g'nug sein," erwidert er und stürmt hinaus. Der Vetter Meier

begrüßt ihn mit der größten Liebenswürdigkeit: „Gut Heil! Gel'ns, Herr Vetter, das is eine rechte Unverschämtheit —" Nudlmaier schnappt und schluckt und würgt dann heraus:

„O bitte — bitte — sehr angenehm, besser zu früh, als zu spät — hm — hm —," er kann sich leider auf keine passende Grobheit besinnen, denn im nächsten Augenblick läutet es schon wieder und die Frau Schwägerin mit drei Kindern kommt herein und begrüßt mit seltener Liebenswürdigkeit den „grantigen" Schwager. Schleunigst werden die Fenster frei gemacht; die Blumenstöcke stellt man in eine Ecke der Stube, Stühle werden vorgeschoben und nun machens sich's die Ankömmlinge bequem. Im Verlauf der nächsten halben Stunde erscheinen noch ein paar Geschwisterkinder, eine Familie von auswärts, die der Herr Nudlmaier am Lande kennen gelernt hat und nun sind die Plätze an den Fenstern vollständig besetzt. Nudlmaier begibt sich in das einzige noch nicht eroberte Zimmer und hält eine Berathung mit seiner Gattin. „Jetzt ham mir's — dö ganz G'sellschaft hockt scho draußen und in drei Stund, wenn's gut geht, kommt der Zug erst vorbei — was fanga mir mit dö Leut an?" — „Sei nur net so granti, Alter, wir müssen uns jetzt gastfreundli zeig'n; das erfordert unser Renamöh; wir müssen die Leut unterhalten!"

„Unterhalten? Mit was denn? Moanst i mach dena an Hanswurstl?" — „Braucht's auch net — i hab schon für eine Unterhaltung g'sorgt; i hab a Faßl Löwenbräubock b'stellt; dann hab i an Schunken und a Salami und a paar kalte Hendln herg'richt — später kommen etliche Flaschen Tiroler." — „Was? von mein Tiroler, den mir der Straßer Xaverl aus purer G'fälligkeit extrafein b'sorgt hat?" — „No was liegt denn a an paar Flaschen Wein? Geh zu und stich das Faßl an, daß a bisl a Leben in d' G'sellschaft kommt!" Nudlmaier that seine Pflicht und bald darauf brachte die Leni auf dem Servirbrett den schäumenden Trank. „Aber bitte, Herr Nudlmaier, das is doch zuviel." — — „Was glauben's denn, mir san ja doch net desweg'n komma." Aber man kennt diese Sprüche und läßt die Sache ruhig ihren Gang gehen. Die Situation gestaltete sich etwas ge-

müthlicher, man vergaß beinahe auf den Zug. Endlich ertönt Musik, Alles eilt an die Fenster, Nudlmaier mit Gattin sucht den reservirten Platz im Nebenzimmer auf; sie hat ein Körbchen mit Blumen unter dem Bett versteckt, sonst müßte man am Ende dies auch noch preisgeben! Vetter Meier postirt sich zwischen zwei junge Bäschen, ein wahrer Tausendsassa im Rosengarten. Die fremden Damen haben auch Blumen mitgebracht und wie die Amerikaner, Russen, Rumänen und Engländer kommen, geht das Bombardement los. Die Munition ist bald ausgegeben. Meier verehrt zwar jedem Gau einige „Gut Heil!“ aber die kann kein Mensch ins Knopfloch stecken. „Haben's denn gar nix mehr, lieber Herr Meier!“ flötet das kleine Backfischerl zu seiner Rechten. „Lieber Herr Meier!“ Das gibt ihm einen Riß — er kehrt sich um, hält im Zimmer Rundschau, entdeckt die Blumenstöcke, zieht sein Messer und köpft Alles ohne Erbarmen: Geranien, Reseden, Goldlack und zuletzt sogar die Fächerpalme, den Stolz der Nudlmaier'schen. Frau Nudlmaier hat mit ihren Sträußchen sparsam gewirthschaftet; nur von Zeit zu Zeit schleudert sie einen duftigen Gruß hinab, der mit dröhnendem „Gut Heil“ erwidert wird, wofür sie, lieblich lächelnd, sich geschämig gegen das junge Volk hinab verneigt. Sie schwimmt in Seligkeit, obschon er es an schlechten Witzen nicht fehlen läßt.

Trinnen wissen sie nicht, was sie hinunterwerfen sollen. Am Tisch steht eine Platte mit einem Berg belegter Brode. Meier stürzt sich mit einem Jubelschrei auf dieses Material: „Da passen's auf, wie's da anbeißen!“ Sprichts, wickelt ein Brödchen in Papier und expedirt es mit einem „Gut Heil“ zum Fenster hinaus. Das macht Effekt und bereitet den jungen Damen Spaß. Bald sind die Brödchen verschwunden; man läßt Semmeln folgen; einige Würste bekommen ebenfalls Flügel — endlich ist nichts Eßbaares mehr da. Da entdeckt Meier die Flaschen. „Leni bringen's einen Spagat!“ Die dumme Leni bringt einen Knäuel Spagat, man bindet die Flaschen daran; „Gut Heil!“ und so oft diese Festangel ausgeworfen wird, zappeln einige Fische daran. Meier ist ganz närrisch vor Enthusiasmus — die Flaschen

sind glücklich drunten. Ist denn gar nichts mehr da? Da kommen bekannte Turner, denen er Blumen zu werfen versprochen hatte. „Gut Heil! Gut Heil! Gut Heil!“ brüllt er, greift links und rechts auf die Hüte der neben ihm stehenden Mädchen, reißt die Blumen weg und wirft sie hinab. „Machts enk nix draus Maderln,“ schreit er, „i kauf enk viel schönere!“ Die beiden Damen sind entsetzt, aber er beruhigt sie mit den großartigsten Versprechungen.

Jetzt kommen die Festwagen. „Ah, der Xaverl! Gut Heil!“ Frau Nudlmaier eilt herein: „Meine Herrschaften, sehens mein Xaverl als Fiskuswerfer — is denn kei Wurst mehr da, daß ma's eam einwickeln kunnt? — Ah! — ah!“ — Sie geht entrüstet zu ihrem Mann hinein und sagt: „Denk dir — Alles hab'ns z'sammgess'n!“ — „War net übel!“ Aber man hat keine Zeit darüber nachzudenken, denn es nahen die Bayern, denen Frau Nudlmaier ihre letzten Blüthen widmet. Herr Meier aber hat ein Kistchen Zigarren entdeckt — wie die Regalias fliegen! ein besseres Geschoß hätte er gar nicht auftreiben können. Bei jeder Zigarre schreit er: „Gut Heil!“ und hundertfach tönt's zurück. Endlich ist der Zug vorüber. Vettern, Basen und Bäschen packen zusammen und bedanken sich für die genossene Gastfreundschaft. „Is nicht der Red' werth,“ entgegnet Madame galant. „War uns ein großes Vergnügen!“ setzt er bei; man drückt sich die Hände und bald ist der Schwarm aus dem Hause; von der Straße herauf tönt noch ein kräftiges „Gut Heil“ des Vetter Meier.

„Herrgott bin i froh,“ ruft Nudlmaier aus, „daß mir dö Leut vom Hals haben, net a Bröckerl haben's überlassen; Leni, an Wein!“ — „Is keiner mehr da, Herr!“ entgegnet das Dienstmädchen. „Was? — es is ja doch keiner trunken wor'n?“ — „Der Herr Vetter hat'n ja dö Turner nunterlassen -- drum hab'ns bei uns gar so arg ‚Gut Heil‘ g'schrien!“ Nudlmaier ist sprachlos vor Zorn; seine Wuth steigert sich, wie er das leere Kistchen Regalia erblickt. Zu gleicher Zeit stößt seine Gattin einen durchdringenden Schrei aus und deutete auf die ruinirten Blumenstöcke! „Das is ja, als wenn a Raubersbande herin g'haust hätt!“ klagt er

und schimpft dann in allen Tonarten über den Vetter. „Leni! Is das Faßl no da?“ — „Ja!“ — „Is noch was drinn!“ — „Ja!“ — „Her damit!“

Es dauert eine Weile, bis der Grimm des würdigen Ehepaares sich gelegt hat: bei der dritten Halbe bemerkt er: „Es ist doch net so arg, wie i g'meint hab; und schön is g'wesen, da gibt's scho nix mehr, also Alte — oanerwegs „Gut Heil!“

Am Eisenbahnschalter.

Wenn an einem Sonn- oder Feiertage die Frau Sonne guter Laune ist und auf uns huldvollst herablächelt, können wir es in der Stadt kaum mehr aushalten; wir müssen hinaus in die freie Natur, je weiter, desto lieber. Fußtouren wären zwar am gesündesten, aber nachdem der liebe Gott Rösser und Eisenbahnen hat wachsen lassen, richtet man sich die Geschichte bequemer ein. Die 's machen können, fahren ein- oder vierspännig, während die Anderen die Geschichte per Dampf erledigen müssen. Diese Anderen sind aber ihrer so viele, daß sie oft nach Tausenden zählen und es keine Kleinigkeit ist, solche Massen zu befördern. Die Lokomotiven fragen zwar nicht viel darnach; wenn ihnen die Last zu groß ist, ziehen sie einfach nicht mehr und bekommen dann, um ihre theure Existenz zu erhalten, sofort eine Aushilfskraft. Das ist bei Menschen, die mit einem unbekannt großen Andrange von Mitbürgern rechnen müssen, nicht der Fall. Der sogenannte Schalterlöwe, welcher die andrängenden Massen mit Billeten zu versorgen hat, kann beim größten Sturm auf seine Position nichts thun, sich der überwältigenden Verhältnisse zu erwehren, denn Gendarmerie und Feuerwehr sind in einem solchen Falle machtlos. Er muß eben die Sache erledigen, so gut es geht. Dazu gehört aber eine ganz besondere Gewandtheit, Aufmerksamkeit und auch eine tüchtige Portion

Geduld. Er soll höflich sein gegen das Publikum und das ist eine besondere Kunst, weil sich die hochverehrliche Verkehrskundschaft der gleichen Pflicht zuweilen aber auch gar nicht bewußt ist. Die Phrase: „Glaubens, das Publikum ist wegen Ihna da? Sie san wegn dem Publikum da!“ schwebt beständig wie ein Damoklesschwert über seinem Haupte. Ja, wenn Alles ordentlich und in vorgeschriebener Weise vor sich ginge, dann wäre die Sache mit keinerlei Schwierigkeiten verbunden! Aber die Leute, welche nicht alle Tage reisen, denken nicht daran, sich selbst zu belehren und vorzusehen und erschweren dadurch nicht wenig den Fortgang einer raschen Abfertigung.

Da fahren z. B. Tausende nach dem waldreichen Planegg. Für den Verkehr nach Planegg ist ein eigener Schalter eröffnet und über dem kleinen Fenster steht groß und deutlich: „Nach Planegg und retour!“ Es ist in der letzten Viertelstunde vor Abgang des Zuges und nun kommen die meisten Passagiere. Es pressirt natürlich jetzt bei Jedem und infolge dessen befinden sich die Meisten in einem Zustande der Aufgeregtheit, die vielfach mit Gereiztheit gleichbedeutend ist. „Herrgott, die Leut!“ heißt es, „und Alles fahrt wieder nach Planegg; die Münchner wissen schon gar nirgends anderswo hin!“ Aber man stellt sich doch hinten an der Reihe an und wartet — nicht geduldig, sondern ungeduldig, bis man endlich zum Schalter gelangt. In Bezug auf Reihenfolge hält das Publikum selbst strenge Polizei. Ein Vordrängen oder dazwischen Hineinstellen wird sofort unmöglich gemacht. Da kommt eben Einer, der thut, als ob er ganz fremd sei und ihm die Warteordnung ganz unbekannt wäre. Er stellt sich wie zufällig an die Mitte der Reihe, um sich dann unbemerkt hineinschlängeln zu können. Aber das gibts nicht! „Sie!“ ruft es hinter ihm, „bildens Ihnen nix ein, wir haben uns auch anstellen müssen!“ Aergerlich zieht sich der Betreffende um ein paar Glieder der Kette zurück. Aber neue Proteste vertreiben ihn auch hier, bis er den ihm gebührenden Platz eingenommen hat.

In der Menschenreihe selbst gehts nicht immer glatt ab. Das Gewoge und Gedränge einer stets wachsenden und

wechselnden Menge bringt seine Unannehmlichkeiten für Hühneraugen, Rockflügel, Sonnenschirme, Spitzen und Hüte mit sich. „Druckens nur net gar so, Sie unverschämter Mensch!“ — „I druck ja net, i werd ja selber druckt — übrigens gib ich Ihna gleich den unverschämten Menschen, Sie Aff, Sie pomadisirter!“ — „Ruhig da herin, wenn die Herrn raffa wolln, gengans naus!“ — „I laß mi von dem Nächstbesten net insuliren!“ — „Auweh, Himmellaudon Wolkenbruch! tretens auf Eanane Füß und grad aufs Hennaäugl stellt er si auffa!“ — „Bitt tausend Mal um Entschuldigung.“ — „Is scho recht, glaubs Eana scho, ober die schönst Entschuldigung is no lang koa Hennaaugnpflaster net!“ — „Sie hörens, blasens uns doch net in ein Trumm fort den Rauch von eanerner Zigarrn ins G'sicht!“ — „Jawohl, der mit seiner Zigarrn dampft, daß ma dastickn kunnt!“ — „Sie habn leicht reden; wo soll i denn mei Zigarrn hin thun? I bring ja gar keine Händ net auffa, vor lauter Gedruck!“ — „Herrjott, is das ne langgweilige Jeschichte; da sollten Sie mal die Abfertigung in Berlin sehen, wo man mit janz anderen Massen zu rechnen hat!“ — „Du lieber Gott, bis mir dran kommen, is der Zug schon lang fort, aber i habs glei gsagt, Du trödelst so lang umananader, bis mir zspat kema — vielleicht hast es mit Fleiß than!“ — „Sei staad Alte, müssen's denn alle Leut wissen —“ — „Freili, reden sollt ma auch nix mehr dürfen; o mein Gott is dös a Kreuz!“

Der Schalterbeamte arbeitet wie ein Sklave, dabei muß er die Augen offen haben, wie ein Luchs, sonst geht's ihm, nicht an den Kragen, aber an den eigenen Geldbeutel, was noch unangenehmer ist. Es steht deutlich angeschlagen, daß das Fahrgeld abgezählt bereit zu halten sei — darum kümmert sich natürlich Niemand. Der Beamte ist der reinste Geldwechsler; daran ist er schon gewöhnt. Wenn's nur sonst rasch vor sich geht. Da kommt eine Frau an die Reihe. „Drei Bileter dritter Klaß nach Bruck!“ — „Wohin?“ — „„Wohin??““ — „Vata,“ schreit sie nun in das Publikum hinaus, „wo fahr'n wir hin?“ — „Mir is gleich, wo's d' magst!“ kommt als Antwort aus dem Menschenknäuel zurück und allgemeines Gelächter begleitet die Aeußerung. — „Ja so

sagen's doch, ob's nach Planegg wollen oder nach Bruck!" „No so geben's mir halt Planegg, wenns gar so pressirt!" — Ein robuster Herr kommt an die Reihe. „Zwoa Planegg!" — „Retour?" „Natürli'!" „Das ist nicht natürlich, es gibt auch einfache! Hier!" „A Hundsbillet könnens mir auch geben, aber retour!" „Hundebillete gibts nur tour!" — „So, das is a nette Einrichtung, dös muß i sagen, moanens, wir schlagen draußen unsere Hund ab und verspeisens?" — „Das geht mich nichts an, das können Sie halten, wie Sie wollen!" — „Darf ich bitten, vier Billets retour! Danke! Wollen Sie so freundlich sein — wann gehen die letzten Züge von Planegg nach München?" „Bedaure, dort ist der Fahrplan!" — „Na, ich denke, ich hätte höflich genug gefragt und eine Höflichkeit ist die andere werth!" — „Mach, daß d'weiterkommst", schallt es aus der Reihe, „der that gar no' a Red aa halten!"

Ein Bauer tritt endlich an den Schalter, nachdem er wenigstens einem halben Hundert den Platz geräumt hatte. „I möcht auf Dachau!" — „So? das geht mich nichts an!" — „A Billet möcht' i!" — „Da gehts nicht nach Dachau, da drüben!" — „Aber da hat mi Oana umeg'schickt!" — „Fort, rasch, hab' keine Zeit!" Im nächsten Moment ist der Bauer hinausgeschoben. „Aber, meine Herren, es steht doch ausdrücklich angeschlagen, daß das Fahrgeld abgezählt bereit zu halten ist!" „I hob' halt nix anders, als Zwanz'gmarkstückl!" Ein Hohngelächter folgt von rückwärts auf diese Antwort. „Je, der schaugt so aus, als ob er blos lauter Zwanz'gmarkstückln hätt'!" — Eine junge hübsche Dame zahlt mit einem Goldstück. „Bitte um Entschuldigung, habe leider kein Kleingeld!" „O, bitte recht sehr, es macht mir ja Vergnügen, Ihnen zu dienen!" Mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit wechselt der Beamte. „Siechst 's bei der macht 's nix, die nimmt er ung'wechselt auch an!" Die Dame streicht das Kleingeld ein, läßt aber das Portemonnaie mit der Münze fallen und daraus entsteht ein neues Hinderniß für die rasche Abfertigung. „Dö dumme Gans hat auch no g'fehlt, natürli, ohne Glaßöh wärs ja net ganga! Die müssen Glaßöh und Schleier haben, wanns ins Bett genga!" Ein langer, würdevoll sich gebahrender Passagier steht am

Schalter. Langsam zieht er einen rothen Bädecker aus der Tasche und blättert darin umher. „Aber ich bitte, etwas rasch, wohin wollen Sie?“ — Der Fremde läßt sich nicht irre machen, blättert fort, findet aber nichts und sagt endlich: „One ticket for Uurmberg!“ — „Wurmberg? Ah — Starnberg!“ „Starinberg, yes!“ „Dahinüber!“ „Thank you!“ Dann klappt er langsam den Bädecker zu und marschiert ab.

Nun gehts wieder flott vorwärts. Eine alte Frau, biederes Exemplar aus längst vergangener Zeit, naht mit der Frage: „Bitt schön, Herr Expedita, was kosten denn drei Billeter nach Planegg mit der Retour, wann i bitten darf.“ — „Zwei Mark vierzig Pfennig!“ — „Wär net aus! So viel!“ — „Na, wollens Billeten haben?“ — „Zwei Mark vierzig Pfennig, mein bester Herr Expedita, i bin eigentlich eine Wittwe und hab mit meiner Schwester und ihrer Tochter nach Maria Eich fahren wollen, aber zwei Mark vierzig Pfennig sind mir doch z'viel!“ „Nachher gehens g'fälligst weiter und machens Platz für die andern Leut!“ — Nach einiger Zeit stellt sich ein offenbar vom Lande hereinversetztes Mädchen vor und sagt gar nichts.

„Was wollens — reden müssens auch, verstanden?“ „I sollt a Briafmarken holen, wenns no offen is!“ — „Aber gleich verschwinden, Madel! Marken auch noch — nachher wär der Braten fertig!“ Das arme Mädel zieht sich unter allgemeinem Gelächter zurück. Es wird immer dringender. Es kommt wieder einer an die Reihe, welcher ein Billet nach Starnberg verlangt. „Hier werden nur Billets nach Planegg ausgegeben!“ „So? Und ich stell mich da die längste Zeit her. Könnt man Einem das nicht gleich sagen?“

Endlich sind die Letzten mit Billeten versehen, das Signal ertönt von der Halle her, daß der Schalter zu schließen sei und mit einem „Gott sei Dank!“ reißt der Vielgeprüfte das kleine Fenster herab. Im nächsten Augenblick klopft zwar Jemand dringendst und klopft wieder, es kommt noch Jemand, sie klopfen zu Zweien, aber unser Schalterlöwe sitzt jetzt sicher in seiner Höhle und hört und sieht nichts mehr, wenngleich die draußen schimpfen und von Rücksichtslosigkeit,

Zopferei u. dgl. faseln. Er ist in seinem Recht, zündet sich für die kleine Pause bis zur nächsten Würgerei eine Zigarette an und wirft nur einen bedenklichen Blick auf seine Kassa: „Wird sie stimmen, oder werde ich das Vergnügen haben, für das allgemeine Vergnügen auch noch einen Theil zu opfern?“

Eine Künstlerseele.

Im Direktionszimmer der Firma Schnittmeier & Komp. saßen der Chef des Hauses und sein Geschäftsfreund Breithuber in traulichem Gespräche auf dem schwellenden Divan. Als intime Jugendfreunde verließen sie sobald als möglich das Gebiet der geschäftlichen Erörterungen und plauderten über verschiedene Verhältnisse des Privatlebens; sie vergnügten sich an allerlei Reminiscenzen aus vergangener Zeit und endlich platzte Breithuber mit einer sehr interessanten Mittheilung heraus. Er theilte seinem Freunde Schnittmeier unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit mit, daß er nunmehr fest entschlossen sei, dem Beispiele Anderer zu folgen und zu heiraten. Schnittmeier machte überrascht eine Wendung gegen den Freund und entgegnete: „Also auch Du? Na, ich gratulire!“ — „Danke!“ erwiederte Breithuber; „aber ich weiß nicht, was das heißen soll — Du betonst das ‚gratulire‘ so eigenthümlich!“ — „Eigenthümlich kommt Dir das vor? Mein lieber Freund, mir kommt auch gar Manches eigenthümlich vor. Sage einmal, ist Deine Braut, der ich ja allen Respekt entgegenbringe, geistig hoch genug entwickelt, um allen gesellschaftlichen Anforderungen höheren Stils genügen zu können?“ Breithuber sah seinen Freund verduzt an. „Ich verstehe Dich wieder nicht vollständig; meine Braut ist aus guter bürgerlicher Familie, einfach und häuslich erzogen — —“. — „So sagen sie Anfangs,“ unterbrach ihn Schnittmeier, „aber später sieht sich die Sache ganz anders an!“

„Aber, bester Schnittmeier, Du sprichst in Räthseln; ich hoffe, ebenso glücklich zu werden, wie Du!" Schnittmeier lachte wie ein Othello. „Bist Du etwa nicht glücklich!" forschte Breithuber erstaunt weiter. — „Natürlich!" — „Du hast eine reizende Frau!" — „Natürlich!" — Du bist um den Besitz dieser Frau zu beneiden!" — „Meinst Du?" sprach Schnittmeier mit merkwürdigem Pathos. Dann erhob er sich und stellte sich mit verschränkten Armen dem erstaunten Breithuber gegenüber. „Wohl hat es eine Zeit gegeben," begann er mit dramatischer Accentuirung, „in der ich mich für den beneidenswerthesten aller Männer hielt, aber der Wahn war leider nur zu kurz. Meine Frau war das Muster einer Hausfrau, das Ideal eines deutschen Weibes, bis eines Tages ein falscher Freund in meiner Familie Zutritt fand und von da an datirt sich mein Unstern. Er war Künstler — —" — „Ah!" seufzte Breithuber in aufrichtigem Mitgefühl, „armer Freund, ich errathe, erspare Dir das Uebrige!" — „Nein," entgegnete Schnittmeier, „Du erräth'st nichts, Du sollst aber Alles wissen!" — „Es ist entsetzlich!" jammerte Breithuber. „Merke nur auf! Die Besuche des Künstlers, der, nebenbei gesagt, ein alter, häßlicher Mann ist, wurden häufiger und ehe ich es ahnte, war es ihm gelungen, meine tugendhafte Frau ganz umzuwandeln. Sonst kannte sie nur die Fürsorge für ihren Mann, für ihr Hauswesen, und was thut sie jetzt?" Breithuber schnürte es die Kehle zusammen, da er aber sah, daß sein Freund auf eine Frage wartete, fragte er kleinlaut: „Nun was wird sie denn Schlimmes thun?" — „Etwas sehr Schlimmes, mein Freund," erwiederte Schnittmeier — „sie malt!" Breithuber brach in ein ostentatives Gelächter aus. „Und das soll etwas Schlimmes sein?" — „Das ist freilich schlimm," erklärte Schnittmeier, „denn sie malt in Oel und malt mit Leidenschaft, ohne die mindeste Berechtigung, denn was sie malt, ist scheußlich. Sie sitzt den ganzen Tag vor der Staffelei, schmiert die Farben theils auf die Leinwand, theils auf ihre Kleider; sie riecht nach Terpentin und ranzigem Oel; der zarte Duft der Weiblichkeit scheint von ihr gewichen zu sein und dabei hat sie weder Talent, noch eine nennenswerthe Fertigkeit!" — „Ja, hast Du ihr dies

denn niemals zu verstehen gegeben?“ — „Ich“, erwiderte Schnittmeier erstaunt; „höre einmal, Du bist ordentlich naiv; ich bin kein Feigling und kein Tyrann, so etwas sagt man nicht im Handumdrehen; übrigens würde sie mir nicht glauben; sie behauptet nämlich, ich sei ein Kunstbarbar; alle drei Tage schleppt sie mich in den Kunstverein; wenn ich ein Bild lobe, tadelt sie es, wenn ich von einem Gemälde behaupte, es komme mir vor, wie geschmiert, dann geräth sie in Extase und faselt von genialer Auffassung und Originalität so viel, daß ich schweigen muß! Ich weiß nicht, wie mir zu helfen ist; ein schöner Traum ist zerstört und ich denke bereits an das Aeußerste!“ — „Na, na,“ sagte Breithuber begütigend, „nur nicht verzagt. Vielleicht läßt sich auf Umwegen etwas erreichen. Mir fällt etwas ein. Verschaffe mir ein Bild Deiner Frau, dann stellen wir es aus!“ — „Keine Jury der Welt wird es annehmen und dann ist mir doch mein Name zu lieb — —“ — „Ich denke an eine andere Ausstellung und das kann ja anonym geschehen. Ich habe einen Freund, der mit Bildern handelt. Es sind gute und minderwerthige darunter. Man könnte das Bild deiner Frau an das Schaufenster stellen und Du könntest zu einer bestimmten Stunde mit ihr vorbeigehen und einige Kritiken aus der Zuschauermenge anhören!“ — Ah, ich begreife, ein teuflischer und doch himmlischer Plan!“

Der Plan wurde ins Werk gesetzt; Schnittmeier brachte es leicht dahin, daß seine Gattin ein Meisterwerk aus ihrer Hand — nach ihrer Meinung nämlich — zu dem Zwecke abgab, dasselbe einer probeweisen Ausstellung in einem Schaufenster zu unterziehen. Das Bild stellte eine Loreley vor, wie sie eben ihr Haar mit einem goldenen Kamme kämmte und dabei so sang, daß dem Schiffer im Schiffe schlecht wurde. Die Sache wurde verabredeter Maßen arrangirt. Um die Mittagszeit lud Schnittmeier seine Gattin zum Spaziergang ein; er wolle doch sehen, wie sich das Bild unter anderen ausnehme. Sie lächelte, denn sie war im Laufe des Vormittags schon mehr als zehnmal an dem betreffendem Auslagefenster vorübergegangen und hatte die Ueberzeugung mit sich genommen, daß ihr Pinsel das Großartigste geschaffen habe.

Sie gingen also zur Kunsthandlung; vor derselben war bereits eine Gruppe Neugieriger versammelt. In begreiflicher Aufregung trat die Künstlerin mit ihrem Manne näher. „Sie sprechen über dein Bild!“ flüsterte er ihr zu. — „Wie kommt denn der angestrichene Bilderbogen da unter diese Sachen herein?“ läßt sich eine Stimme hören. — „Das ist ein nettes Geschmier,“ sagt eine andere, — „die Talentlosigkeit und Unfähigkeit in der Goldrahme. Dem Kerl sollte man das Malen polizeilich verbieten!“ Frau Schnittmeier war einer Ohnmacht nahe. „Gehen wir!“ keuchte sie. Sie hörte noch, wie Alle laut lachten, als Jemand eine Bemerkung machte, dann ließ sie ihren Thränen freien Lauf. Ganz gebrochen kam die Aermste nach Hause und ihr Gatte bereute bereits tief, daß er eine solche Intrigue zugelassen hatte. Aber die Trostlosigkeit der Frau verkehrte sich bald in grenzenlose Wuth; sie fing an, im „Atelier“ zu rasen, Pinsel und Palette flogen in die Ecke, jedes bestrichene Fleckchen Leinwand wurde zusammengepackt und sammt der Staffelei zu dem alten Gerümpel auf den Speicher gelegt. „So,“ rief sie dann wüthend, „jetzt hast du es, ich rühre keinen Pinsel mehr an!“ Er jubelte innerlich und suchte sie zu beruhigen, indem er ihr vorspiegelte, die Leute vor dem Kunstladen hätten am Ende blos schlechte Witze gemacht und es sei Schade, ein solches Talent — —“ „Nein,“ rief sie, „nie mehr! Nie nie!“

Nach einiger Zeit saßen die Freunde wieder im Geschäftszimmer der Firma Schnittmeier & Co. beisammen und Breithuber war sehr begierig, den Erfolg seines weisen Schlachtenplanes zu erfahren. „Nun, wie ist die Geschichte ausgegangen?“ fragte er. „Großartig“, antwortete Schnittmeier. „Sie war niedergeschmettert, dann wurde sie wüthend, hierauf vernichtete sie das gesammte Kunstinventar und nun rührt sie keinen Bleistift, geschweige denn einen Pinsel an!“ — „Siehst Du?“ sprach triumphirend Breithuber. „Und bist Du nun wieder so glücklich wie vorher?“

Schnittmeier seufzte tief auf, sah seinen Freund traurig an und entgegnete: „Mein lieber Freund, wir haben leider die Rechnung ohne den Wirth gemacht; jetzt ists noch schlimmer!“

— „Wie so?“ — „Jetzt dichtet sie mit einer fürchterlichen Begeisterung und ich muß alle ihre Verse zum Abendbrod mitgenießen!“ — „Entsetzlich! Da ist auch nicht zu helfen, denn die Dichteritis ist in den meisten Fällen unheilbar!“

Die Theevisite.

„I kann Dir gar net sag'n, wie mir dö G'schicht z'wider is!“ rief der ehrenwerthe Privatier Nudlmaier, der sich mit den Seinigen eben in großer Eile auf der Straße dahinbewegte, plötzlich aus und blieb dann sinnend stehen. „Am liebsten kehret i wieder um und ließ Euch alleins geh'n!“ — „Das wär noch schöner!“ versetzte seine Gattin in ärgerlichem Tone. „I habs der Frau von Schlawinski versprechen müssen, daß i Dich und den Xaverl mitnimm zu ihrem Familienabend, zu dem s' uns eing'laden hat. Dö ewige Wirthshaushockerei thut kei gut net, ma muaß auch a Mal a geistliche Unterhaltung aufsuchen, da wo man etwas zu seiner Büldung beitragen thut!“ — „Geh, hör mir auf mit dene Sprüch; so viel Büldung, als was mir brauchen, dös ham mir Gott sei Dank, da brauch'n ma net erst no Dei Frau Schlawakin dazu!“ entgegnete er. — „Bitte, die Frau von Schlawinski ist eine sehr feine Dame, die zwei äußerst scharmante Töchterln hat und die Alles versteht, was ma heut zu Tag zu einem feineren Leben braucht und unser Xaverl muß auch in bessere Kreise eingeführt werden, verstanden? Du gehst einfach mit, sonst paß' auf! Uebrigens kommen noch ein paar ältere Herren hin und da kannst einen Tarock machen, während die jungen Leute musiziren und wir Damen uns unterhalten!“ — „Dös wern scho die rechtn Stopsler sei,“ murmelte Nudlmaier, „wenns in einer solchen G'sellschaft spieln.“ Damit fügte er sich und ließ sich, wie ein störriger Elefant von der Gattin an das Ziel ihrer Wanderung leiten.

Sie langten endlich an der Wohnung der besagten Dame an. Ein Mädchen in Küchenlivree empfing die Gäste, nahm ihre Ueberkleider in Empfang und geleitete sie dann in den Salon, aus dem schon das lebhafte Geplänkel einiger weiblicher Zungen ertönte. Herr Nudlmaier und Sohn wurden vorgestellt, welche Szene in würdiger Weise vor sich ging. Außer der Dame des Hauses mit ihren beiden Töchtern Lilli und Mimi waren noch zwei ältere Damen und ein Herr Onkel so und so, sowie ein Herr Rath X. anwesend. Man unterhielt sich zuerst über das garstige Wetter und erzählte sich, wie kalt es heute Morgens gewesen sei und wie es dann Mittags geworden und wie es Abends werden würde. Dann wurden die Herrschaften gebeten, Platz zu nehmen, wobei Herr Nudlmaier zwischen seine Gattin und eine freundlich blickende Dame im reiferen Alter zu sitzen kam Mit mißtrauischen Blicken betrachtete er die auf dem Tische stehenden Tassen und harrte ahnungsvoll der Dinge, die da kommen würden. Auf ein Glockenzeichen erschien das Dienstmädchen mit einer großen Kanne und nun begann die Kneiperei.

„Sie trinken doch auch eine Tasse Thee mit uns, Herr Nudlmaier?" flötete ihm eine zarte Stimme zu. Thee! Dem guten Nudlmaier lief eine Gänsehaut über den Rücken, aber ein sanfter Fußtritt seiner Gattin erinnerte ihn an seine Pflicht und während er in stummer Ergebung Zustimmung nickte, bemerkte seine Frau, daß ihr Mann sehr gerne Thee trinke, was ihr einen wüthenden Blick seitens ihres Eheherrn eintrug. Man beschäftigte sich einige Zeit hindurch mit dem köstlichen Getränke; Nudlmaier blickte gedankenschwer in seine Tasse, da stieß ihn seine Gattin heimlich an und sagte leise zu ihm: „So red' doch auch was, und unterhalt' die Dame ein wenig, die neben Dir sitzt!" Nudlmaier war empört über die ungeheure Zumuthung, machte sich aber doch an die ihm zugedachte Arbeit. Aber wie er auch sein Gehirn zermarterte, es fiel ihm nichts ein. Endlich preßte er ein paar Worte hervor: „Ja, ja — so geht's!" Er merkte aber sofort, daß sich damit kein Gespräch anknüpfen lasse und deshalb verbesserte er schnell seine Ansprache, indem er allerdings etwas verfrüht, äußerte: „Das ist ein sehr schöner Abend heute!"

Von dem Seufzer, den er dabei unterdrückte, ließ er nichts merken. „O ja,“ entgegnete die Dame, „er verspricht ganz hübsch zu werden. Frau von Schlawinski hat ein reizendes Programm zusammen gestellt; Fräulein Mimi wird etwas deklamiren — —“ — „Hörens auf!“ unterbrach sie der entsetzte Nudlmaier. — „Das Mädchen hat ein ausgesprochenes Talent,“ fuhr die Dame fort, „und es wäre Jammerschade, wenn Mimi nichts zum Besten geben wollte. Nicht wahr, Frau von Schlawinski, Fräulin Mimi wird uns etwas vortragen?“ Die Dame des Hauses lächelte bescheiden und erwiderte: „Ja, wenn die Herrschaften glauben — —“ — „Gewiß — bravo! — bitte, Fräulein!“ tönte es von allen Seiten und so gedrängt erhob sich die jugendliche Künstlerin, betrat ein beim Piano befindliches Podium und begann ihre Deklamation: Der Erlkönig. „Da paß' auf, das is prachtvoll!“ zischelte Frau Nudlmaier ihrem Gatten zu. „Mein Ruh' laß mir!“ murrte er giftig entgegen und ergab sich in sein Schicksal. — — — „In seinen Armen das Kind war todt!“ hieß es, da erwachte Nudlmaier, der sanft eingeschlummert war, in Folge eines fühlbaren Stoßes, der von der ehelichen Seite herkam. Alles applaudirte und Nudlmaier nicht zum wenigsten. — „Nun, was sagen Sie dazu?“ fragte seine Nachbarin. „Ausgezeichnet!“ erwiderte er. „Besonders die Stelle, wo das Kind todt war — die reinste Primadonna!“ — „Sie schwärmen wohl auch für die Oper, Herr Nudlmaier?“ — „O ja,“ entgegnete er, „besonders, wann der Herr Dreher dabei is; den als Scharfrichter zu sehen, das is Ihnen rein zum Hinwerden!“ — „Ah, Sie meinen den Mikado, das ist allerdings mehr Operette, aber ich meine die Oper, z. B. was sagen Sie zu Wagner?“ — „Ja, der Wagner! das ist etwas anderes — da kann man auch etwas bieten, wann der Sperrsitz gleich fünf Mark kost. Aber desz'wegen sin wir doch in alle seine Trilogien g'wesen, wissens die Rheintöchter — da gibts schon nix mehr!“

Die Ankündigung, daß nunmehr Fräulein Lilli singen werde, unterbrach das geistreiche Gespräch. Ehe es Nudlmaier verhindern konnte, hatte er wieder eine volle Tasse vor sich, die er schaudernd von sich schob. Da näherte sich die reizende

Sängerin und bat ihn, er solle doch seinem Herrn Sohn zusprechen, daß er die Klavierbegleitung übernehme; derselbe weigere sich mit dem Vorwande, er verstehe sich nicht darauf. „Wär' net übel," brauste Nudlmaier auf. „Dahoam trommelt er auf sein' Flügel den ganzen Tag umeinander und da, wo er zeigen soll, was er kann, macht er G'schichten!" — „Weißt, der Xaverl is halt noch ein Bisl schüchtern in der G'sellschaft!" bemerkte Frau Nudlmaier. „Das gibt's net," entschied er; „Xaverl, Du begleitst jetzt das Fräulein, verstanden!" — „Aber Vater," entgegnete der brave Sohn, indem er zur Gruppe trat, „ein Lied zu begleiten ist doch net so leicht!" — „Du spielst und gar is!" entschied dieser.

Das unglückliche Opfer des vierten Gebotes wankte zum Klavier, besah sich die Noten, probirte einige Mal leise, dann ging's los. „Ich komme vom Gebirge her!" sang Lilli mit ganz hübscher Stimme und gutem Vortrag. Beim „Meer" waren die Konzertanten aber schon auseinander — um sich nie mehr zu finden. Man hörte Ausdrücke des Bedauerns, daß das schöne Lied nicht zur Geltung komme: Nudlmaier war wüthend. „Das hast jetzt davon," sagte er zu seiner Frau, „jetzt san mers! Aber mi kriegst nimmer und der Xaverl, der soll si freun!" Mit dem Singen war's vorbei und Xaverl entschuldigte sich, so gut es ging. Frau Nudlmaier ihrerseits duldete aber nicht, daß ihr Sohn das Klavier verließ. Er müsse jetzt wenigstens etwas spielen von seinen Sachen, um die Scharte wieder auszuwetzen. Der arme Junge ließ nunmehr den Donauwalzer los, spielte dann die Mandolinata, hiezu noch eine Polka und gab schließlich die Birkenau und den alten Peter mit Variationen zum Besten, welche virtuosen Leistungen den väterlichen Grimm beschwichtigten und sogar ein gewisses Wohlgefallen in Herrn Nudlmaier wachriefen. „Aber Ihr Herr Sohn spielt ja vorzüglich," schmeichelte die Frau Nachbarin. „Er kann schon was, wann er mag," erwiderte Papa Nudlmaier, „da solltens einmal hören, wie er den Abendstern vom Tannhäuser hinlegt, großartig!" — „Ja, am Talent fehlt's net," ergänzte die Mama, „wenn ers nur besser ausnützen thät." Nunmehr kam eine frische Kanne Thee und Nudlmaier wurde zu einer weiteren

Tasse verurtheilt, was in ihm das Gefühl der beginnenden Wassersucht wachrief. Hierauf wurde ein Gesellschaftsspiel arrangirt, während dessen sich die älteren Herren im Nebenzimmer zum Tarock zusammensetzten. Nudlmaier athmete auf und verschwand hinter der Portiere. Xaverls verkannte Talente traten jetzt beim Pfänderspiel im großartigsten Maße hervor. Er wußte beim Vertheilen der Bußen es immer so einzurichten, daß er eine der jungen Damen auf angenehme Weise aus einer gefährlichen Situation zu erlösen hatte, er erwies sich als gesellschaftliches Genie und wußte sein Monopol als einziger junger Mann gehörig auszubeuten. Frau Nudlmaier vertiefte sich mit der Tante des Hauses in eine schön-geistige Abhandlung über Frühjahrstoiletten, Fastenkonzerte und Dampfnudelbereitung, wobei sie ihre Erfahrungen im schönsten Licht zeigte. Man dachte kaum an ein Ende, als plötzlich Herr Nudlmaier mit verdrießlicher Miene wieder erschien, demonstrativ seine goldene Uhr zog und daran erinnerte, daß es Zeit sei, ans Heimgehen zu denken.

Eine ihm freundlichst zugedachte weitere Tasse Thee wies er mit Würde und Abscheu zurück. Nach einigen Verhandlungen bereitete man sich zum Abschiede vor. „Nun Mandl, hast Dei Taröckerl g'macht?" fragte Frau Nudlmaier in liebenswürdigster Weise ihren Alten. — „Dös wär mir der rechte Tarock — a Laustegl, das Aug' um einen halben Pfenning — das is schon das Höhere, da bal's d' mir net gehst!" Aergerlich darüber, daß Alles umsonst sei, die Sache etwas angenehm zu färben, machte Frau Nudlmaier den Gatten noch insgeheim darauf aufmerksam, daß er dem „Mädl" ein Trinkgeld geben müsse. Erstaunt sah er sie an und erwiderte: „Geh, hör' auf — für dö Brüh da?" — „Es g'hört si a mal und mir derfen uns net anschaug'n lassen." Man empfahl sich, das Hausmädchen leuchtete hinab und auf der Straße fragte Frau Nudlmaier: „Nun, hast ein Trinkgeld geben?" — „Freili'" — „Aber i hab' nix g'sehn!"

„I hab a Markl auf das G'sangheft hing'legt von dem einen Madl, an das andere bin i net hinkommen, sonst hätt' i ihr auch ein Markel g'schenkt!"

„O du gerechter Strohsack!" jammerte Frau Nudlmaier,

„i hab ja das Dienstmadl g'meint! das is eine schöne Blamage!" — „Da bist selber dran schuld," entgegnete er, „mi kriegst nimmer mit solche überspannte G'schichten; jetzt hab' i den ganzen Abend versäumt und muß machen, daß i zu mein Sach komm — Jessas, schon elfe! Jetzt heißt schieben, sonst schlagen's mir im Hofbräuhaus das Faßl vor der Nasen zua. Xaverl, thua d'Muttern hoam, es war auf Ehr und Seligkeit das letzte Mal, daß i mi anstimmen hab lassen!"

Dritter Klasse.

Im Begriffe, einen kleinen Ausflug nach dem Süden zu unternehmen, stand der Herr Randhuber, bürgerlicher Couponzwicker aus Isarathen, vor dem Fahrkartenschalter in Kufstein und kalkulirte, ob er sich zweiter oder dritter Klasse über den Brenner befördern lassen solle. Nach einiger Erwägung entschied er sich in Ansehung des wolkenlosen Herbsttages für die dritte Klasse und zwar einmal, weil man zweiter Klasse auch nicht schneller vorwärts kommt und dann weil man dritter Klasse immerhin etwas billiger reist und ein paar Gulden leicht erspart, welche bei Gelegenheit zu irgend einem Extrabenefiz für den Magen angenehmer verwendet werden können. Zudem ist's ja bei großer Hitze weit erträglicher auf den Holzbänken zu sitzen, als auf weichen Polstern, die noch wärmer machen, so sagen alle Passagiere dritter Klasse. Bevor er einstieg, hielt Randhuber an den Herrn Kondukteur noch eine kleine Ansprache, worin er um ein anständiges Coupé mit möglichst wenig Passagieren bat, worauf er in einen Raum gewiesen wurde, der vollständig unbesetzt war, der aber allerdings noch zwei weitere Coupéabtheilungen enthielt. Sehr befriedigt setzte sich Randhuber an das kleine Fensterchen und sah in die schöne Welt hinaus, die sich im Morgenlichte so frisch, so anmuthig und glänzend

den Blicken des Wanderers zeigte. Der Fensterplatz war ihm sicher und damit schien die Sache gewonnen. Kurz vor Abgang des Zuges stiegen noch mehrere anscheinend den besten Ständen angehörige Passagiere in dritte Klasse ein, was zu der Schlußfolgerung berechtigte, daß es überhaupt Unsinn sei, anders als dritter Klasse zu reisen. In dieser Ueberzeugung verharrte Randhuber bis Innsbruck, wo er das Coupé auf einige Minuten verließ, um einen Theil der Fahrpreisersparnisse beim dortigen Buffet unverzinslich anzulegen.

Die Signalglocke rief zur Abfahrt; Randhuber eilte zu seinem Coupé; die Situation hatte sich jedoch geändert. Zwei junge Leute hatten bereits Platz genommen; sie sahen ziemlich anständig aus, konnten also nicht genieren. Gleich nachher erschien ein ganz hellgekleideter Herr und schwang sich behend in den Wagen. Er trug einen schwach karrirten Leinenanzug, den man sicher für elegant gehalten hätte, wenn er sauberer gewesen wäre; in der derzeitigen Verfassung ließ derselbe aber höchstens auf eine etwas untergeordnete Stellung des Leinenen schließen; aber es ging ja noch an. Jetzt zeigte sich eine dicke Bäuerin mit einem mächtigem Handkorbe und ein paar Häfen in den Armen. Der Leinene beeilt sich, ihr sofort zuzurufen: „Nur herein da, Frauerl, es ischt noch Platz gnuag herein!", worauf die biedere Alpenbewohnerin ihren entwickelten Leib hereinzwängte, nachdem sie zuvor die beiden Töpfe dem galanten Herrn überreicht hatte, der diese Gegenstände sofort entsprechend versorgte. Den Korb setzte das Weib auf die Bank, da ja noch Platz genug da war. Jetzt, dachte Randhuber, wärs genug; da ging die Thüre nochmals auf und ein Bergstock kam herein, fuhr der Bäuerin hörbar derb an die Nase, so daß dieselbe nicht umhin konnte, ein kräftiges: „Hui Sakkra!" auszurufen. Sie schützte schleunigst ihren Gesichtsvorsprung mit ihrem niedlichen Händchen, dessen innere Fläche bequem mit einem Tranchirteller rivalisiren konnte. Inzwischen kam der Besitzer der Berglanze in Sicht; „Pardon!" war das erste Wort des ganz nach Vorschrift mit Lodenjoppe, Kniehosen und Bergschuhen ausgerüsteten Jünglings. „Höllensaxen!" schrie jetzt der Leinene und

zog seine Füße in die Höhe, denn der unglückselige Alpenklepper hatte mit den eisenbeschlagenen Schuhen den Mann etwas unzart berührt. „Pardon!“ war das zweite Wort des verlegenen Ankömmlings, der mit vieler Mühe seinen Bergstock unter der Bank versorgte und dann neben den jungen Leuten Platz nahm. Der Leinene brummte noch ein wenig, indem er die Beine gegen einander rieb, wie eine Fliege: „Heunt zu Tag lassen sich d'Leut rein b'schlag'n, wia dö Roß; die g'hörten eigentlich in an ganz andern Wagen, wo's bei die Hörner anbunden wern!“ Die Bäuerin lachte über diesen Witz, der Alpenwanderer that, als ob er es nicht gehört hätte; derselbe hatte überhaupt kein anderes Wort in seinem Sprachschatz, als „Pardon“. So sagte er beim Aussteigen, beim Einsteigen, wenn er Feuer für seine Zigarre erbat, wenn er einen Moment den Kopf zum Waggonfenster hinausstreckte, wenn er dem Kondukteur das Billet zur Kontrole gab.

Nun waren es bereits sechse geworden und Randhuber empfand eine wahre Angst vor einem weiteren Zuwachs. Schon war das Signal zur Abfahrt gegeben, da öffneten sich die Coupéthüren nebenan; plappernd, schreiend und schwätzend ergoß sich ein Menschenstrom in die noch unbesetzten Räume; eine ganze Herde italienischer Arbeiter mit Sack und Pack war eingestiegen, um mit ihren sauer erworbenen Schätzen der Heimat zuzueilen. Randhuber zwängte sofort seinen Corpus delicti durch das Fenster, um die weiteren Ankömmlinge vor dem Einsteigen abzuschrecken; es versuchte auch Niemand die Coupéthüre zu öffen, aber als er sich umblickte, bemerkte er zu seinem größten Entsetzen, daß die noch zu besetzenden Plätze sammt und sonders eingenommen waren; vier Stück dieser reizenden Südländer hatten eben einfach die Scheidewand überstiegen und sich im Bewußtsein ihres Rechtes sammt Säcken, Instrumenten und Stöcken zwischen den andern Reisenden niedergelassen. Nun waren diese eingeschachtelt wie Häringe und im nächsten Moment ging es dahin. Randhubers Gegenüber, ein richtiger Friaulbewohner mit schwarzem Bart und ditto Pferdemähne grinste ihm freundlich zu, als wenn er sagen wollte: „Jetzt probiren wir es halt einmal mitsammen!“

Und es wäre nichts dabei gewesen, wenn Randhuber sich nicht so sehr gefürchtet hätte vor dem Menschen! Als er ihn nämlich musterte und seine Blicke von den ungekämmten Haaren über das schmutzige Jaquet, die geflickten, schmutzstarrenden Hosen bis zu den in undefinirbaren Umhüllungen steckenden Füßen hinabglitten, als er bei näherem Nachforschen kein Hemd an dem Passagier entdeckte, sondern nur dunkle Fragmente in der Halsgegend hervorragen sah, da fuhr ihm der Gedanke an die Nonne und ähnliche unaustilgbare Insekten durch den Kopf und er fürchtete für seine Kleider eine Annäherung von bedenklichen Folgen. Aber es war nichts zu machen! Er zündete sich eine Zigarre an und blickte in die herrliche Gegend hinaus; als er seinen Kopf zur Fensteröffnung hinausschob, folgte mit dem gleichen Manöver sein Gegenüber und kam dadurch in eine so gefährliche Nähe, daß Randhuber schleunigst zurückfuhr, um sein spärliches Wachsthum vor feindlicher Invasion zu schützen. Die Hitze ward immer fühlbarer; die Passagiere saßen wie die Jünglinge im Feuerofen. Der Leinene betrachtete den in Loden gehüllten Randhuber theilnahmsvoll und hielt ihm dann eine Vorlesung über das Unpraktische seiner Bekleidung; er pries seinen Leinen-Anzug als einzig richtige Kleidung für den Süden; seine Pantalons seien so dünn wie Spinngewebe; er habe von der Hitze gar nicht zu leiden.

Randhuber meinte, es sei besser, auf der Reise durch einen Anzug geschützt zu sein, durch den nicht so leicht etwas durchgehe und es entstand eine sehr lebhafte Diskussion, in die sich sogar die Bäuerin mischte, welche sich gleichfalls für die Undurchdringlichkeit der Gewänder aussprach. Randhubers italienisches Vis-à-vis sah aufmerksam dem Gespräche zu; da er aber nichts davon verstand, suchte er nach einem andern Mittel gegen die Langeweile, er zog eine kurze Tabackspfeife heraus und fing zu rauchen an. Das war ein Kraut! Wahrscheinlich Kornähr mit geschnittenen Gaisbockhaaren gemischt! Der Mann war aber in seinem Recht, denn es ist Nirgends vorgeschrieben, was in einem Rauch-Coupé geraucht werden darf. Randhuber ertrug sein Schicksal mit männlicher Gelassenheit und tauchte nur zeitweise mit dem Kopf in's

Freie hinaus, wie ein Karpfe, der hie und da an der Wasserfläche zum Luftschnappen erscheint. Alles endet mit der Zeit, auch die Pfeife des Italieners war dem Ausbrennen nahe. Man fuhr eben durch einen Tunnel und Randhuber hatte die eine Hand auf die Fensterbrüstung gelegt, weil der frische Luftzug so angenehm kühlte. Da verspürte er ein leises Klopfen auf seiner Hand, dann ein heftiges Brennen. — Der Zug verließ den finstern Schacht und nun entdeckte Randhuber, daß sein Gegenüber die herrschende Finsterniß als passend erachtet hatte, um seine Pfeife zum Fenster hinaus auszuklopfen; daß er dabei auf die Handfläche seines Nachbars gerathen, konnte er nicht ahnen. Randhuber fluchte deutsch und soweit es ging italienisch; dann ertheilte er dem unvorsichtigen Italiener eine gebührende Zurechtweisung, die auf denselben scheinbar einen tiefen Eindruck machte, obschon der Leinene behauptete, der Welsche habe von der ganzen Rede nichts verstanden.

Unter solchen fröhlichen Zwischenfällen gelangte man auf die Station Brenner, die in der ganzen Welt wegen ihrer hohen Lage und den dortselbst erhältlichen Würsteln berühmt ist. Alle stürzten aus den Wagen, um sich am Buffet mit dieser Südfrucht zu versehen. Die Bäuerin bat den Leinenen, ihr ein Paar mitzunehmen, was dieser auch bereitwilligst zusagte. Die denkwürdige Transaktion vollzog sich in kürzester Zeit; man gab das Signal zur Abfahrt, die Reisenden eilten auf ihre Plätze, denn ihnen war jetzt Alles — Wurst. Der Leinene reichte seiner Auftraggeberin die Würstchen, welche dieselbe jedoch mit dem Ausrufe: „Sakkra, dö sein schon höllisch hoaß!" neben sich auf die Bank legte. Leider übersah der Leinene mit seinem dünnen Anzug dieses Depositum und setzte sich mit aller Wucht darauf, um gleich hernach mit einem Jammergebrüll aufzuspringen. Ein schallendes Gelächter aus deutschen und welschen Kehlen machte den Leinenen ganz wüthend und während die Bäuerin die zerplatzten Würstchen aß, sagte er ihr Dinge, die man sonst Damen nicht ins Gesicht zu sagen pflegt. Randhuber glaubte, die Frage der Zweckmäßigkeit solider Kleiderstoffe wiederholt berühren zu dürfen und erhielt dafür eine beinahe handgreifliche Replik des Interpellirten.

Endlich langte der Zug in Franzensfeste an; Randhubers Reise war im ersten Abschnitt vollendet. Mit ungeheuerer Befriedigung verließ er den Marterkasten und gelobte sich volle Entschädigung für die ausgestandenen Strapazen. Man rief zur Table d'hôte. Er wollte diesem Rufe folgen, allein das aufregende Gewühl der hungrigen Menge entleidete ihm den Aufenthalt im Centralfütterungs-Käfige; er beschloß, sein Sparsystem fortzusetzen und nahm nur eine kleine Erfrischung zu sich und rechnete dann aus, daß er durch seinen bescheidenen Lebenswandel bis jetzt beinahe 4 Gulden profitirt hatte. Er nahm die vier Scheine triumphirend zur Hand, kaufte noch ein paar feine Zigarren und eilte dann zum nächsten Zug, allwo er sofort ein Coupé bestieg, das ziemlich besetzt war, aber eine gemüthlichere Reisegesellschaft erwarten ließ. Befriedigt setzte er seine Trabuco in Brand und wollte dann seine Ersparniß für festliche Zwecke separiren. Welcher Schrecken! Die vier Guldenscheine waren fort! Er suchte alle Taschen, Täschchen, Etuis aus, die Scheine kamen nicht mehr zum Vorschein. Randhuber hatte sie irgendwo liegen lassen oder verloren! Nun war auch dieser Trost dahin! Lange fuhr er mit hängendem Kopfe durch die schönen Berge, bis er sich endlich ermannte und seufzend ausrief: „Meine Großmutter hat doch Recht gehabt, wenn sie zu sagen pflegte: ‚Jeder Sparer hat seinen Zehrer!‘“

Der Patenthund.

Wer „a bisl was“ ist in München, der hat seine Jagdkarte und schießt beim Aufgang der Niederjagd entweder auf eigenem Jagdgebiete oder als Jagdgast Böcke, Gaisen, Hasen, Hühner, Hunde und Treiber, wie's eben der Zufall will. Womit aber nicht gesagt sein soll, daß es nicht auch Jäger erster Qualität gibt, die jedem Lederstrumpf ein Doublé vorgeben.

Ein solcher Waidmann ist der Privatier Lembecker. Ein alter Jäger hatte ihn „ferm dressirt“ und zum Muster eines Nimrod herangebildet. Lembecker weiß in allen Angelegenheiten der Jagd richtigen Bescheid zu geben, spricht ein vorzügliches „Latein“ und sucht im Punkte der Ausrüstung seines Gleichen. Sein Hühnerhund Namens „Feldmann“ galt als Autorität unser seinen Kollegen; er betrug sich in und außer Dienst so musterhaft, wie selten ein Hund und es ist sehr erklärlich, daß Lembecker seinen Feldmann als zur Familie gehörig betrachtete. Sogar bei der Gattin Lembeckers hatte sich Feldmann einen hohen Grad von Wohlwollen und Vertrauen zu sichern gewußt durch Enthaltsamkeit, Bescheidenheit und unbedingte Ergebung in den Willen der Herrin. Feldmann war eben klug genug, einzusehen, daß man nur auf diese Weise die Gunst einer braven Frau zu gewinnen vermag. Leider sollte sein Hundestern nur zu früh erbleichen. Feldmann erkältete sich, erkrankte an Gicht und Rheuma und wurde in Folge fortschreitender Lähmung der Extremitäten in den Ruhestand versetzt. Die ihm als Jagdhund gebührende Pension zahlte ihm ein hiezu gedungener Revierjäger in Blei aus und Feldmann war nicht mehr.

Als Ersatz kam ein gewisser „Caro“ ins Haus. Sein elegantes Aeußere und seine einschmeichelnden Manieren errangen sich sofort die ausgesprochene Gunst der Frau Lembecker, die ihn als Prachthund bezeichnete. Der waidkundige Gatte hielt jedoch mit seinem Urtheil sehr zurück, obschon dem Ankömmling die gewichtigsten Empfehlungen zur Seite standen. Caro wurde nur auf Ruf und Widerruf aufgenommen und sollte sein Definitivum erst dann bekommen, wenn er den vollen Befähigungsnachweis durch die Praxis beigebracht haben würde. Der Tag der Prüfung brach an; Caro wurde scharf examinirt — er fiel mit Glanz durch! Am andern Morgen schon wurde ihm statt des schönen Halsbandes ein Strick umgethan; ein Diener schleifte den Widerstrebenden zu seinem Verkäufer zurück. Frau Lembecker und ihre liebliche Tochter betrauerten diesen Akt unerbittlicher Strenge lebhaft und versuchten ohne Erfolg, den Ausweisungsbefehl rückgängig zu machen: „Einen so schönen Hund fortzujagen!“

„Die Schönheit ist kein Ersatz für Dummheit!“ meinte er.

„Aber Caro hat sich so nett benommen, so viel Rücksicht für das Haus, so viel Respekt für die Küche gezeigt!“

„Macht nichts, er ist ein verdorbenes Beest, ohne Erziehung, aus dem seiner Lebtage nichts wird!“ — Der Jäger mußte das besser wissen, also Punktum!

Nach einiger Zeit erhielt Lembecker endlich die Mittheilung, daß auf einem Gute im bayerischen Walde ein Hühnerhund zum Verkaufe stehe, der weit und breit seines Gleichen suche. Lembecker schrieb sofort an den Besitzer, er möge ihm den Hund auf einige Zeit zur Probe überlassen. Er erhielt jedoch die Antwort, der Herr habe so weit zum Hund, wie dieser zu ihm und er habe am Wohnorte „Fley's“ — so hieß der gelehrte Hund — genügend Gelegenheit, sich von dessen Tüchtigkeit zu überzeugen. Lembecker setzte sich also auf die Bahn und reiste nach dem Gute im Walde. Fley wurde vorgestellt, in allen Disziplinen seines Berufes geprüft und ausgezeichnet befunden. Der Hund wurde gekauft und sofort mit nach Lembeckers Heimat genommen. Lembecker stellte Fley seiner Gattin und Tochter als einen wohlerzogenen, höchst talentirten und gelehrten Hund vor und empfahl ihn ihrer besonderen Sorgfalt. Fley verhielt sich den Damen gegenüber sehr zurückhaltend und hielt es nicht einmal der Mühe werth, mit dem Schweife zu wedeln. Lembecker behauptete, das liege in der spartanischen Erziehung des Hundes, der nur den Jäger als Herrn kenne, übrigens sei das Prachtthier völlig anspruchslos, an eine höchst einfache Fütterung gewohnt und leicht zu haben. Fley wurde also installirt und that bald so, als ob er immer hier gewesen sei.

Die Familie befand sich auf einer Villa, in deren Nähe die Lembeckerschen Jagdgründe gelegen waren. An einem schönen Herbsttage begab sich Lembecker von da aus mit einigen Freunden auf die Jagd und es sollte Fley bei dieser Gelegenheit seine Tüchtigkeit erproben. Das geschah auch in einer so vollendeten Weise, daß alle Jagdgäste dem Besitzer des wunderbaren Hundes gratulirten, was Lembecker in die angenehmste Stimmung versetzte.

„Es ist halt ein Patenthund!“ äußerte er und „einen zweiten Fley gibt es nicht mehr!“

Nach Beendigung der wilden verwegenen Hendljagd vereinigten sich die Jäger zu einem Imbiß im Landhause Lembeckers. Während die emsige Hausfrau den Tisch bereitete, lustwandelten die Gäste im Garten und erzählten sich gegenseitig ihre Jagdgeschichten. Natürlich glaubte Keiner, was der Andere sagte. Aber das macht nichts, unterhaltlich ist's doch. Man sprach auch von Fley und seinen Leistungen. Die Damen kamen dazu und um diesen die Kenntnisse und Erziehung Fley's klarzulegen, nahm Lembecker das Halstuch seiner Gattin, zeigte es dem gelehrigen Fley, dann trug er das Tuch heimlich in das Speisezimmer, legte es dort unter eine Serviette und sagte, als er wieder kam: „Jetzt paßt auf, was der Fley für ein gescheidter Kerl ist. Fley! Such' verloren!“ Fley sah seinen Herrn fragend an, dann stürzte er fort und ins Haus hinein. Es dauerte ziemlich lange — Fley erschien nicht. Mit spöttischer Miene sah Madame auf den Gatten, doch dieser war seiner Sache sicher: „Er wird finden, was er sucht, wenns auch länger dauert!“

Erwartungsvoll harrten Alle der Rückkunft des Hundes. Lembecker theilte mit, daß er das Tuch unter einer Serviette verborgen habe, was ein längeres Suchen rechtfertige. Schon zweifelte man an dem Erfolge, da erschien Fley, trottete langsam zur Versammlung hin und legte das Tuch Lembecker vor die Fuße.

Lembecker liebkoste den Hund und sah dann wie ein Triumphator auf seine neidigen Freunde: „Das soll ihm Einer nachmachen!“ sagte er und blickte Frey zärtlich in die Augen.

Während man sich in Lobeserhebungen erging, erschien die Köchin und rief Madame einen Augenblick bei Seite. Beide gingen in das Haus, denn die Essenszeit war angebrochen. Ein paar Augenblicke später erschien die Köchin wieder und zitirte Fräulein Olga in's Speisezimmer. Es vergingen einige Minuten, dann erschien Fräulein Olga unter der Thür und rief ihrem Papa zu, es sei etwas passirt, er möge einen Augenblick hereinkommen. Lembecker eilte er=

schrocken ins Speisezimmer, sein Freund Müller folgte ihm. Sie traten in das Gemach, der Tisch war gedeckt und mit Blumen geziert. In der Mitte der Tafel stand eine mächtige Platte und auf diese waren die verzweifelten Blicke von Frau, Tochter und Köchin gerichtet.

„Da schau!" sagte lakonisch Frau Lembecker und deutete auf die leere Platte.

„Was soll's?"

„Die Platten war aufg'häuft voll Schinken und Zunge mit Aspic," erklärte die Köchin. Lembecker ergriff die Platte, hielt die innere Fläche gegen das Licht und man sah deutlich die Spuren einer Zunge — der Zunge Fley's!! Lembecker rief entsetzt: „Der Fley — das Rabenvieh!" Dann aber brachen alle in ein schallendes Gelächter aus.

„Recht hast g'habt," rief Müller, „Fley ist ein gescheidter Kerl! Frißt das Vieh die ganze Platten aus! Das soll ihm Einer nachmachen!"

„Wie's nur möglich ist, daß ein solches Thier in der Schnelligkeit eine solche Menge — um fünf Mark „Durcheinander" verschlingt?" rief die Köchin aus.

„Ja das kommt daher", erklärte Müller noch immer lachend, „Fley ist halt ein Patenthund!"

Es zieht!

An einem prächtigen Sonntage des regenreichen Monats Juli „gondelte" ich mit Familie dem Zentralbahnhofe zu, um einen Ausflug nach Starnberg zu unternehmen. Ich hatte mich am Schalter wacker gehalten und weder von der einen noch von der andern Seite eine Zurechtweisung erfahren Ganz zufrieden darüber, begaben wir uns in die Einsteighalle, um unsere Wanderung wie üblich nach den vordersten Waggons anzutreten. Im Laufe dieser Wanderung trifft man Bekannte genug, die mit flüchtigem Gruße vorübereilen. „Servus"!

oder „Ah! auch a bißerl Starnberg?“ oder „das wär a Tagerl heut!“ das genirt alles nicht; man antwortet oder antwortet nicht und pantomimt blos, dann ist's geschehen. Aber so gut sollten wir dieses Mal nicht durchkommen. Indem wir noch friedlich dahinzogen, wurden wir plötzlich von einem Ehepaar überfallen, das mit uns zwar bekannt, aber gerade nicht intim befreundet war. Der Herr M. ist nämlich ein sehr lieber Mensch und netter Gesellschafter und sie ist eine ganz charmante Frau — aber sie gehört zu der Sorte des schönen Geschlechtes, deren Vertreterinnen die gesellschaftlichen Vorrechte, die ihnen Herkommen und Rücksicht verstatten, nicht nur zu nützen, sondern förmlich auszubeuten pflegt. Freiwillig stellt man sich unter ein solches Kommando selten, aber nach unseren Begriffen von Höflichkeit geräth man oft in eine Falle, aus der man nicht mehr loskommt. So ging's auch hier. Man erkundigte sich gegenseitig nach dem Befinden. Natürlich ging es Allen ausgezeichnet gut. „Wo fahren Sie hin?“ fragte mich Frau M. Leider mußte ich „Starnberg“ sagen, weil wir vor einem direkten Zug standen, mit dem man sonst gar nirgends hinfahren konnte. „Ah, das trifft sich hübsch, da können wir ja zusammen fahren — das heißt, wenn es den Herrschaften angenehm ist?“ Mir war es aus verschiedenen Gründen höchst unangenehm, aber der gute Ton erfordert in solchen Momenten mit aller Gewalt die dicksten Lügen. „Sehr angenehm!“ preßte ich heraus, was mir einen blauen Fleck eintrug, denn meine Gattin hatte mich sofort heimlich in den Arm gezwickt, um die gefürchtete Allianz zu verhindern. Was sollte ich denn sonst antworten?

Der übliche Phrasenaustausch hatte uns bereits Nachtheil gebracht, die besten Plätze waren besetzt und wir mußten in ein geschlossenes Coupe älterer Ordnung kriechen, in welchem sich schon ziemlich viele Passagiere befanden. Der Herr Kondukteur schob noch so lange nach, bis wir zehn Stück zählten, dann flog die Thüre zu, der Käfig wurde bis Starnberg wohl verschlossen. Die Fenster waren geöffnet; und das war gut, denn die Waggons waren ein wenig in der Sonne gestanden und wir saßen wie in einem Backofen. Ein frisches Lüftchen zog durch den Wagen, als wir die Halle verließen.

Mit Wonne athmeten wir auf, als plötzlich ein nervöser Aufschrei hörbar wurde; Frau M. hatte ihn von sich gegeben. „Ach! um Gotteswillen! Wie's hier zieht, das ist nicht zum Aushalten! Aber Josef — so heißt nämlich er, der Glückliche — Du weißt doch — —" das Uebrige sagte sie mit einem vorwurfsvollen, beinahe strafenden Blick, Josef blickte verlegen nach den beiden Fenstern; an einem derselben saß ich, an dem andern ein paar unbekannte Herren. Diese machten keine Miene, ein Fenster zu schließen. Natürlich mußte ich mein bischen frische Luft opfern. Seufzend zog ich das Fenster zu. „Meinen herzlichsten Dank!" flötete sie mit süßem Lächeln und zeigte ihre Perlenzähne, die wahrscheinlich ein hübsches Stück Geld gekostet hatten. Das war kein Ersatz für mein Opfer!

Zwischen Planegg und Gauting unterbrach Frau M. die mühsam angebahnte Unterhaltung plötzlich, indem sie bemerkte: „Es zieht noch immer, ich spüre es: das kommt von drüben her, Josef, sieh doch nach; in zehn Minuten habe ich meine Migräne!" Der unglückliche Josef erhob sich und blickte schüchtern in die andere Abtheilung hinüber. Richtig! Beide Fenster offen! Nun nahm er einen Anlauf, räusperte und richtete an die jenseits sitzende Versammlung folgende Worte: „Meine Herren! Sie werden entschuldigen, hier ziehts!" — „Bei uns net!" tönte es herüber. Josef fuhr fort: „Könnten Sie nicht — —" „Na, mir könna net," erscholl es wieder, „mir mögn net dasticka!" Josef tauchte wieder auf seinen Sitz nieder und sah Madame verzagt ins Gesicht. „Du bist gar kein Mann!" raunte diese ihm zu, dann hüllte sie sich in Tücher und Ueberwürfe ein und sprach bis Starnberg nicht mehr. Das war wenigstens ein Vortheil, den wir aus der Lage zogen.

Natürlich stürzten wir uns sofort nach der Ankunft in Starnberg auf den Landungsplatz und bestiegen den Dampfer. Wir eroberten ein recht hübsches windstilles Plätzchen und ließen uns dort nieder. Nun gings aber erst recht los, als das Schiff die erste Wendung gemacht hatte. „Hier ziehts ja, das ist nicht auszuhalten!" rief die arme Frau M. und sah dieses Mal meine Gattin an. „Sie werden sich etwas

zuziehen bei diesem Ziehen. Ja wohl, ganz sicher, ich kenne das! Die Gesundheit geht doch über Alles!" Umsonst leistete ich einen Eid darauf, daß dies keine Zugluft im schlimmen Sinne sei; wir verließen den guten Platz und suchten einen andern; wir fanden einen solchen, allein nur für die Damen waren Sitzplätze aufzutreiben; wir Herren mußten stehen. Leider drehte das Schiff beim Verlassen des andern Ufers wieder bei und nun „zogs" wieder auf dieser Seite! Wir suchten daher unsern frühern Platz auf, der indessen nicht mehr zu haben war. Nun begaben wir uns in den geschlossenen Restaurationssalon und nahmen dort Platz. — „Hier ziehts doch wenigstens nicht!" meinte Frau M. „Wenigstens vorläufig!" erwiderte ich und ärgerte mich ruhig weiter, bis wir Tutzing erreichten. Dort hoffte ich, entfliehen zu können Ich theilte mit, daß ich bei einer befreundeten Familie vorerst Besuch machen wolle und war so unvorsichtig, den Namen zu nennen. „Das trifft sich ja herrlich," rief Frau M. voll Freude aus, „die Familie kennen wir auch sehr gut und haben schon längst einen Besuch versprochen! Da gehen wir zusammen!" Ich war geschlagen und wir gingen zusammen; die Familie trafen wir, wie ich schon vorher geahnt hatte, nicht zu Hause; deshalb schlug man den Weg zum bekannten Bierkeller ein; und wir mußten mitwandern. Es ist überflüssig, zu erzählen, wie oft wir uns an einem Tische niedersetzten, um ein paar Minuten nachher wieder weiter zu wandern, weil es überall „gezogen" hat. Schließlich quartierten wir uns in einem Winkel der Halle ein, der das Fahrgeld von München bis hieher gewiß nicht werth war. Allein Madame war endlich beruhigt und überströmte von Liebenswürdigkeit und heiterer Laune. Wenn es nicht zog, war diese Frau eine Perle.

Bei der Heimfahrt suchten wir auf dem Dampfer sofort den Salon auf. Der Versuch eines jungen Herrn, ein Fenster zu öffnen, wurde von Josef, der dem Jüngling gegenüber eine merkwürdige Energie an den Tag legte, im Keime unterdrückt.

Etwas weniger gut ging es während der Eisenbahnfahrt nach Hause. Kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, verspürte auch Frau M., daß es heftig ziehe. Josef schloß das Fenster auf seiner Seite, aber das half nichts. Sie er-

klärte, es nicht aushalten zu können. Er wandte sich an die Insassen der gegenüber liegenden Abtheilung. Aber da kam er schön an. „Was wollens? Zieh'n thuts? Stellens Eana unter an Glassturz nei, wanns dös net vertragen kinna!" — „Je, der Ander! Lassen's Eana a Kupe alloa geben, wanns koa frische Luft net wolln!" — Hohn und Spott regnete es von allen Seiten und der unglückliche Josef setzte sich schweigend und ergeben neben seine leidende Lebensgefährtin, die sich in bitteren Aeußerungen über die Rohheit des Publikums erging. Ich verhielt mich passiv, denn wenn ich auch mit der Form der Zurechtweisung nicht einverstanden war, so freute es mich doch innerlich, daß auf die ewige Zugsgeschichte endlich ein kräftiger Dämpfer gesetzt worden war. Die leidige Zugluft hatte uns ohnedies die ganze Partie verkümmert.

Am Bahnhofplatz verabschiedeten wir uns. Frau M. hielt noch eine lange Rede über die Gefährlichkeit der Zugluft im Allgemeinen und im Speziellen, die ich nur dadurch zu unterbrechen vermochte, daß ich plötzlich ausrief: „Aber liebste Frau M. — wir stehen hier gerade im Zuge!" Damit jagte ich sie glücklich in die Flucht und wir glaubten von nun an nicht mehr unter der Zugluft leiden zu müssen. Nach einer so aufregenden und anstrengenden Reise trinkt man immer noch eins und ich begab mich in ein sehr gut besuchtes Restaurant im Innern der Stadt. Die Thür stand offen, als ich eintrat und gewohnheitsgemäß machte ich dieselbe hinter mir zu. Da donnerte es aus der Ecke rechts: „Offen lassen!" — „Pardon!" murmelte ich und machte die Thüre wieder auf. Dafür gellte sofort von der anderen Seite her der Ruf: „Zumachen!" — Ich entzog mich dem drohenden Dilemma durch schleunigste Niederlassung und war nun Zeuge, wie die Zugluft auch hier die unangenehmste Situation schuf. Die auf der rechten Seite wollten die Thüre offen haben, um etwas frische Luft einströmen zu lassen. Die von der Linken behaupteten, es zöge, daß man sich nicht aufrecht auf dem Stuhle halten könne und das Personal hatte am meisten darunter zu leiden. Da rief z. B. ein ziemlich echauffirter Herr: „Piccolo!" — „Befehlen?" — „Wennst net augen-

blickli hingehst und die Thür aufmachst, hau i Dir a Paar runter, daß d'an mi denkst!" Der Piccolo öffnet die Thür. Das sieht die Kellnerin von der Linken und fährt auf den unglücklichen Bierknaben los wie ein Drache: „Dö Thür wannst nomal aufmachst, nachher kriegst eine, daß d' an mi denkst!" Diese in Aussicht stehenden Andenken brachten den armen Jungen in helle Verzweiflung. Er verkehrte nur auf großen Umwegen und zog sich dadurch eine strenge Rüge des Wirthes zu. Letzterer ging dann selbst zur Thür und schloß dieselbe. „Auflassen!" ertönte es. Er öffnete sie wieder. „Zulassen! Es zieht!" hieß es von der anderen Seite. Rathlos stand der Wirth eine Weile dort, dann eilte er fort und kam gleich darauf wieder in Begleitung eines Dieners der eine sogenannte spanische Wand trug, die nunmehr vor die geöffnete Thür links gestellt wurde. Der gordische Knoten war durchhauen und Friede und Eintracht herrschten wieder im Raume. „Ich habs!" rief ich nunmehr befriedigt aus; „wenn wir wieder einmal eine Landpartie machen, nehmen wir statt des sonstigen Plunders eine spanische Wand mit, um uns und Andere vor dem schrecklichsten Störenfried, vor der Zugluft, zu schützen!"

Meuchlings.

Der Herr Kanzleirath Huber war das Muster eines pflichtgetreuen Beamten, eines sorgsamen Hausvaters und eines ordnungsliebenden Menschen. Seine Amtsthätigkeit bildete die Basis seines höchst ehrbaren Lebenswandels; was ihm an Zeit vom Dienst überblieb, das gehörte seiner Familie. Er lebte sozusagen nach der Schnur; selbst die kleinsten Extravaganzen waren ihm ein Greuel. Seine Solidität war so unantastbar, daß sie seiner Gattin beinahe fade vorkam, denn es bot sich fast gar kein Anhaltspunkt für die gute Frau, in die Jerimiaden ihrer Schicksalsschwestern über die

Männer einzustimmen. Sie mußte im Gegentheil bei jeder Gelegenheit betonen, daß ihr Männchen ein seltenes Exemplar eines Hausvaters vorstelle.

„Vielleicht spielt er?" forschte eines Tages eine Freundin die Frau Kanzleirath aus. — „Nicht die Idee; wir spielen höchstens an Sonntagen ein paar Partien Domino!" — „Aber er trinkt doch ein entsprechendes Quantum?" — „Auch nicht; ich kann mir gar nicht erklären, woher mein Mann seine Körperfülle hat!" — „Na — das wirst Du halt nicht wissen, stille Wasser gründen tief; was er trinkt, wenn er heimlich schwelgt, erfährst Du nicht!" — „Mein Mann trinkt nie heimlich, dafür stehe ich!" betheuerte Frau Huber. — „Was der Mann heimlich thut, kann man nie sagen", erwiderte die Freundin. Frau Huber protestirte dagegen und vermaß sich hoch und theuer, daß sie in dieser Beziehung es auf jede Wette ankommen lasse; die Freundin lächelte mitleidig und schwieg, weil es die Höflichkeit gebot.

Der Herr Kanzleirath war in der That der nüchternste Münchener, den man sich denken konnte, obschon sein Aeußeres auf etwas Anderes hätte schließen lassen. Er war nämlich klein von Gestalt, aber desto umfangreicher und es zeigte sein volles Antlitz ein so lebhaftes Inkarnat, daß man bei oberflächlicher Betrachtung allerdings auf den schlimmen Verdacht kommen konnte, die intensive Röthe der Wangen und des Gesichtsvorsprunges sei durch fortgesetzte Injektionen von Hopfen und Malz entstanden. Er aber haßte das Zuviel und nahm nur das zu sich, was nach seiner Kalkulation mit seinem Gehalt und Rang vereinbarlich erschien.

Eines Tages überraschte ihn gegen Schluß der Bureauzeit ein Jugendfreund mit einem Besuche. Die Freude darüber war so groß, daß sich der Kanzleirath überreden ließ, die etwa eine Stunde betragende Zeit bis zum Mittagstisch mit einem Frühschoppen auszufüllen. Einmal kann sich ja der strengste Moralist so etwas erlauben. Auf Vorschlag des Jugendfreundes, der ein besonderes kulturelles Interesse daran offenbarte, begab man sich in das kgl. Hofbräuhaus, allwo man ja ungekannt und ungesehen seinen Pokal schlürfen kann. Die Gesellschaft war so gemischt wie gewöhnlich, Männer der

verschiedensten Bevölkerungsschichten saßen beisammen, ohne sich um die Umgebung zu kümmern, und die beiden Freunde hatten bald ein angenehmes Plätzchen an einem Tischende gefunden, wo sie ungestört plaudern und beobachten konnten.

Es rollte sich das bekannte Bild ab. Eine bunte Menge drängte sich zwischen den Tischen wie eine wogende Fluth, welche zeitweise, einem kräftig gesteuerten Schiffe gleich, die krugbeladene Hebe mit Zuruf und Ellbogen theilte. Loosverkäufer und heimliche Hausirer fanden sich in ziemlicher Anzahl an den Tischen ein, Zeitungsträger und -Trägerinnen boten die Neuigkeiten des Tages und die mit so herrlichen Bildern geschmückten Korrespondenzkarten an; die Mannigfaltigkeit des Treibens bot den Freunden genugsam Stoff zur Unterhaltung; die Originalität des Verkehrs verfehlte auch bei ihnen ihre anregende Wirkung nicht; Einer machte den Andern auf irgend eine neue Erscheinung aufmerksam.

„Da schau einmal dorthin!“ rief plötzlich der auffallend rosig gestimmte Huber aus. „Da steht gar ein Photograph mit seinem Kasten!“ — „Was der wohl in diesem Raume thut?“ — „Das ist sehr einfach,“ erklärte Huber, „der Mann photographirt das Interieur; man macht sich im Allgemeinen ganz falsche Begriffe von der Verfassung, in dem sich dieses Lokal befindet und doch wird jedermann zugestehen müssen, daß es sehr stilvoll gehalten ist. Diese Gewölbebogen, diese Pfeiler mit Städtewappen geschmückt, dieser altdeutsche Schenkkasten mit der Uhr daneben — das ist doch eine ganz respektable Ausstattung.“ — „Ja, früher war es ganz anders, als wir hier studierten, weißt Du noch?“ Und nun ergingen sie sich in Reminiszenzen an die schönen Zeiten, die ja Jeder erlebt hat, der in München einmal jung war. An den Photographen dachte Keiner mehr und Huber mußte endlich eindringlichst und wiederholt betonen, daß es höchste Zeit sei, zu Tisch zu gehen. Man trennte sich in bester Stimmung und pünktlich wie sonst, traf Huber zu Hause ein. Er hütete sich jedoch, von seinem Frühschoppen zu erzählen, denn die Frauen meinen gleich, was einmal geschehen ist, kann sich öfter wiederholen.

Einige Wochen nach diesem kleinen Zwischenfall fand sich die oben bemeldete Freundin bei Frau Huber ein. Sie habe

ihr eine höchst wichtige Mittheilung zu machen, aber Frau Huber müsse sich zu einem kleinen Spaziergang mit ihr entschließen. Wer könnte einer so geheimnißvollen Lockung widerstehen? Man ging also fort und neugierig erwartete Frau Huber die räthselhafte Nachricht. Mit offenbarem Hohn in der Betonung fragte die Freundin nunmehr, ob Frau Huber wirklich darauf bestehe, daß ihr Mann niemals heimlich zum Kneipen gehe? Entrüstet entgegnete Frau Huber, daß darüber kein Zweifel bestehe.

„So?“ lautete die Antwort. „Komm doch nur einmal hieher!“ Sie standen vor einem Auslagenfenster, das verschiedene Erzeugnisse der vervielfältigenden Kunst ersehen ließ. „Da schau einmal das Bild an!“ — „Was soll denn das?“ — „Siehst, was drunter steht: ‚Hofbräuhaustypen‘. Und wer sitzt unter der Uhr, die gerade zwölf Uhr zeigt? Dein verehrter Gatte!“

Und es war wirklich so! Frau Huber stieß einen Schrei aus und war einer Ohnmacht nahe. Dieser Skandal! Ihr Mann ein Hofbräuhaustypus! O diese Männer!

Zuerst überwarf sich Frau Huber im Laufe der nächsten Minuten mit ihrer Freundin gründlich, dann sauste sie nach Hause und Abends ging der Tanz los. Huber war sprachlos. Ein solches Pech kommt auch nicht leicht vor. Er beeilte sich, seiner Frau Alles zu beichten, und die Geschichte mit dem Photographen zu erzählen. Aber da kam er schön an! Sein ganzer Kredit war dahin!

„Mein lieber Franz“, erwiderte sie, „wenn Du Lust haben solltest, hie und da ein Glas Bier zu trinken, so ist das kein Verbrechen. Aber daß Du mir beständig vorheuchelst, der nüchternste Mensch zu sein, während Du bereits eine „Type“ geworden bist, das ist abscheulich. Daß Du mir endlich eine so unglaubliche Geschichte von dem Photographen erzählst und verlangst, ich sollte sie glauben, das ist ordinär! Ich sehe, Du bist ein heimliches Kneipgenie und das sind die gefährlichsten!“

Alle Gegenrede war vergebens, der Nimbus der Solidität war dem guten Mann genommen; ein leichtsinniger Photograph hatte ihn meuchlings um seine Reputation gebracht!

Nur nicht abergläubisch.

Im Gasthofe zum grünen Schwan in B. . ., einem der fashionabelsten Hotels eines vielbesuchten Gebirgsdorfes wurde eben zur Table d'hôte geläutet, als ein Wagen vor der Pforte des Hauses anfuhr und diesem ein paar neue Gäste, einen älteren wohlbeleibten Herrn und eine Dame zuführte. Der Hausdiener hing sich mit aller Macht an die Alarmglocke, deren Geheul bald den Hotelier mit seiner ganzen Suite herbeilockte. Die Reisenden wurden festlich empfangen, der Herr Wirth hielt eine kleine Begrüßungsansprache und übergab dann die Ankömmlinge dem Zimmerkellner, welcher sie in ihre Gemächer geleitete. Ehe er sich verabschiedete, stellte er noch die Frage, ob die Herrschaften an der Table d'hôte theilzunehmen wünschten, die eben ihren Anfang nehme. Der Herr sagte nach kurzem Besinnen zu, der Kellner gab die nöthigen örtlichen Anweisungen und verschwand.

Im Speisesaale des Hotels hatten sich schon die Gäste des Hauses zur Abspeisung versammelt. Einige davon, welche bereits in näheren Verkehr getreten waren, unterhielten sich über die Resultate der vormittägigen Exkursionen, die Anderen harrten schweigend der Dinge, die da kommen sollten, die Dritten beschäftigten sich damit, das Wesen der spartanischen Suppe, auf deren Oberfläche zwei bis ein Würfelchen, aus alterthümlichen Weißbrod geschnitzt, umhersegelten, zu ergründen. Es saßen in Summa elf Menschen beisammen, die friedlich ihr tägliches Brod und was daran hängt, genießen wollten. Die ersten Teller waren nahezu geleert, als das obenerwähnte Ehepaar in den Speiseraum trat.

Neugierig sahen zwei und zwanzig Augen auf die Ankömmlinge, welche sich in aller Ehrbarkeit und Bescheidenheit auf den ihnen zugewiesenen Plätzen niederließen. Das Richtige wäre in einem solchen Falle für den Neuankommenden immer, wenn er vor dem Niedersitzen eine Ansprache an die Versammelten hielte, worin er ihnen seine Lebensgeschichte und die darauf bezughabenden Verhältnisse mittheilte. Es wäre dann den vielen Vermuthungen über seine Person die Spitze abgebrochen und man könnte sich wieder über etwas anderes

unterhalten. Während das verspätete Ehepaar die Suppe nachißt, und dadurch einen Aufenthalt von fünf Minuten verursacht, findet Generalmusterung statt. Der alte, ehrwürdige Herr mit dem hohen Halskragen flüstert seiner Gattin, welche steif wie ein Besenstiel neben ihm auf bessere Dinge wartet, zu: „Dem Embonpoint nach jedenfalls Münchener!" Zwei Damen, die gegenüber sitzen, schicken sich optische Telegramme zu und ergänzen dieselben durch mimische Erläuterungen. Der neben ihnen plazirte Salontiroler hat die Geheimschrift leicht enträthselt und bemerkt witzig: „Das sind sie, die richtigen Hofbräumenschen, wie sie im Buch stehen. Sie werden sehen, meine Damen, wie die biederen Leute über den Bierkrug herfallen!" Für dieses Mal war es jedoch fehlgerathen, das Ehepaar bestellte Wein zum Diner.

Während des nächsten Ganges hält eine Dame ihrem Nachbarn einen längeren kulturhistorischen Vortrag über die Bewohner der Umgegend. Sie schildert diese als entsetzlich, naiv und befangen in ihren Anschauungen; alle geistigen Errungenschaften der Neuzeit seien an ihnen spurlos vorübergegangen. Ein tiefgewurzelter Aberglaube insbesondere wirke hemmend auf Entschlüsse und Handlungen ein.

„Ich habe heute etwas mit angehört, ganz unglaublich! Wir unternahmen einen kleinen Ausflug auf den Tannenputzhof und unterhielten uns mit der Bäuerin, welche uns mittheilte, daß sie im Begriffe gewesen sei, zur Stadt zu fahren, diesen Vorsatz jedoch sofort wieder fahren ließ, weil sich etwas ereignet hatte, was als schlimme Vorbedeutung gelte. Als die gute Frau nämlich im Begriffe stand, den Wagen zu besteigen, kroch eine Kröte über den Weg und nun würde die Bäuerin nicht um alle Welt mehr fortgefahren sein. Das bedeute Unglück und sie wolle ihren Hals nicht riskiren. Eine solche Albernheit! Als ob das unschuldige Froschthier etwas dafür könnte!"

„Lächerlich! Bornirtes Volk, das noch um 300 Jahr zurück ist! Aber man thut viel zu wenig, um Aufklärung zu schaffen!" ließ sich der Alpengigerl vernehmen. Da räusperte sich der dicke Herr, der zuletzt gekommen war und bemerkte:

„Das ist allerdings ein Gebiet, auf dem unsere Schul-

männer noch tüchtig zu schaffen haben werden, wie dies ja überall der Fall ist, wenn es sich um alte Irrthümer im Volke handelt. Aber in Bezug auf Aberglauben steht ja unser Landvolk nicht vereinzelt da. Abergläubische Vorstellungen finden sich selbst in den gebildetsten Kreisen. Erlauben Sie mir nur ein Beispiel. Wir sitzen hier zu dreizehn an einer Tafel zusammen. Der Volksglaube läßt einen von diesen Dreizehn in der allernächsten Zeit sterben — diese Ansicht ist nicht blos unter dem Landvolk, noch viel mehr in gebildeteren Kreisen vertreten!"

Die Dame, welche eben den beregten Vortrag gehalten, mustert die Tafelrunde und zählt wirklich dreizehn. „Wirklich! Ein sonderbarer Zufall — na, das ist nicht schlimm, wenn man's auch nicht gerne hat!" — „Also sitzt, um mit Wippchen zu sprechen," scherzt der Salontiroler, „ein Damoklesschwert unter uns! In Gottesnamen — einmal muß der Mensch doch sterben!" — „Ganz natürlich," entgegnete der Dicke, „ein vernünftiger Mensch wird sich an der Zahl 13 auch nicht stoßen. Aber es gibt doch sonderbare Zufälle und ich habe in allerjüngster Zeit einen selbst erlebt, der auf diese Geschichte Bezug hat. Wir saßen vor etwa einem halben Jahr bei einer kleinen Feier zu dreizehn beisammen — lauter aufgeklärte Menschen. Man sprach über das Vorurtheil in Ansehung dieser Zahl und Jemand bemerkte, daß der als Opfer ausersehen sei — nach dem Volksglauben natürlich — der zuerst den Kreis verlasse." — „Wirklich?" fragte mit sichtbarem Unbehagen der Herr Gigerl. — „Nicht möglich!" rief die Frau Professorin, während die übrigen Theilnehmer mit mehr oder weniger Spannung an dem Munde des Erzählers hingen und deutliche Zeichen einer gewissen Mißstimmung gaben. — „Um kurz zu sein, meine Herrschaften," fuhr der Dicke fort, „der Jüngste aus unserem Kreise nahm die Sache am leichtesten und sprach scherzweise davon, daß er sich opfern wolle, indem er beabsichtige, als Erster zu gehen. Er ging — und drei Wochen später bekamen wir die Anzeige, daß er im Gebirge verunglückt sei!"

„Nicht möglich!" rief der Gigerl.

„Wir hielten es auch kaum für möglich, aber es war

doch so, mein guter Freund ist heute noch immer todt! — Aber ich spreche jetzt nur von Zufälligkeiten, die Geschichte wäre auch ohne die Dreizehner-Zusammenkunft passirt. Verderben wir uns das Mittagessen nicht — profit, meine Herrschaften!“

Das „Prosit“ klang recht kleinlaut zurück und der Fluß der Rede stockte merklich. Die Gattin des Dicken blickte vorwurfsvoll auf diesen und sagte leise zu ihm: „Aber Otto, ich begreife Dich gar nicht, so zu freveln; mir ist selbst ganz bange!“ Er aber lächelte und entgegnete: „Nur ruhig, Schatz, wir wollen sehen, ob alle Leute, die so schnell über Andere zu Gericht sitzen, dies mit ruhigem Gewissen thun können!“

Die Tafel war zu Ende. Die Damen knusperten auffallend lang am Dessert herum; die Herren zündeten ihre Cigarre an und bestellten Kaffee. Bald stiegen dichte Rauchwolken auf, doch wich keines der nervenschwachen Fräuleins von der Stelle. Der Gigerl bestellte sogar eine Flasche Sekt, weil er sich plötzlich erinnerte, daß heute der Geburtstag seiner lieben guten Mama sei und so etwas nur mit dieser Flüssigkeit gefeiert werden könne. Die Kellner umschwirrten verwundert und mißmuthig die vollbesetzte Tafel, von der heute Niemand weichen wollte. Da kam der Wirth und meldete dem gelehrten Fräulein, daß der für heute bestellte Wagen vorgefahren sei. Das Fräulein rief den Wirth bei Seite und beauftragte ihn, den Kutscher auf später zu vertröften, da nach Ansicht einiger Herren ein Gewitter zu befürchten sei. Ein paar Herren, die gewohnt waren, unmittelbar nach Tisch ihr Schläfchen zu machen, nickten langsam vor ihren Tassen ein. Die Mobileren der Gesellschaft sprachen über alles Erdenkliche — Niemand dachte daran, fortzugehen. Der Dicke bestellte eine weitere Flasche und lachte vergnügt in sich hinein.

So saßen die trefflichen Menschen über eine Stunde beisammen, als sich die Thüre öffnete und zwei Bauernmädchen eintraten, welche Alpenblumen zum Verkaufe anboten. Die Frau Professorin rief die Mädchen zu sich. „Ihr habt gewiß Lust, eine Tasse Kaffee zu trinken?“ Mit offenem Munde

starrten die Kleinen bei dieser unerhörten Frage auf die freundliche Dame. „Kellner, zwei Kaffee und Kuchen!“ befahl die gute Frau und setzte hinzu: „Das sind ja die braven Kinder, die mir fast täglich Blumen bringen, ich kenne sie recht gut und habe ihnen schon lange etwas versprochen, das sollen sie jetzt haben! Es genirt die Herrschaften doch nicht, wenn ich sie an unserer Tafel Platz nehmen lasse?“ — „O nein! Im Gegentheil!“ hieß es.

Der Dicke wartete einen Moment und dann sagte er: „Jetzt sind wir gar fünfzehn geworden!“ — „Kellner zahlen!“ — „Habe die Ehre allerseits!“ — „Viel Vergnügen, meine Damen!“ — „So, Mutterl, noch ein Prosit, dann genügt's!“ — „Mahlzeit!“ — „Mahlzeit!“ —

In einigen Minuten saß der Dicke mit Gattin und den zwei Bauernmädchen, die voll Glück und Freude die leeren Tassen ableckten, allein im Saale und sagte lachend zu seiner Hälfte:

„Die Bäuerin mit der „Krotten“ wäre vielleicht als die Einzige nach Tisch ohne Scheu aufgestanden und gegangen. Im Verurtheilen ist eben heut zu Tage auch der Unberufenste schnell zur Hand!“

Nach Weihnachten.

Die Feiertage sind vorüber, der verwaiste Stammtisch bevölkert sich endlich wieder in gewohnter Weise. Die Herren rücken zusammen, zünden die Brandopfer des Bacchus an und der Vorsitzende der kleinen Tafelrunde, Privatier Glanzhuber berichtet:

„Wie sich's Christkindl eing'stellt hat? No ja, so, so, la, la! Es is ja eine sehr schöne Feierlichkeit für eine Familie, aber sie hat oanawegs ihre sogenannten Nisi oder auch Schattenseiten. Abg'sehn davon, daß d' acht Tag vorher schon halb

todt g'fragt wirst und die Gold- und Silberflinserln in der Suppen und im Kaffee umanandaschwimma, und abg'seh'n davon, daß sich die theure Gattin in dein Geldbeutel förmlich einloschirt, abg'seh'n davon sag i, komma G'schichten vor, die ein die ganze Wirthschaft verleiden kunnten. Schon wegen dem Baum hat's eheliche Indifferenzen geben. Die Baam sind heuer wegen der Nonne net schlecht theuer g'wesen und da hab i vorg'schlag'n, mir sollten an kloanern kaufen, aber da is mei Alte ganz bäri word'n und hat g'sagt, sie thät kein Hofbesen als Christkindlbaam aufputzen und wenn i net so viel G'fühl für meine armen Würmer hätt', daß es mir auf'n halben Schuch Daxboschen ankommen thät, nachher sollt i mi heimgeigen lassen mit sammt mein Christkindl. Natürli laßt ma sich so was net sag'n und was hab' i tho? Ich kauf an Baam, der net a mal ins Zimma neiganga is und nachher hat sie 'n sich selber abschneiden müssen. Endli is der Abend kumma und di Gaudi is losganga: Das war eine Metten! Die Kinder san wie die Wilden über eahnane Sach'n herg'fallen und i muaß sag'n, das Herz is ma überganga, wia i die Freud von der kloan Bande g'sehn hab'. Aber es is glei anders komma. Mei Gattin hat den Poldl am Arm g'habt und hat eahm den Christbaam zoagt. Der Bua ist ganz hupfat worn und hat nach einer goldenen Nuß g'langt, wies nach die Hundert droben g'wen san.

„Geh z'ruck," sag i zu ihr, „sonst brennt der Poldl ebba gar an!" Sie geht z'ruck, der Bua laßt aba dö Nuß net aus, und patsch fallt der ganze Christbaam als a brennada mitten in die Bscheerung! Dös war a Schrecken! I pack glei den Baam, stell'n auf und fahr wie bsessen umananader, daß i die brennadn Liachtl auslösch, die überall umananader g'leg'n san. Glücklicher Weis' is koa größerne Feuersbrunst entstand'n, nur ein sogenanntes Negelischneehäubchen, was i meiner Frau auf besonderen Wunsch verehrt hab, is in Rauch aufganga und das hat mi net a mal gift, denn eine Bürgersfrau, die Alles hat, was sich g'hört, braucht koane solche überspannten G'schichten net. Aber natürli hats gleich einen solchen Jammer geben, daß i dem heiligen Abend z' Lieb versprochen hab, eine andere z'kaufen.

Nachdem wir uns von dem Schrecken erholt haben, san die Kinder wieder in's Zeug g'fahren. Der Pepi hat glei sei Rittergwand anzogn, eine Rüstung aus echtem Blech; der Franzl hat sei Geign packt und zum kratzen angfangt, daß Eim die Zähn g'wacklt haben. Die Mali hat a Poppenküchen kriegt und die hat natürlich glei was kocht und umananda patzt, daß's a Graus war. Dem Poldl hat d'Frau den Ziaghanswurstl zeigt und da hat da kloa Fratz a Mordsfreud g'habt und hat in an Trumm g'schrien: Papa, Papa! Ueber dös hat die Alte so lachen könna, daß i ganz fuchti worden bin und den Hanswurstl packt und in a Eck neigfeuert hab, was natürlich nach dem Urtheil der gnä Frau eine Rohheit war.

Nachdem wir uns auf die Weis' eine Zeitlang unterhalten haben, san mir zum zweiten Theil des Programms gangen und haben den Punsch g'macht. Sie, das is a Pünscherl, das ich z'sammamisch! Ich geh' in d'Kuchl naus und wie i nauskomm, was sich i? Sitzt da die Kathl, unser dienstbarer Geist, und flennt, was nur grad raus bringt. I frags, warum? Da sagt's gar nix und schiaglt nur so auf das Bescheerungsteller 'nüber, das neben ihr g'standen is. Auf dem Teller san Lebzelten u. dergl., dann ein Schurz, eine Trikottaille und drei Fünfmarkstückeln g'leg'n, so groß, als is nur auftreib'n hab könna. „Also da liegt der Haas im Pfeffer!" denk i und sag zu dem Madel: „Es scheint mir habens net darrathn, Kathl, was?" Da is s' in d'Höh' g'fahren, wie a Schachtlteufel, und hat ganz schnippisch g'sagt: „Wissens was, Herr Glanzhuber? Wenn i Ihna net guat gnug bin, könnens Ihna auf's Monat um an anders Madl schaug'n!" Sie könna Ihna denken, meine Herrn, wie ich über das arrogante Frauenzimmer herg'fallen bin, das was i ihr g'sagt hab', hat ihr ihra Lebtag no Neamad g'sagt. Aber weil i für den Abend koan Verdruß wollen hab und ich die Spektakel überhaupt net leiden kann, sag i schließlich zu ihr: „So Kathl, dös merkens Ihna. Aber daß net meina, es kommt uns auf a Bisl was an, da habens a Zehn-Markstückl extra von mir — aber sagen's meiner Frau nixen und sand 's g'scheidt, sie kriegen kein bessern Platz net!" Auf das nauf

is das Madl ganz lusti worden und hat sich gar nix mehr von einem Verdruß anmerken lassen.

Nachher hab' i den Punsch g'macht und meiner Ansicht nach war er recht. Aber meine Frau läßt so etwas net gelten. Z'erst hats g'meint, es is z'weng Zucker drin; dann is er ihr z'stark g'wesen und nachher hab i denkt, a Spritzerl Wein mehr könnt nix schaden und so is dös a damischer Punsch worden. Die Frauenzimmer und Kinder haben bald gnug g'habt und jetzt hab i dö ganze Soß allein austrinken müssen und das war eigentlich der schönste Moment. I sag Ihna, wie i so dag'sessen bin und hab ein guten Freund um den andern leben lassen und draußen haben's in d' Metten g'läut — das war so feierlich, so begeisternd, daß mir ferm d'Augen übergangen sind! Friede den Menschen auf Erden! —

Am andern Tag hab ich Ihnen einen Schädel g'habt, wie a pelziger Radi, in dem aber der Radibohrer drinnsteckt. Und wie i beim Kaffee sitz', geht die Gaudi schon wieder los. Die Mali hat von der Mutter Schläg kriegt, weil's zum Kochen für ihra Poppenküchen alle Eier aufg'schlagen hat, die vorräthig waren. Dazu hat der Franzl auf der letzten Soaten von der Geigen aufg'spielt, drei hat er schon durchkratzt g'habt. Bald drauf kommt der Pepi als Ritter und während ich die Zeitung les, hör i auf oamal a Mordsg'schroa! Hat der Lausbub aus meiner türkischen Pfeifen a Turnierlanzen g'macht und den Franzl zum Zweikampf 'rausg'fordert. Beim ersten Zusammenstoß hat er ihm das bernsteinerne Mundstück von der Pfeifen so in Magen 'neig'rennt, daß dem arma Buben gleich ganz schlecht g'worden is! Natürlich hab i den Ritter packt und hab ihm sein blecherns G'wand da ausklopft, wo koa Blech war und so war die Familienunterhaltung für's Erste fertig.

Später sitzen i und mei Alte wieder etwas beruhigt beisammen und da sagt sie zu mir; daß sie glaubt, mir hätten der Kathi nicht so viel z'geben braucht, weils gar so vergnügt thut. Ich habs auf dem Glauben lassen, denn sonst hätt' sie glei, weiß Gott was, denkt. Aber nachher is die Alte raus g'ruckt. Ich hab ihr ein prachtvolles Kleidl kauft, den Meter um 8 Mark. Zerst hats so umanandagredt, daß

s' das Kleidl so ungeheuer g'freut, nachher hat's g'meint, wenns Muster a bisl anders wär, g'fallets ihr noch besser; nachher hats g'sagt, recht modern wär' die Farb auch net und wenn der Stoff mehr kost hätt, als 2 Mark 50 Pfennig hätt i schon viel z'viel zahlt für den alten Ladenhüter! Na, da muß ja einem Schaf die Geduld reißen! Mir haben uns natürli wieder a wengl zerhackelt und das um so mehr, als i mit mein Präsent schon gar net z'frieden war. Wissens was die liebe Gattin mir geben hat? A Kravattl, drei paar Socken und jetzt kommt das schönste! Vier paar Vorhäng für die vordern Fensterstöck!!! I bitt Ihna, was thu i mit Vorhäng? Das ganze Jahr hats mi schon sekirt, i sollt ihr Vorhäng kaufen; mir warens aber z'theuer. Was thuats? Sie gibt mirs zum Christkindl und i darf die Rechnung mit 180 Mark zahlen!

Alles was Recht is — aber meine Herren, Sie werd'n mi verstehen, wann i sag: Für den Familienvater is auch net Alles Gold, was am Christbaam glanzt, dös sag i, da Glanzhuber, verstanden?"

Falsch spekulirt.

Eine harmlose Fastengeschichte.

Fastnacht ist vorüber und alle Menschenkinder lenken wieder in die gewohnten Bahnen des täglichen Lebens ein. Man leidet nicht mehr unter den Nachwehen der freiwillig oder gezwungen zum Opfer gebrachten Nächte und ist vor den Aufregungen kommender gesellschaftlicher Ereignisse sicher. Wohl den braven Familienvätern, die nunmehr ihrem Stammtisch und dem üblichen „Haferltarok“ wiedergegeben sind, und den zärtlich besorgten Müttern, welche vom Kampfe

gegen die Macht des Schlafgottes befreit wurden! In der angenehmen Erwägung dieser Umstände nimmt soeben der Herr Inspektor Meier seinen Nachmittagskaffee ein, wobei ihn die getreue Gattin werkthätigst unterstützt. „Bin ich froh“, beginnt der biedere Hausvater seine Ansprache an die Lebensgefährtin, „daß die Fastnachtskomödie einmal wieder ihr Ende gefunden hat. Es ist nun das dritte Jahr vergangen, seit ich mich von Euch auf Bälle und Maskeraden transportiren ließ und wahrlich gewiß nicht zu meinem Vergnügen. Einmal der unvermeidliche Zwangskittel, der Frack, ohne den der Mann ein Nichts in der Gesellschaft ist, dann die amüsanten Vorstellungen, das unvermeidliche Strafbier, die entsetzliche Langeweile, und endlich das schwere Geld, welches dieses sogenannte Vergnügen gekostet hat!“ Frau Meier hat schon während der Rede ihres Mannes deutliche Zeichen der Mißbilligung gegeben, indem sie sich auffallend viel mit dem Kaffeegeschirr beschäftigte und in sichtlicher Aufregung eine Tasse des braunen Göttertrankes leerte. „Freilich“, begann sie, als der Eheherr einen Moment Athem holte, „der Egoismus der Männer kennt nur das eigene Wohlergehen und die eigene Bequemlichkeit; das geringste Opfer für die Familie bringt die edlen Hausregenten außer Rand und Band!“ Herr Meier warf seiner Gefährtin bei dem Worte „Hausregenten“ einen bezeichnenden Blick zu, klopfte ruhig seine Pfeife aus und erwiderte: „Damit seid Ihr schnell bei der Hand; mit der Parole: ‚Wohl der Familie!‘ jagt Ihr uns arme Ehemänner durch Dick und Dünn und erlaubt nicht einmal der Vernunft, hiebei die Zügel zu führen. Was haben wir denn von den vielen Bällen profitirt, die wir heuer, im vorigen und im vorvorigen Jahre absolvirt haben? Wann heiratet denn unsere gute Ernestine, die wir seit dieser Zeit auf die Männerjagd geschleppt haben?“ Die brave Frau blickte zornig auf und ihre Augen gewannen den eigenthümlichen Glanz, welcher die unwiderstehliche Springfluth der Thränen anzuzeigen pflegt. „Ist das mein Dank für die Fürsorge, welche ich unserem Kinde widme? Gedenkst Du mit billigem Spott die Zukunft Deiner Tochter zu sichern? Auch recht — ich nehme mich um nichts mehr an!“

Die guten Leute standen plötzlich im Begriffe, den Weg der ehelichen Dissidien zu betreten, was Herrn Meier schon aus Bequemlichkeitsrücksichten unangenehm war. Er beschloß einzulenken: „Aber Schatz, was kommt Dir denn in den Sinn? Ich habe Dich ja nicht im Geringsten verletzen wollen; es ging meine Meinung nur dahin, daß der fortgesetzte, ich möchte sagen forcirte Ballbesuch unsere Wünsche durchaus nicht gefördert, sondern nur unverhältnißmäßige Opfer gekostet hat. Wir sind so weit wie früher!" — „Aber ums Himmelswillen," versetzte ärgerlich die Frau, „wo soll denn ein junges Mädchen aus guter Familie mit jungen, anständigen, heiratsfähigen Leuten bekannt werden, als auf dem Ball? Das ist für uns Großstädter der einzige Ausweg, derartige Verbindungen einzugehen. Kann ich dafür, daß Ernestine ein wahrer Stock ist, aus dem nichts herauszubringen, daß sie aber auch gar nichts thut, um ihre Vorzüge glänzen zu lassen — ach, wenn ich an ihrer Stelle wäre!" — „Glaubs wohl," schaltete Meier ein, „daß Du mehr praktische Anlage zeigen würdest!" — „Keine Anzüglichkeit, Alter — an Erfahrung fehlt es Euch Männern auch nicht; Ernestine ist eben ein zu harmloses unschuldiges Ding, das noch keine Ahnung von der Bestimmung des Weibes hat." — „Jawohl," sagte Meier trocken, „und diese Ahnungslosigkeit kostet uns schweres Geld. Wozu war sie höhere Tochter? Wozu ging sie in den Tanzkurs? Warum ließ ich sie Schlittschuh laufen? Wofür gaben wir in drei Karnevalszeiten nahezu tausend Mark für Bälle aus? Lieber Schatz, ich fürchte, wir haben falsch spekulirt!" — „Das kannst Du nicht wissen," entgegnete gereizt die Hausfrau. „Die Heiratskandidaten stürzen sich nicht schon am Aschermittwoch in den Frack, um zu werben. Das Ding will Zeit haben. O, ich habe meine Beobachtungen gemacht; ich habe manchen Blick gesehen, den man nur aufzufangen brauchte, um aus ihm einen Ehevertrag zu schmieden, aber unsere Ernestine ist den Männern gegenüber wirklich zu dumm, und von diesem Standpunkte aus fürchte ich fast, daß die gerechtfertigtste Spekulation darunter leiden muß!"

Im gleichen Augenblicke, in dem Meier erwidern wollte,

erschien das Dienstmädchen und meldete den Besuch eines Herrn Müller. „Müller?“ fragte Herr Meier, „Müller? Welcher Müller soll dies sein? Von dieser Sorte giebt es so viele, daß man nie weiß, mit wem man es zu thun hat — also gut, ich lasse Herrn Müller bitten!“ Frau Meier entfernte sich und kurz darauf betrat der Herr Müller das Zimmer. Der Fremdling war ein junger, anständig, wenn auch nicht übermäßig elegant gekleideter Mann von angenehmem Aeußern (letztere Bezeichnung erspart die übliche Personalbeschreibung und ermöglicht es, die Figur jedem Geschmacke anzupassen); derselbe nahm dem erwartungsvollen Hausherrn gegenüber Platz und begann:

„Habe ich die Ehre, Herrn Meier?“ — Eine stumme Verbeugung bildete die Antwort. „Es — es — ist — ist — heute sehr schön draußen!“ „Ja, ja“, nickte Meier und dachte, warum der junge Mann nicht draußen geblieben sei, da es dort so schön sei. „Herr Meier“ — begann der junge Mann wieder — „wohnen Sie schon lange in diesem Hause?“ Herr Meier fing an, an dem Verstande seines Gastes zu zweifeln. „Interessirt Sie vielleicht meine Wohnung?“ fragte er etwas pikirt. — „Ja, eines Theils, weil ich mich auch so einrichten möchte; allein es fehlt mir noch etwas dazu — die Hauptsache — das treibende Element —“ — Heiliger Florian, dachte Meier, der will dich anpumpen — darum diese Verlegenheit; das wird kurz abgemacht. „Herr Müller“, begann er, „es thut mir leid, Ihrem Wunsche, den ich ahne, nicht entsprechen zu können. Ich bin nicht der wohlhabende Mann, für den ich gelte; ich habe zur Zeit gar keine disponiblen Fonds, ich — ich —“ — „Ei das kümmert mich ja nicht, davon läßt sich später reden, entscheiden Sie heute nur mein Ansuchen, welches ich stelle in Betreff Ihrer liebenswürdigen Tochter, Fräulein Ernestine!“

Meier fühlte eine Gasfabrik in seinem Kopfe entbrennen — ein Freier! Im Uebermaße seiner Ueberraschung hätte er beinahe seiner väterlichen Würde und Pflichten vergessen. Herr Müller überhob ihn weiterer Forschungen und berichtete, daß er endlich die ersehnte Anstellung gefunden habe und wohl in der Lage sei, der Tochter des Hauses eine Existenz

zu bieten. Herr Meier klingelt. „Ernestine soll kommen und meine Frau auch!“ Ein hübsches, blondes Kind hüpft erröthend in's Zimmer und stellt sich mit gesenkten Blicken vor dem Papa auf. „Kennst Du diesen Herrn?“ frägt strenge der Papa, „er hat um Dich angehalten!“ Die Mama sinkt vor Schrecken auf den nächsten Stuhl. Also doch! Die Sache klärt sich auf, die jungen Leute kennen und lieben sich schon seit — drei Jahren. „Aha“! sagt die Mama heimlich zu ihrem Gemahl. Doch dieser läßt sich nicht irre machen. „Wo ums Himmelswillen habt Ihr Euch kennen gelernt?“ „Ja“, sagte Herr Müller, „das ging recht komisch zu — hoch oben auf dem Frauenthurm!“ „Auf — auf — dem Frauenthurm?“ „Ja, wir trafen uns eines schönen Tages dort oben und wurden in Bewunderung des herrlichen Panoramas mit einander bekannt; eine Freundin Ernestinens, welche zugegen war, kann dies bestätigen!“

Müller und Ernestine erhalten das Jawort der Eltern und der beglückte Bräutigam eilt sofort mit der Braut zu seiner Mutter. Herr Meier zündet seine Pfeife wieder an und sagt dann zu seiner Frau: „Also siehst Du, daß wir falsch spekulirt haben? Alle Bälle der Welt hätten unsere „harmlose“ Ernestine nicht unter die Haube gebracht!“ „Zugegeben für diesen Fall“, meinte Frau Meier — „was hättest Du aber erst gesagt, wenn ich Dir seinerzeit den Vorschlag gemacht hätte, alle Thürme der Stadt mit unserer Tochter zu besteigen?“ „Unsinn!“ lachte der Alte, „ich absolvire Dich — denn der Teufel kann die Launen dieses Bengels von einem Amor errathen!“

Wohnung zu vermiethen.

Alljährlich werden Medaillen an solche Dienstboten vertheilt, welche eine gewisse Reihe von Jahren bei einer Dienstherrschaft ausharren und zwar mit Recht; denn es müssen sehr günstige Umstände zusammenwirken, um das zu ermög-

lichen, obschon nicht immer die Schuld am Dienstboten liegt, wenn er den Dienst verläßt, wie gegentheilig auch nicht immer die Dienstherrschaft verantwortlich gemacht werden kann, wenn in kurzer Zeit eine Reihe von dienstbaren Geistern an ihr vorüberzieht. Warum ist man aber noch nicht auf die Idee gekommen, Medaillen oder sonst etwas für Diejenigen zu stiften, die z. B. 25 Jahre bei einem Hausherrn ausgehalten haben? Das wäre etwas Zeitgemäßes in unseren Tagen des Kampfes um eine billige Heimstätte; vielleicht könnte dadurch der übermäßigen Entwickelung des Nomadenthums einigermaßen gesteuert werden. Daß es ein Unsinn wäre, z. B. einen Hausherrnorden zu stiften für solche, welche 25 Jahre darauf vergessen haben, ihre Parteien, wie sich's gehört, zu steigern, das ist ganz klar, denn so lange es Leute gibt, die „sich steigern" lassen, muß es auch solche geben, die sich der aufreibenden Beschäftigung des Steigerns unterziehen und obgleich es den Betreffenden ihrer Versicherung nach sehr leid thut, den Miethbetrag erhöhen zu müssen, so unterziehen die Hausherren sich doch dieser traurigen Nothwendigkeit mit solcher Opferfreudigkeit, daß es keiner äußerlichen Aufmunterung gelingen würde, sie zu freiwilliger Entsagung zu bringen. Bei den Miethern ist dies anders gelagert. Ihnen steht es völlig frei, auszuharren oder durch das Häuserlabyrinth zu wandern, wie der ewige Jude durch die Welt zieht, ruhe- und ziellos. In einem gewissen Sinne allerdings nicht ziellos, denn das „Ziel" spielt ja bei der Geschichte eine gewaltige Rolle. Zum Beginn jedes Miethverhältnisses nämlich schwören sich Hausherr und Miether ewige Liebe und Treue, bis das Ziel kommt; dann wird sich's zeigen, ob der Treuschwur echt oder falsch war. Ein Miether, der nicht den kleinsten Rauch, ein bischen Zug, ein wenig Unbequemlichkeit, ein bischen Steigerung oder was sonst seine ideale Anschauung vom „Heim" stören mag, ertragen kann, würde es nie zu der oben erwähnten Auszeichnung bringen!

Wie viel Unbequemlichkeit, Beschwerden und Verdruß sich die treulosen Miether sparen würden, wenn sie das Ziel ruhig Ziel sein ließen, daran denken Wenige. Ein bekanntes

Sprichwort sagt: „Dreimal umziehen ist so viel wie einmal abbrennen!“ Damit ist jedenfalls die Aktion der Wanderung mit Kisten und Kasten gemeint. Besagte schändliche Treulosigkeit zieht aber noch andere Unannehmlichkeiten nach sich; man kann sagen: die Strafe folgt auf dem Fuße nach. Betrachten wir nur einen einzigen Fall!

Der Herr Ameier bewohnt schon seit einer Reihe von Jahren eine seiner Ansicht nach gemüthliche und entsprechende Wohnung, deren Einfachheit ihn noch nie beirrt hat. Die Frau Ameier jedoch kommt viel in anderen Wohnungen herum, sieht Manches, was ihr gefällt und schließlich träumt sie — allerdings ganz für sich — von Parketböden, Flügelthüren, Salonküchen und Erkerfenstern mit Butzenscheiben. Es geht dem Ziel entgegen; da macht sie nun allerlei Entdeckungen; der Ofen im hinteren Zimmer zieht nicht; am Herd brennen die Dampfnudeln immer an; im Wohnzimmer schließen die Fenster nicht; die Zimmerböden sind nicht mehr zum Ansehen — der gute Ameier ist erstaunt, daß man dies erst jetzt entdeckt und spricht mit dem Hausherrn — wie der aber vom „richten lassen“ hört, dreht er sich um und verschwindet wie ein Geist. Nun wird der bekannte Uriasbrief abgeschickt; man sagt dem Hausherrn die Lieb auf und jetzt steht man mit einem Fuß auf der Straße. Ein paar Tage nachher hängt am Hausthor eine Tafel mit der Aufschrift: „Wohnung zu vermiethen“ und in den „Neuesten“ steht zu lesen: „In der X-Straße Nr. 1 über 2 Stiegen eine helle, freundliche, luftige, geräumige, trockene, hübsche, mit allem Komfort ausgestattete Wohnung an eine ruhige, kinderlose Partei ohne Hund und Klavier gegen jährliche Vorausbezahlung auf Georgi billig zu vermiethen“.

Am andern Tag sitzt der Herr Ameier im tiefsten Neglige beim Frühstück; da läutet es draußen. Wird halt der Briefträger sein, denkt er sich. Da stürzt seine Gattin herein und ruft: „Mann, zieh' Dich schnell an — es ist eine Dame zum Wohnungsanschauen da!“ — „Aber ich bitt' Dich um halb 9 Uhr in der Früh!“ — „I kanns doch nimmer fortschicken — also tummle Dich!“ Er fährt wie der Blitz in die Kleider, schimpft wie ein Rohrspatz für

sich hin, da geht schon die Thüre auf und eine ältliche Dame tritt ein. „Sie entschuldigen, daß ich störe — —" — „Bitte, bitte — im Gegentheil!" — „Das ist das Schlafzimmer", bemerkt Frau Ameier höflich. Die Dame zieht ein Lorgnett heraus und mustert die Einrichtung. „Warum ist dies Ihr Schlafzimmer?" forscht sie wißbegierig; „ich würde das andere Zimmer dazu genommen haben!" — „Ganz nach Belieben," entgegnete der Herr Ameier ärgerlich, weil er zu keiner Konversation aufgelegt ist. Aber die Dame entwickelt nun mit großer Zungenfertigkeit ihre Ansicht, erzählt von allen Wohnungen, die sie gehabt hat, gibt eine Reihe von Erlebnissen in denselben zum Besten und fragt endlich nach dem Grunde, warum die Herrschaften aufgesagt hätten?

Der Herr Ameier räuspert und rückt mit dem Sündenregister vom Rauchen, Ziehen, Feuchtsein etc. heraus, worauf die Dame erklärt, unter diesen Umständen auf weiteres Eingehen in die Sache verzichten zu wollen. Kurz darauf erscheinen zwei Damen, Mutter und Tochter. Frau Ameier ist bereits in der Küche beschäftigt. Ameier führt die Erschienenen durch die Räume; dem Fräulein Tochter will der sogenannte Salon nicht recht gefallen, aber die Mama meint, wenn der richtig möblirt sei, dann sehe er sich anders an — „da das Piano, dort das Buffet, hier der türkische Divan, da die großen Fauteuils" — dem Ameier geht bei dieser indirekten Kritik seines Inventars die Galle über, aber er muß aus Höflichkeit aushalten. Wart, denkt er sich, Du stellst mir nix rein da! Und auf Befragen erzählt er wieder so viel vom Rauch, Zug und Feuchtigkeit, daß die Damen schleunigst fortgehen, aber nur um einer weiteren Miethkandidatin Platz zu machen, die sich hauptsächlich für die Küche interessirt und eine halbe Stunde lang die am Herd beschäftigte Frau Ameier mit Fragen über die Eigenschaft des Bratrohrs, des Wasserkessels und drgl. hinhält. Ob sie die Wohnung miethen werde, darüber läßt sie nichts verlauten.

Während des Mittagessens kommt natürlich wieder Jemand zum „Wohnunganschauen". Es ist ein kleiner, beweglicher Herr, der beim Anblick des gedeckten Tisches freundlichst gestattet, die Familie möge sich nicht geniren und fort-

machen — er wolle einstweilen die Maße nehmen. Dann vermißt er die Zimmer nach der Länge, Breite und Höhe, notirt Alles in ein Taschenbuch und empfiehlt sich höflichst; unterdessen aber ist das Gericht auf dem Tische kalt und ungenießbar geworden. Ameier wirft sich in höchst bedenklicher Laune auf das Kanapee, um sein Mittagsschläfchen zu machen. Er ertheilt den Befehl, bei Todesstrafe Niemanden einzulassen. Trotzdem klopft es nach einigen Minuten. „Drauß bleiben!“ brüllte er. Aber die Gattin wagte es doch, in die Höhle des Löwen einzudringen, um dem Wüthenden mitzutheilen, daß der Hausherr selbst mit einem Ehepaar erschienen sei, das wahrscheinlich die Wohnung miethen werde. Mit dem Nachmittagsschläfchen ist's vorbei, Ameier ergreift die Flucht. Während des Nachmittags kommen noch einige Damen zur Besichtigung der Zimmer; um die Wohnung ist ihnen aber nicht zu thun, denn sie gehören zu denen, welche in ihr Vergnügungsprogramm die so billige und beliebte Nummer „Wohnungsschauen“ eingesetzt haben, um sich Nachmittags ein bischen die Zeit zu vertreiben; man sieht dabei mancherlei, was wieder einen recht dankbaren Stoff zu einem Vortrag im „Kränzl“ abgibt.

Abends, nach Einbruch der Dunkelheit kommt noch ein Herr, der sich tausendmal entschuldigt, daß er so spät störe, allein er habe nur nach Schluß seiner Geschäftsstunden Zeit. Der ausgesuchten Höflichkeit kann man keine Grobheit entgegensetzen; der Herr wird herumgeführt; im Hausflur fragt er nach dem Preis der Wohnung. „900 Mark“ heißt es. Der Herr fährt entsetzt zurück, nimmt den im Gang stehenden Regenschirm und empfiehlt sich unter höflichen Danksagungen. Bald nach seinem Abgang entdeckt man, daß der neue seidene Schirm Ameiers verschwunden ist und an dessen Stelle ein scheußliches Gerippe von einem Parasol im Winkel steht. Ihm nach! Aber der fremde Herr ist beim Hausbesitzer nicht zu erfragen; Frau Ameier meint, ihr Gatte soll sich wenigstens besinnen, wie er ausgesehen habe, um der Polizei ein Signalement zu geben. Ameier jedoch kann sich nicht einmal darauf erinnern, ob der Fremde einen Bart oder nur eine Nase gehabt habe; deshalb setzt er sich

hin und verfaßt eine Anonce des Inhalts: „Derjenige Herr, der wo gestern in der X=Straße Nr. 1 über zwei Stiegen eine Wohnung angesehen und dabei einen Regenschirm vertauscht hat, wird aufgefordert, den Regenschirm zurückzubringen, da er erkannt wurde.“

Die nächsten Tage vergingen in ähnlicher Weise; die Ameier'sche Wohnung glich einem Taubenschlag, aber Niemand wollte sich darin ansässig machen, obschon die in ihrer behaglichen Ruhe gestörten Ehegatten nichts mehr von Rauch, Zug und Feuchtigkeit sagten, sondern die Wohnung als ein wahres Paradies anpriesen. Als aber nach einigen Tagen noch Niemand anbeißen wollte, begab sich Ameier zum Hausherrn, hielt eine kleine Konferenz, eilte dann zum Thore, nahm die Tafel ab und schrieb an seine Thür: Wohnung bereits vermiethet. Er hatte sie selbst wieder genommen, nachdem ihm vom Hausherrn gegen eine kleine Zinserhöhung wesentliche Verschönerungen zugesichert worden waren. Ameier hatte vom ersten Stadium des Nomadenthums genug bekommen und das war doch das geringfügigste; ihm folgt bekanntlich noch das Wohnungsuchen, das Ausziehen und das Einziehen — prr!

„Per Droschke.“

Es gibt nicht Wenige, die glauben, eine „Eklipasch“ sei das Höchste, was sich der Mensch anthun kann. Die Meinungen über die Beschaffenheit einer solchen Equipage gehen aber weit auseinander. Wenn die Einen darauf halten, daß Pferde und Wagen mit der Eleganz der ganzen Haushaltung übereinstimmen, so legen Andere wieder ein Hauptgewicht darauf, daß der Gaul leistungsfähig sei und die noblen Gespanne weit überhole; es muß ein „Schießer“ oder ein „Jucker“ sein, sonst ist die ganze Geschichte nichts werth. Das betrifft natürlich nur die Klasse der Besitzenden, welche sich den Spaß erlauben können und wollen.

Nun möchten aber auch gewöhnlichere Menschen dann und wann ein Gefährte benützen. Da ist zuerst die Eisenbahn zu nennen, die einem verstattet, um wenig Geld große Strecken zurück zu legen; das Vergnügen der Fahrt ist jedoch ein sehr fragwürdiges, denn man muß sich hinsetzen, wo eben Platz ist und hat gar keine Befugniß, dem Kutscher nur das Mindeste einzureden. Das ist bei der Trambahn anders. Man kann dem Kutscher einreden, was man will — er thut zwar doch, was er will, aber der Passagier hat wenigstens das Recht zu der so imponirenden Ansprache: „Hören Sie mal, Kutscher ꝛc.“ Allein das Trambahnfahren hat seine Haken. Wenn man auch zum puren Vergnügen ein paar Linien abfährt, so sieht einem dies Niemand an und die Leute meinen, man gehöre zu der Menge, die in der Geschäftshast ein Zehnerl opfert, um da oder dort nicht zu spät zu kommen. Nur in den seltensten Fällen setzt ferner die Pferdebahn den Fahrgast vor der Thüre seiner Wohnung ab. Es verbleiben uns also nur noch die Miethfuhrwerke. Sie sind das Ideal des fahrlustigen Städters, obgleich es mancher Romanschriftsteller als den Kulminationspunkt des Verhängnisses betrachtet, wenn sein ahnenreicher Held vom Schicksal so bedrängt wird, daß er in einer Miethkutsche beim Herzog von Montedingsda vorfahren muß! Und doch — gibt es etwas „Fescheres“, als z. B. eine akademische Ausfahrt in lauter Zweispännern, in einer ganzen Reihe von sechs, acht — zehn Wagen? Da schauen die Leute und denken sicherlich, wenn ich's nur auch so schön hätte! Auch der behäbige Familienvater, der Sonntags in einem Fiaker das ganze zugehörige Geschlecht paradiren läßt, imponirt durch diesen Akt der Noblesse, sowie es einen gewissen Schwung verräth, wenn man zu Dreien oder Vieren vom Weinhaus weg einen zweispännigen Ausflug unternimmt, um durch diese Bewegung die Verdauung zu befördern. Haben aber Personen, welche in einem solchen Zweispänner sitzen, ein rothgebundenes Buch in der Hand, dann wird der Fiaker sofort salonfähig, das heißt, er steigt zum Rang der Privatequipage auf, da man von einem Fremden, wie z. B. von einem Chinesen doch nicht verlangen kann, daß er seinen Ein- oder Zweispänner, den er zu Hause benützt, beständig bei sich führe.

Die letzte Rangklasse bilden die Droschken, obschon dieselben vorübergehend zu höchst ehrenvollen Dienstleistungen berufen und von wirklichen Equipagenbesitzern aushilfsweise gern benutzt werden. Das sind aber geschäftsmäßige Fahrten. In einer Droschke spazieren fahren, das ist auch nicht jedem Sterblichen vergönnt und ein armer Teufel kommt selten dazu, da ihm unter Umständen ein solches wagehalsiges Unternehmen als schwere finanzielle Verirrung angerechnet wird.

An einem schönen Sonntag Nachmittag ging der Diurnist Nikolaus Schaber mit seiner Gattin in der Maximilianstraße spazieren, was bekanntlich viele noble Leute thun, welche sich an einem solchen Tage nicht dem allgemeinen Troubel und der Berührung mit den Volksmassen aussetzen wollen. Vielleicht hat Schaber diesen Spaziergang aus Verdauungs-Rücksichten unternommen, denn er hatte außergewöhnlich gut gespeist, weil er Tags vorher um die Summe von fünfzig Mark per Jahr aufgebessert worden war. Er war allerdings gewohnt, ganz andere Dinge zu verdauen, als ein Stück Kalbsbraten, allein man weiß ja, daß mit dem Wohlstand das körperliche Befinden und die Bedürfnisse wechseln. Es waren verhältnißmäßig wenige Leute auf der Straße zu sehen, denn der schöne Tag hatte die Mehrzahl der Städter den Ausflugsorten der Umgebung zugeführt. Schaber war nicht so vergnügungssüchtig und glaubte, sich auch in bescheidener Weise seines aufgebesserten Daseins freuen zu können. Indem das würdige Paar gemüthlich plaudernd dahin schlenderte, trabte ein Fiakerrößlein die menschenleere Straße herauf, dessen Lenker mit scharfem Blick nach Transport-Objekten links und rechts auslugte. Schaber sah gedankenlos auf das Gefährte, dessen rothsammtene Polsterung so recht zum behaglichen Niederlassen einzuladen schien. Der brave Kutscher rührte, bei Schaber angekommen, seinen Hut ein wenig an und zuckte, freundlich lächelnd, mit dem struppigen Haupte von rechts nach links — eine stumme Frage, die zu bekannt ist, als daß sie mißdeutet werden konnte. Wie ein Blitz fuhr's durch das Gehirn des wackeren Diurnisten: „Machst Deim Weiberl einmal eine rechte Freude!" und im gleichen Moment hatte er schon die bejahende Kopfbewegung in herablassendster Weise

ertheilt. „Brr! brr!“ machte der Kutscher, um seinen Andalusier zu bändigen, was ihm auch sofort gelang. Die Kutsche hielt und Schaber drängte seine Gattin, einzusteigen. „Aber Nickl“, stotterte die zum Tode erschrockene Frau, „i glaub — du bist — verruckt!“ Ehe sie sich darüber klar geworden, hatte er sie schon in die Droschke befördert und als der Kutscher respektvoll fragte: „Wohin fahr'n wir jetzt, gnä' Herr?“ antwortete er mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart: „Ein wenig spazieren, in den englischen Garten, um den See herum und dann zum Odeonsplatz zurück!“ „Hü!“ hieß es und der Wagen rasselte in einer Art Schnelligkeit davon.

Schaber warf sich in die Ecke und holte eine Zigarre hervor; sein Frauchen saß gerade, wie eine Kerze ganz vorne am Rande des Wagensitzes. — „So setz Dich doch ordentlich nein“, kommandirte er, „das sieht ja grad aus, als wenn mir zum ersten Mal Drotschken fahr'n thäten!“ — Sie that so, getraute sich aber kaum links und rechts auszuschauen, denn alle Leute sahen, wie sie meinte, nur auf sie. Er war zuversichtlicher. — „Kutscher“, rief er, „haben Sie Feuer bei sich?“ — „Fei'ts si' nix, gnä' Herr“, erwiderte dieser und reichte ein Schächtelchen Schwedischer herein. Schaber setzte seine Habanna Inferna Canalios in Brand, wurde vom Edelmuthe übermannt und reichte mit dem Schächtelchen dem Kutscher eine Zigarre mit der wohlwollenden Bemerkung: „Da, lassen's Ihnen auch eine schmecken!“ Der Rosselenker dankte militärisch, schob die Tabackswurzel in den Mund und that wie sein Fahrgast, der den Rauch bereits in langen, qualmenden Wolken über die Häupter der auf der Straße Dahinwandelnden wegblies. Der Kutscher wurde gesprächig und theilte mit, daß der Englische Garten sehr schön sei, daß alle fremden Herrschaften München um denselben beneideten und was ähnliche interessante Neuigkeiten mehr sind. Der Frau Schaber, deren Selbstgefühl sich riesig zu entwickeln anfing, wollte diese populäre Unterhaltung nicht recht passen; sie stieß ihren Gatten mit dem Ellbogen an und machte eine verweisende Geberde. Er lachte dazu und bemerkte: „Das macht nix, da meinen die Leut halt, mir san Fremde und der Kutscher erklärt uns die Gegend!“

Das Vergnügen wurde immer größer und um sich auch in Bezug auf die Ausgaben zu beruhigen, sah Schaber den Fahrtarif nach. Im gleichen Moment drehte sich der Kutscher um, bemerkte diese vorwitzige Handlung und schluckte zur Strafe dafür die in Bereitschaft gehaltene Mittheilung, daß im Chinesischen Thurm Musik sei, hinunter, ja er schloß definitiv seine Lippen. „Eine Mark kostet der ganze Spaß", raunte Schaber seiner Gattin zu; der edle Rosselenker aber rief zu gleicher Zeit ein vernehmliches: „Pfui Deifi:" und warf darnach die brennende Zigarre, das Geschenk des Fahrgastes, im weiten Bogen von sich. Ganz langsam fuhr er hierauf am Chinesischen Thurm vorbei. „Ah, Herr Schaber, schamens Eana," tönte es plötzlich von unten herauf, „auch Droschkerl fahren?? Werd' morgen so frei sein!" — Wie elektrisirt riß Schaber den Hut vom Kopf, um zu grüßen und ließ sich gleich darauf ärgerlich vernehmen: „Es ist doch zum Teufl holen, muß jetzt g'rad die Schneiderseel am Weg hocken, paß auf, der schickt uns morgen d'Rechnung!" Da verzog sie den Mund und erwiderte: „Siechst es — i hab' mir glei' denkt, daß mit dera Fahrerei nix guats rauskommt!" — „Ah, laß mir mei Ruah," entgegnete er und setzte leise hinzu: „Scham Di doch vor dem Kutscher!" In etwas gedrückter Stimmung wurde die Fahrt fortgesetzt. „Wer wird sich denn glei' in's Bockshorn jag'n lassen," sprach nach einer kleinen Weile Schaber resignirt; „man wird doch" — plötzlich stockte er jedoch und stotterte: „Heilige Mutter Anna! Da — da — kimmt gar — ja wenn i jetzt nur glei wär', wo da Pfeffa wachst — der Herr Kanzleirath Schnipper!" — „Steig'n wir aus, steig'n wir aus!" flehte sie in höchster Angst. „Dazu is schon zu spät — — Habe die Ehre, ganz gehorsamer Diener, Herr Rath!" stammelte nunmehr Schaber verlegen, erhob sich im Wagen und zog den Hut, indeß sich der Vorbeimarsch gegenseitig majestätisch vollzog. Schaber sank hierauf vernichtet in die Kissen zurück und lispelte: „Das wird morgen eine schöne Predi geb'n!" — Der Herr Kanzleirath aber stand wie eine Salzsäule mit dem Gesichte gegen die dahinrollende Droschke gewendet, dann schüttelte er das würdige Haupt und setzte seine Wanderung gedankenschwer fort.

Es entstand in der Droschke eine lange Pause, dann rief Schaber entschlossen: Kutscher umkehren, bei der Veterinärschul halten! Der Kutscher befolgte das Gebot und einige Minuten später landete das Ehepaar auf festem Boden, Schaber zahlte, nahm dann seine ganz kleinlaut gewordene Gattin unter den Arm und rief mit wahrem Galgenhumor aus: „So, jetzt haben's wir a mal nobel geben, aber so bald thun wir's net wieder, denn Unsereinem vergunnt ma net a mal so an schäbigen Fiackergaul. Komm, jetzt trinken wir a Maß auf den Schrecken 'nauf!“ Und das sollte ein Vergnügen gewesen sein? Er hütete sich, später davon zu sprechen, sie aber konnte es sich doch nicht versagen, trotz aller ausgestandenen Schrecken der Frau Nachbarin, welche am andern Morgen beim Kleiderreinigen fragte, was die Familie Schaber gestern getrieben habe, mitzutheilen: „Wir haben uns einen Wagen gnommen und sind a mal a bißl spaziern g'fahren, sonst kommt ma ja so net in d'Luft.“

Das Namenstagpräsent.

Vor etwa vierzehn Tagen, als noch Alles, was „a bis'l was“ ist, auf dem Lande war, erhielt der Herr Nudlmaier nebst Gattin eine Einladung, das Namensfest des Töchterchens einer befreundeten Familie in Tutzing mitfeiern zu helfen. Das edle Paar, stets bereit, einem solchen Hilferufe Folge zu leisten, säumte nicht, sich zur Reise zu rüsten und um nicht mit leeren Händen zu kommen, wurde eine herrliche Torte gekauft, die auf dem Festtische in Tutzing prangen sollte.

Den reisefertigen Ehegatten gesellte sich noch ihr hoffnungsvoller Sohn Xaverl zu und wohlgemuth und guter Dinge bestieg die kleine Gesellschaft den Vormittagszug, mit welchem sie gerade zur rechten Zeit am Orte ihrer Bestimmung anlangen mußten. Frau Nanni hielt die Torte, welche nur lose verpackt war, auf ihrem Schoße fest und betrachtete mit

verliebten Blicken das deliziöse Kunstwerk, welches außer verschiedenen Obstzierrathen noch den Namen Rosa kalligraphisch „aufgespritzt“ zeigte. „Da wer'ns spitzen!“ meinte sie. „Ja,“ bemerkte er darauf, „gib nur Obacht, daß Dir net abefallt — es wär g'scheidter, Du legst es auf das Gepäckbrett hinauf.“ „Freilich,“ witzelte Xaverl, „deswegen heißt mans ja Gebäckbrett!“ — „Au,“ schrie Nudlmaier, „mit solchene Witz balst net aufhörst, nachher fliegt Dir oane ab — mir is ja gleich — aber i moan i siech dö Torten schon drunten liegen!“ — „Kümmer Di net so viel,“ entgegnete Frau Nanni, „i halts schon fest, da droben könnt was Schöns passirn, wenn ebbern einsteigen that und werfat sei Kuferl drauf — na, sicher is sicher!“

Das Wetter war nicht besonders günstig. Das Firmament zeigte sich in dichte Wolken eingehüllt und ein ziemlich starker Wind beugte die Wipfel der Bäume und die Spitzen der Gräser. Nudlmaier blickte sinnend hinaus und machte dann den Vorschlag, man solle gleich per Eisenbahn nach Tutzing fahren, jetzt sitze man warm; auf dem Schiff sei es heute wenig angenehm zu reisen. Davon wollte aber sie nichts wissen. „Wir kemma viel schneller per Schiff nach Tutzing!“ meinte sie. Dagegen protestirten die beiden Herren Nudlmaiers. Aber Frau Nanni blieb standhaft; sie wollte partout mit dem Dampfer weitergehen; im Salon sitze es sich viel behaglicher, als auf der Bahn und man komme früher ans Ziel. „Net war is!“ entgegnete er. „Jetzt lassen wir's drauf ankommen; wir fahren auf der Bahn weiter und Du gehst auf's Schiff!“ — „Is mir aa recht! Aber die Torten müßt's Ihr mitnehma, denn i kann net n' Schirm trag'n und s' Kloadl aufheben und a Tort'n a no schleppen!“ So lautete der Gattin Beschluß. Damit waren die Herren zufrieden.

In Starnberg verabschiedeten sich die Herren von Frau Nudlmaier, welche eilfertig dem Dampfschiffsteg zuwandelte, Xaverl löste Billeten bis Tutzing, Nudlmaier versorgte die Torte auf dem Gepäckbrett, dann gings dahin. Die Passagiere machten es sich bequem. Nudlmaier schloß die Aeuglein zu einem kleinen Nickerl, Xaverl studierte das Morgenblatt und vertiefte sich bald ganz in seine Lektüre.

So fuhr man lustig dahin bis Feldafing. Der Zug hielt mit einem fühlbaren Ruck, der den Herrn Nudlmaier aus seinem Schlummer weckte, so daß er jäh emporfuhr und hinaussah. Der Kondukteur öffnete den Schlag. „Mach, daß mir außikemma, Du Zeitungsfresser, mir san ja scho da! Gel'ns, Herr Kondukteur, mir san da?" — „Freili san mir da," erwiderte dieser kurz und ging seiner Wege. Xaverl, der gehorsame Sohn, packte schnell seine Zeitung zusammen und hastig verließen sie das Coupee. Schon hatten sie das Stationsgebäude erreicht, da schrie Nudlmaier entsetzt: „Xaverl, laaf z'ruck, sonst fahrens mit der Turtn zum Deifi!" Der Zug setzte sich bereits langsam in Bewegung, als Xaverl mit einem kühnen Sprung nochmals am Coupéefenster erschien und hineinschrie: „Sie, Herr Nachbar, sans so guat, dös Packl da oben! Der Herr Nachbar war so gut, faßte das Packet und warf es dem Bittsteller zu. „Gib Obacht!" warnte Nudlmaier, allein da war nicht viel zu spaßen, Xaverl griff fest zu und erwischte auch glücklich die Torte. Nichts war daran ruinirt, nur die Eindrücke der Finger hatten vier Grübchen auf der Oberfläche hinterlassen, die geschickt durch Versetzung von Obstzierrathen verdeckt wurden. „Jetzt heißt's aber tummeln; die Villa ist keine zehn Minuten entfernt, wir müssen zuerst ankommen."

Ohne auf die Umgebung zu achten, nur mit der Torte beschäftigt, gingen die zwei Herren eine ziemliche Strecke weit, ehe sie gewahr wurden, daß sie sich nicht in Tutzing befanden, sondern daß sie eine Station zu früh ausgestiegen waren.

„Jetzt so was dumm's is mir mei Lebtag no' net passirt," rief Nudlmaier verzweifelt aus, daß ma' a Station verschlafen kann, das kann vorkommen, aber daß ma' glei' a ganze Station z'früh aussteigt — —" — „A halbe Station z'früh aussteigen kann ma' do' net!" bemerkte der vorlaute Xaverl. — „Geh', laß' mir do' mit Deine schlecht'n Witz a Ruah! Jetzt hoaßt's auf d' Füaß macha, sonst bleibt nix über!" So wandelten sie nun auf der Landstraße fürbaß; bald trug Nudlmaier, bald sein Sohn die schöne Torte auf der flachen Hand. Die Geschichte ermüdete; sie mußten alle Augenblicke wechseln und zum Ueberfluß fing es zu regnen

an. Was mit der ominösen Torte anfangen? Schon zeigte sie stellenweise sehr deutliche Spuren der Feuchtigkeit und, „wann das so fortgeht“, seufzte Nudlmaier, „bringen wir lauter ‚Baatz‘ zur Festtafel“. Opferwillig entledigte sich nunmehr Xaverl seines Ueberziehers; die Torte wurde eingewickelt und die beiden Wanderer schleppten nun gemeinsam die süße Last weiter. Als sie eben ein Wäldchen passirt hatten, vertrat ihnen plötzlich ein Jagdaufseher den Weg. „Was tragens denn da?“ fragte er mit mißtrauischem Diensteshlicke. „A Turt'n!“ lautete die Antwort. „I gieb eahna glei a Tort'n,“ erwiderte streng das jagdliche Aufsichtsorgan und befühlte mit raschem Griff den umhüllten Inhalt, so daß Nudlmaier vor Schreck laut aufschrie. „Schaugens her, Sie Kameel!“ rief er und schlug den bergenden Mantel auseinander, so daß man die arg gequetschte Torte sehen konnte. — „Richti, a Tort'n!“ brummte der Jäger und schlug sich schmunzelnd in die Büsche.

„Ja schaug nur grad dö Turtn an, Xaverl!“ jammerte Nudlmaier, „und mir hab'n no a guate halbe Stund z'gehn!“ — „Vater, woaßt was?“ schlug Xaverl vor, „das Gscheidteste is, mir essen die Turt'n z'sammen und kaufen in Tutzing an andere!“ Nudlmaier schüttelte langsam das Haupt. „Erstens verdirb i mir den Magen net scho vorm Essen; zweitens gibts in Tutzing koa solche Turt'n und drittens: was werd Dei Muattan dazua sagen? Mir san so schon Schuld, daß mit'n Essen um a Stund länger warten müssen und wenn mir no nix mitbring'n a —“. Xaverl bezähmte seine Gier und schwieg. „Wenn nur der Kukuk alle Konditor holat,“ schimpfte Nudlmaier nach kurzer Zeit, „wann mei Alte net wär, i that die Turt'n in den Straßengraben neifeuern, daß a wahre Passion wär!“ So aber nahmen sie ihre Last auf, gingen schweigend weiter und der Himmel regnete dazu.

Frau Nudlmaier war prompt im Hause der Freundin angelangt und strahlte vor Vergnügen, als sie erfuhr, daß ihr Gatte noch nicht da sei. Sie erzählte der Frau des Hauses, daß sie einmal wieder Recht bekommen habe, und ferner daß sie eine Ueberraschung für die lieben Kinder mitgebracht habe, die ihr Mann per Eisenbahn hieher bringe.

Es wurde, hauptsächlich der Ueberraschung halber beschlossen, den Eisenbahnpassagieren entgegenzugehen. Aber Niemand kam, Niemand war zu sehen. Man ging wieder nach Hause, muthmaßte die schrecklichsten Dinge und verzweiflungsvoll rang die Köchin draußen am Herde die Hände, weil Alles kaput zu werden drohte.

Endlich kamen die beiden Abenteurer an. Sie wurden natürlich weidlich ausgelacht, empfingen die gebührenden Vorwürfe und dann setzte man sich zu Tisch, von dem sich, wie die Hausfrau etwas pikirt bemerkte, unter solchen Umständen nicht mehr viel erwarten lasse. „Wo is denn di Tort'n?" flüsterte Frau Nudlmaier ihrem Mann zu. — „Wir haben's draußen im Gartenhäusl auf den Tisch g'legt — —" Und die Frau Nudlmaier arrangirte die Geschichte mit der Ueberraschung, indem sie dem aufwartenden Mädchen heimlich sagte, es solle nach dem letzten Gang hinausgehen, auf dem Tich im Salettl läge eine Torte; diese soll auf eine Platte gelegt und mit einem Tuch bedeckt, hereingetragen werden. So geschah es. Als das verdeckte Gericht kam, schlichen sich Nudlmaier und Sohn aus dem Zimmer. Frau Nudlmaier erhob sich feierlich und hielt eine kleine Ansprache: „Indem daß wir auch was habn beitragn wolln zu der Festlichkeit, sind wir halt so frei, ein kleines Kunstwerk eines Münchner Konditors zu überreichen!" Damit nahm sie die Decke fort und die Torte — aber im schrecklichsten Zustande der Verstümmlung — lag als formlose Masse auf der Tafel!

Natürlich folgte eine kleine Familienunterhaltung zwischen den Nudlmaier'schen, welche mit dem Ausspruch der schwergekränkten Frau schloß: „Auf diese Weis' haben die Männer mit ihrem Eigensinn schon nicht blos Tort'n, sondern ganze Familien ruinirt!"

Eigensinn.

Der Herr Professor Vorwurm zählte sich zu den Glücklichsten der Erde und das mit Recht. Im schönsten Mannesalter stehend, bekleidete er bereits ein ehrenvolles, einträgliches Amt, er erfreute sich überdies des Besitzes eines ganz annehmbaren Privatvermögens und nannte endlich ein Weibchen sein eigen, wie nach seiner Meinung wenigstens kein zweites mehr auf diesem Globus herumkrabbelte. Seine Eugenie war reizend von Gestalt, liebenswürdig, zuvorkommend, aufopfernd, nachsichtig gegen seine Schwächen, kurz, sie lebte nur für ihn und er lebte für sie. Differenzen gab es nie, denn er that, was sie wollte und sie that ebenfalls, was sie wollte und so kam es, daß sie schon fast ein Jahr verheiratet waren, ohne daß Eines der Ehegatten daran gedacht hätte, sich auch nur ein bischen scheiden zu lassen! Sie konnten sich gar nicht vorstellen, daß sich irgend etwas ereignen könnte, was die Harmonie ihrer Seelen stören würde.

Eines Tages lud der Herr Professor seine Eugenie ein, mit ihm das Panorama von Rom zu besuchen, das er längst gerne gesehen hätte. Sie willigte freudigst ein und sofort machten sie sich auf den Weg — in die Geflügelausstellung. Sie hatte nämlich erklärt, daß sie gerne das Panorama, aber noch lieber die Geflügelausstellung sehen möchte und da verstand es sich doch von selbst, daß er ihrem Wunsche entgegenkam. Sie weideten sich an dem Anblicke der Gockel und Hennen, Tauben, Enten und anderer nützlicher Vögel, von denen Vorwurm nur bedauerte, daß sie nicht gebraten seien, weil sie dann erstens zu etwas tauglich wären und zweitens keinen solchen Höllenspektakel machen könnten. Dann sahen sie sich die Kanarien und andere exotische Vögel an und blieben endlich bei einem Käfige stehen, in welchem ein farbenprächtig gefiederter Papagei einen unverständlichen Monolog hielt. Frau Eugenie zog am Arme ihres Gatten und nun hielt derselbe sofort still, wie sich's bei einer guten Führung ziemt.

„Sieh einmal diesen reizenden Papagei!“ — „Seh ich schon,“ erwiderte er, „aber — reizend? nein — ich kann

diese Schreihälse nicht leiden!" — „Ich möchte wohl einen solchen Papagei besitzen!" fuhr sie sinnend fort, ohne seine schlimme Qualifikation zu beachten. — „Ich nicht — wünsch' Dir um Gotteswillen so etwas nicht!" bat er. „Ich kenne nichts Unangenehmeres für ein stilles Hauswesen, wie wir es haben und wie ich es liebe, als ein solches Vieh!" Sie hörte heute auffallend schlecht. „Da schau her," rief sie, „hier steht: ‚Verkäuflich' — gelt, Arthur, Du kaufst mir einen Papagei — ich habe sonst keinen Wunsch!"

Er erschrak, sah auf seine reizende Lebensgefährtin, dann auf den Papagei, der eben Turnübungen machte und dann einige Male pfiff, wie eben nur Viehtreiber ihren Hunden zu pfeifen pflegen, dann nahm er einen Anlauf und entgegnete: „Nein, Schatz, das thu ich nicht!" Da löste sich ihr Arm aus seinem Arme, düsterer Ernst legte sich wie eine Wolke über ihr schönes Gesicht und mit großen Augen ihn vorwurfsvoll ansehend, fragte sie: „Das thust Du nicht?" — „Aber Kind, ich bitte Dich," erwiderte er, „was fällt Dir denn ein, einen Papagei! Einen Vogel, einen Hund, ja, wenn es sein muß, ein Pferd — mit größtem Vergnügen, aber ein Thier, das von der Natur zum Ruhestörer geschaffen wurde, nein — nie, nie!" — „So? Nun, es ist auch gut!" Von diesem Augenblicke an war Eugenie ein mit sieben Siegeln versehenes Buch. Kein Wort kam über ihre Lippen, trotzig schweigend ließ sie sich von ihm in's Panorama führen, das ihr keine Silbe der Bewunderung entlockte. Mit starrem Antlitz aß sie nachher im Kaffeehause einen Kuchen um den anderen und alle Versuche des Professors, ihre Stimmung zu verbessern, erwiesen sich umsonst. Daß es endlich Abends zu einer Auseinandersetzung kam, versteht sich von selbst; sie blieb stumm, weinte große Zähren und brachte damit den armen Arthur an den Rand der Verzweiflung. Er gerieth mehr als einmal in Versuchung, noch in später Nacht den Vogelhändler aus den Federn zu trommeln und einige Papageien zu holen, allein zum ersten Male seit seiner Verheiratung verspürte er eine ihm unerklärliche Widerstandskraft, die ihn schließlich doch wieder ermuthigte, an seiner ursprünglichen Willensmeinung festzuhalten.

Als er sich am nächsten Tage nach dem Frühstück, wie gewöhnlich, den Abschiedskuß erholte, da er bis Mittag geschäftlich abwesend sein mußte, erhielt er eine Berührung von zusammengepreßten Lippen, deren Eiseskälte sein ganzes Inneres durchschauerte. Herrgott, so wenn sie früher geküßt hätte! Aber jetzt erst recht nicht!

In größter Aufregung sprach er auf dem Wege zur Vorlesung noch bei — seiner Schwiegermama vor, welche er inständigst bat, in der Sache zu interveniren. Die würdige Dame nahm die Sache ziemlich ernst und belehrte ihn, daß er eigentlich ganz schändlich an ihrer armen Eugenie gehandelt habe, daß sie aber versuchen wolle, die Sache beizulegen; er solle aber auch das Seinige dazuthun. Wirklich machte sie sich nach dem Weggang des Professors auf und eilte zu ihrer Tochter, die sie in der unglücklichsten Verfassung antraf. Sie versuchte die arme junge Frau zu trösten und meinte im Verlaufe der Auseinandersetzung, die Sache sei doch nicht wichtig genug, um daraus eine Lebensfrage zu gestalten, es gäbe viele Frauen, die ohne Papagei recht vergnügt lebten. Da kam sie aber schön an: „Und ich will einmal einen Papagei,“ rief sie aus — „jeder Mann, der seine Frau liebt, kauft ihr einen Papagei!“ — „Oho!“ meinte die Mama, „wir haben uns auch ohne Papagei durch's Leben geschlagen, so ein Vogel macht's am Ende nicht aus!“ — „Der Vogel für sich nicht,“ entgegnete piquirt Eugenie, „aber mein Papagei sitzt tiefer — hier —“ dabei deutete sie auf die Magengegend, wo sie unzweifelhaft den Sitz des Herzens vermuthete — „er sollte als Zeichen der Liebe meines Mannes gelten — er liebt mich nicht — das Uebrige sehe ich kommen!“ — „Aber, liebes Kind,“ warf Mama ein, „wenn Dir so viel an einem Papagei liegt, dann kaufe ich Dir einen!“ — „Um Gotteswillen nicht, Mama — ich würde der Bestie den Kragen umdrehen!“ Kopfschüttelnd entfernte sich die Mama, ihre unglückliche Tochter mit ihrem Schmerze allein lassend.

Vorwurm empfand während des Vormittags tiefer, als er geahnt hatte, wie ihm die Situation leid that. Er beschloß, der Sache ein Ende zu machen und mit einem kleinen Opfer das alte Verhältniß zu erkaufen. Er erstand ein prächtiges

Armband und indem er sich immer mehr in die Ueberzeugung hinein dachte, wie sie sich freuen würde, wie sie dann um seinen Hals fallen werde — da wich alle üble Laune von ihm, er stürmte ordentlich die Treppe hinan, trat in das Zimmer und eilte seiner Gattin lächelnd entgegen.

„Eugenie, ich habe Dir einen kleinen Wunsch versagt, empfange als Entgelt dafür dieses Bracelet, das Dich reizend schmücken wird!“ Also doch keinen Papagei! Momentan flog zwar ein lichter Schein über ihr verdüstertes Antlitz, sie dankte sehr verbindlich, dann aber war sie wieder der reine Marmor. Vorwurm grämte sich, schaffte sich ebenfalls einen Marmorüberzug an und von nun an wandelten sie wie zwei fremde Wesen neben einander her. Sei es aus Aufregung, sei es in Folge anderer Umstände, der Professor erkrankte plötzlich in ernster Weise. Das änderte allerdings die Situation. Eugenie ließ sofort ihr trotziges Wesen fahren, war wieder ganz Liebe und Aufopferung und wich nicht von seiner Seite, bis sich die Sache zum Besseren wendete. Ihre Mama ließ es an Bemerkungen nicht fehlen. „Siehst Du, das hast Du jetzt von Deinem dummen Papagei, wie man nur so eigensinnig sein kann!“ sagte sie zu ihr. — „Eigensinnig?“ erwiderte Eugenie, „das bin ich nicht, aber es ist so traurig, wenn man bei seinem Manne nicht einmal eine solche Kleinigkeit, wie einen kleinen Papagei, durchzusetzen vermag!“

Der Kranke genas zur Freude seiner Gattin, die wieder ganz Zärtlichkeit war. Als es der Arzt verstattete, machten sie an einem wunderschönen Frühlingstage eine Ausfahrt, die alle ihre Gefühle auf's Angenehmste erregte, denn die ganze Umgebung war dazu angethan, Lust und Freude im Menschenherzen zu erwecken. Da saßen sie, ein Bild des höchsten ehelichen Glückes; sie hielt seine Hand fest, hatte einen Arm um seinen Nacken gelegt und kosend schmiegte sie ihr Köpfchen an seine Brust — er hätte aufjauchzen mögen vor Seligkeit!

„Mein herzliebstes Weibchen,“ sagte er, „wie schade ist's um die Zeit, in der wir uns scheinbar von einander entfernten — ich hatte es nicht so böse gemeint — Dir zu Liebe thue ich ja Alles, Dein Wunsch soll mir Befehl sein für alle Zeit, denn Du wirst ja nichts verlangen, was ich

Dir nicht gewähren kann!" — „Du bist ein lieber Mann," entgegnete sie, „— und ich möchte Dich wohl auf die Probe stellen, denn ich habe wirklich einen Wunsch — —" — „Heraus damit, süßes Engelchen!"

„Arthur — aber Du darfst nicht böse sein — kauf mir doch endlich — einen Papagei!"

Angenagelt.

Emsig forschend stand ein junger Mann von elegantem Aeußern vor der schwarzem Tafel im Rathhause und las die vielen amtlichen Schriftstücke ab, die dort angeheftet sind, um der Mitwelt zu verkünden, daß der Soundso mit der Dingsda in eheliche Gemeinschaft zu treten beabsichtige. Wem es nicht recht sei, der solle sich melden. Er musterte ungeduldig Liebespaar um Liebespaar, wie die Glücklichen eben nach der Reihe in dem geheimnißvollen Halbdunkel ausgehängt waren; endlich rief er für sich: „Da haben wir ihn ja — richtig! Also endlich angenagelt, fix und fertig, Gott sei Dank!" Er hatte seinen eigenen Namen und den seiner viellieben Braut entdeckt und eilte befriedigt seinen Weg weiter. Die Thatsache selbst überraschte ihn natürlich nicht, allein er konnte es sich nicht versagen, das erste legale Zeichen seines künftigen Glückes zu inspiziren und sich daran zu erfreuen.

„Endlich einmal angenagelt!" wiederholte er und eine Fluth von Gedanken regte sich in ihm — die lustige Studienzeit, finanzielle Schwierigkeiten, Doktorexamen, Brautwerbungen; dieses Alles schwirrte im bunten Reigen an seinen Blicken vorbei. — „Gewonnen ist die Schlacht, ich bin angenagelt!" So jubelte der junge Doktor und kam in fröhlichster Laune zu Hause an. Er mußte um diese Zeit dort eintreffen, denn er hatte Sprechstunde für Vormittags 11 bis 12 Uhr annoncirt und da konnte wohl irgend ein Patient eintreffen. Er war zur Zeit auf Patienten zwar nicht sehr

erpicht, denn es stand die Hochzeit mit darauffolgender Hochzeitsreise vor der Thür, aber Freude bereitete es ihm doch, wenn dann und wann ein leidender Mitbruder seine Thätigkeit in Anspruch nahm.

Als er zu Hause ankam, verkündete ihm die alte Haushälterin, daß bereits ein Herr im Sprechzimmer warte. Unser Doktor verfügt sich schnellstens in seine Schreibstube, nimmt ein gesetztes würdevolles Aeußeres an und öffnet dann die Thüre mit einem höflichen: „Bitte einzutreten!“ Ein eleganter Herr in mittleren Jahren betritt das Gemach. Der Doktor mustert ihn flüchtig; das ist doch einmal ein Patient höherer Ordnung! Bisher hatten sich nur ein paar arme Teufel aus der Nachbarschaft eingefunden oder ein mit Zahnweh behaftetes Dienstmädchen des Hauses!

„Womit kann ich dienen?“ fuhr der artige Doktor fort und betrachtete den Herrn prüfend, um aus seinem Habitus irgend eine vorläufige Prognose ziehen zu können.

Der elegante Herr nahm Platz und begann dann: „Mein Name ist Bolzmeier, Inspektor — vor Allem, Herr Doktor, meine Gratulation zur demnächstigen Verehelichung!“ Ueberrascht verbeugte sich der Doktor höflichst und sah dann der weiteren Entwicklung neugierig entgegen; er kannte den Herrn Bolzmeier nicht; sollte es mit ihm nicht recht richtig sein?

„Nachdem Herr Doktor beabsichtigen“, fuhr der Herr Inspektor fort, „einen eigenen Hausstand zu gründen, so wird Ihre Sorge jedenfalls darauf gerichtet sein, die Existenz der verehrten Frau Gemahlin und der Familie in spe entsprechend zu sichern und das geschieht ja bekanntlich in bester Weise durch die Versicherung des werthen Lebens bei einer, natürlich bestakkredidirten Gesellschaft. Ich bin in der Lage, Ihnen mit den vortheilhaftesten Bedingungen entgegenkommen zu können!“ Damit holte der Inspektor einen Pack Prospekte und Drucksachen hervor und begann dann eine lange sachliche Erklärung. Der Doktor ließ seinen Besucher einige Zeit fortreden und zwängte sich dann in den Redefluß; indem er mittheilte, „daß er nicht beabsichtige — —“ — „Nicht möglich,“ unterbrach ihn der eifrige Geschäftsmann, „das glauben Sie jetzt. Nach einiger Ueberlegung werden Sie zu dem Resultate

kommen, daß es nicht nur Ihr materieller Vortheil erheischt, die vorgeschlagene Vorsorge zu treffen, sondern daß es auch als eine moralische Verpflichtung erscheint, Ihrer hochverehrten Braut gegenüber das zu thun, was in diesem Falle das einzig Richtige ist." — „Ich versichere Sie," erwiderte der Doktor etwas unmuthig — — „Nun", nahm ihm der Inspektor das Wort ab, „versichern werde ich Sie; eine solche Gelegenheit werden Sie schwerlich mehr finden; in Ihrem Alter zahlt man geradezu lächerliche Prämiensätze und das müssen Sie als Fachmann doch zugeben, daß am Ende auch dem jüngsten und gesündesten Mann etwas passiren kann. Zudem werden bei uns die Versicherungssummen auch im Falle eines Duells und sogar bei Selbstmord ausbezahlt!" Aber auch diese überaus verlockende Aussicht bestimmte den Doktor nicht, Ja zu sagen; er blieb fest dabei stehen, daß es ihm zur Zeit nicht einfalle, sein Leben versichern zu lassen. Der Herr Inspektor entfernte sich, nicht ohne das Studium der hinterlassenen Prospekte empfohlen zu haben. „Wir machen die Sache doch noch!" rief er scherzend, indem er verschwand.

Im Vorzimmer saß schon wieder Jemand. „Diesmal ist's gewiß ein Patient," dachte sich der Doktor, denn das ganze Aussehen des Eintretenden ließ dies vermuthen. Theilnehmend begann der Doktor: „Wo fehlt's, mein Herr?" Damit rückte dieser zwar nicht heraus, aber mit der Neuigkeit, daß er erfahren habe, der Herr Doktor beabsichtige einen eigenen Hausstand zu gründen, und er sei deshalb so frei, seine Gesellschaft, die Slavakia, zu empfehlen, um die gesammte Habe des gnädigen Herrn gegen Feuersgefahr zu versichern. Er schilderte die großen Vortheile, welche er ihm zu bieten in der Lage sei, und wies auf den materiellen und moralischen Werth der Versicherung hin, die es ermögliche, ohne Sorge das Haus zu verlassen, sich zu Bette zu legen, zu verreisen.

Der gute Doktor war heute absolut unzugänglich und komplimentirte den Agenten geschickt hinaus, nahm dann Hut und Stock und ging zum Schoppen, wo er mehrere Bekannte traf, mit denen er noch die Freiheit des Junggesellenstandes

die paar letzten Tage ausnützte. Man war lustig und guter Dinge, sprach über dies und jenes und der Doktor erzählte lachend seine Erlebnisse in der Besuchsstunde. „Das kommt davon her,“ erklärte ein jovialer Zechgenosse, der sich erst heute zu der Gesellschaft geschlagen und im „Knofeln“ eine Flasche Champagner verloren hatte, „daß Sie das Unglück haben, an der schwarzen Tafel zu hängen; von dort weg werden alle Heiratskandidaten auf die Proskriptionsliste der Agenten notirt und Einer macht das Geschäft schließlich doch. Sie werden doch nicht im Ernste davon absehen, Herr Doktor, etwas zu thun, was jeder anständige Mensch seiner Frau und seiner Familie gegenüber zu thun verpflichtet ist?“ Der Doktor murmelte etwas vom Ueberlegen. „Natürlich sollen Sie sichs überlegen; ich werde mir erlauben, Sie morgen zu besuchen, um Sie über diesen Punkt vollständig aufzuklären; die Gesellschaft nämlich, welche ich vertrete, arbeitet unter den absolut coulantesten Bedingungen; zahlt schon im ersten Jahre Gewinnantheile — kurz, bietet derartige Vortheile, daß ich Ihnen nur rathen kann, baldmöglichst zuzugreifen — ich bin sofort bereit — —“ „Aber ich nicht,“ entgegnete ärgerlich der Doktor und verabschiedete sich schleunigst unter dem Vorwande einer ärztlichen Visite.

Im Café traf er nach Tisch mit mehreren Studienfreunden zusammen, denen er seine heute gemachten Erfahrungen mittheilte, worüber viel gescherzt und gelacht wurde. Die Herren entfernten sich allmälig und bei dem Doktor saß nur noch einer seiner vormaligen Kommilitonen, ein armer Teufel, der sich hart genug durch die Welt schlug. Derselbe hatte sein Staatsexamen noch nicht bestanden, war aber mit seinen Mitteln schon lange zu Ende, weßhalb er allerlei Nebenbeschäftigungen trieb, die ihm etwas einbrachten. Dieser junge Mann ergriff plötzlich das Wort zu einer längeren Ansprache an seinen Freund, den Doktor. „Was Du vom Versichern erzählt hast,“ sagte er, „ist recht nett, aber einmal mußt Du immerhin anbeißen, zu der Ueberzeugung wirst Du gar bald gelangen, denn etwas wirst Du doch Deiner Frau und Familie bieten wollen oder nicht?“ Der Doktor nickte und dachte nach. „Nun also,“ fuhr sein Freund fort, „mach die Sache

schnell ab, dann hast Du Deine Ruhe vor allerlei lästigen Anerbieten. Uebergieb die Sache mir, ich bin kein Agent, aber ich erhalte für Zuweisungen von Freunden an die Gesellschaft Transmuckia eine ganz nette Provision. Du kennst meine Verhältnisse und wirst wohl die kleine Einnahme, die mich wieder auf Wochen herausreißt, Deinem alten Freunde lieber zukommen lassen, als einem wildfremden Agenten?" Dies leuchtete dem Doktor ein und er schrieb auf eine Karte seine Einwilligung, sich bei der Transmuckia versichern zu lassen.

Als er heimkam, hatte er noch das Vergnügen, einen Agenten zu treffen, der ihm empfahl, in die Reiseunfallversicherung einzutreten, weil unter den heutigen Verhältnissen es nicht ausgeschlossen sei, daß auch bei der kleinsten Hochzeitsreise ein Eisenbahnunfall vorkomme und schon für ein einziges Bein kolossale Entschädigungen gezahlt würden. Der Doktor erwiderte, er werde seine Hochzeitsreise wahrscheinlich zu Fuß machen und verschloß sich dann in sein Zimmer.

Er genoß jedoch nicht lange seine Zurückgezogenheit, als ein neuer Besuch gemeldet wurde. Der Herr Inspektor Bolzmeier trat ein und hielt ihm als Schild gegen etwaige Zornausbrüche die Karte entgegen, welche der Doktor seinem Freunde für die Transmuckia ausgestellt hatte. „Was habe ich gesagt," rief er triumphirend, „wir machen die Sache doch noch!" Und die Sache wurde abgeschlossen; ehe die Sonne sank, war der Doktor versichert auf den Todesfall zu Gunsten seiner ihm noch nicht angetrauten Frau und der noch zu erwartenden Familie. „Der Teufel hole die Annaglerei im Rathhause", dachte der Doktor und klebte dann an seine Hausthüre unter das Namenschild einen Zettel mit den Worten: „Ist bereits für das Leben, gegen Feuer und Unfälle aller Art versichert!"

Der Paperl.

Der Hotelier Hummer saß beim Morgenkaffee und studierte die „Neuesten“. Mit Vorliebe vertiefte er sich in die Inserate, weil dieselben gewissermaßen ein Bild der lokalen wirthschaftlichen Verhältnisse darstellen und für einen Geschäftsmann hin und wieder Ankündigungen enthalten, die ihn interessiren müssen.

„Fritz!“ rief er plötzlich und der Kellner, welcher in dem anstoßenden Zimmer saß, fuhr empor aus schweren Träumen und schwirrte an, leicht wie eine Libelle. „Sagens der Madam, sie möcht’ einen Augenblick hereinkommen.“ Herr Hummer rief, der Page lief und gleich darauf erschien die Frau des Hauses und fragte nach des Meisters Begehr. „Da schaug’ her, Marie,“ begann dieser, „was da ausg’schrieben is. ‚Ein hübscher, grauer Papagei, der fast Alles spricht, ist wegen Abreise billig zu verkaufen.‘ Siehst, einen Paperl hab’ ich schon lang wollen. Wir brauchen was extrig’s in unser Nebenzimmer, was den Gästen eine Unterhaltung macht. Ich hab’ schon an einen Affen denkt, aber die Vieher ruiniren zu viel. Ein Paperl hingegen, der sprechen kann, das gibt eine Höllgaudi! Was meinst Alte?“

„No,“ entgegnete diese, „einen Papagei könnt’ man am End’ riskiren; natürlich muß er sprechen können!“ — „Dös kann der ja, da heißt’s: Beinah Alles. Das ist zwar viel g’sagt, aber wenn er nur die Hälfte kann, ist’s schon g’nug!“ Es wurde beschlossen, den Papagei zu kaufen. Hummer rief den Hausdiener und machte sich in Begleitung desselben auf den Weg. Die angegebene Adresse führte zu einem Vogelhändler. Hummer erkundigte sich nach dem sprechenden Vogel. „Aha, mei’ Paperl! Ja, das is a rares Viecherl“, entgegnete der Verkäufer, „kommen’s rein in’s Nebenzimmer, da is er!“ Hummer betrachtete den Papagei, der bei dieser Inspektion mißmuthig das Gefieder sträubte und fragte: „Sie erlauben’s, warum steht denn d’rinn wegen Abreise?“ — „Sehr einfach,“ versetzte der Händler, „ich hab den Vogel in Kommission; seine Herrschaft reist bald ab und deßhalb kriegen’s’n auch billiger.“ — „So? Und wie steht’s mit dem Sprechen.

Lassen's ihn einmal was reden!" — „Ja, mei lieber Herr, das wird sich hart machen; wissen's denn nicht, daß ein Papagei nur unter gute Bekannte reden thut; vor fremde Leut' bringen's aus ihm absolut nix 'raus. Aber ich hab' Ihnen da aufg'schrieben, was er Alles spricht, passen's auf: Wo ist die Frau? — 1, 2, 3, bei der Lora vorbei! — Ach Gott, so ganz allein! — B'hüt Dich Gott, Lump! — Ich möcht' einen Kaffee! — Lalli, was schaust? — Dabei pfeift er alle möglichen Lieder. Da haben's den Zettel!" — Hummer war befriedigt, das sollte einen Mordsspaß geben! Man war bald Handels einig, der Hausdiener nahm den Paperl sammt Käfig auf den Rücken und eine halbe Stunde später war der Paperl schon im Hotel untergebracht; die Madame trat sofort in nähere Beziehungen zu ihm, indem sie ihm ein Bisquitstangerl nach dem andern reichte.

Es verging eine Woche, der Paperl fühlte sich offenbar heimisch im Hause, denn er schrie und pfiff, daß man es bis unter's Dach hinauf hörte — aber zum Sprechen war er nicht zu bewegen. Hummer gab sich alle Mühe, des Paperl's Gunst zu erringen. Er kaufte ihm sogar Bananen, welche der Vogel leidenschaftlich gerne fraß. Dann setzte sich Hummer zum Paperl und suchte ihn zu einer Konversation zu bewegen, indem er ihm mit dem Zettel in der Hand soufflirte. „Wo ist die Frau, Paperl?" — Der Vogel schüttelte sich, sträubte das Gefieder und pfiff wie ein Viehtreiber. „1, 2, 3, bei der Lora vorbei!" — Ein schauerliches Gekreisch und Geblöke war die einzige Antwort. Er sprach nicht. Eines Tages ging dem Sprachlehrer die Geduld aus und er begab sich zum Vogelhändler, dem er die bittersten Vorwürfe machte. „Was??" rief dieser entrüstet. „Der Paperl spricht net? Sie, dös machen's einem andern weiß. Sie müssen halt den Vogel darnach behandeln, daß er eine Zuneigung kriegt." — „Ich behandle ihn ja," entgegnete Hummer, „aber das Viech pfeift wie ein Wilder und blökt wie ein Kalb." — „Das müßt er höchstens von Ihna g'lernt haben; bei mir hat er den ganzen Tag g'red't; probir'n Sie's nur noch eine Zeit lang, bis er Ihna kennt!"

Aergerlich begab sich Hummer wieder nach Hause und

setzte seine Bemühungen fort, den verstockten Vogel zum Sprechen zu bringen. Der aber pfiff und lärmte, daß die Gäste nach dem ersten Glas die Flucht ergriffen und Hummer gerieth in eine solche Wuth, daß er versucht war, dem Schreihals den Kragen umzudrehen. Er besann sich aber eines Besseren und ließ ihn zum Verkauf ausschreiben. Wirklich gelang es ihm, den Paperl an den Mann zu bringen, allerdings mit Verlust von etlichen zwanzig Mark. Das ganze Hotel athmete auf, als der Spektakelmacher fort war; Hummer jedoch war durch den Mißerfolg nicht gewitzigt, sondern erst recht bockbeinig geworden; er wollte sich nicht auslachen lassen und fahndete von Neuem nach einem sprechenden Papagei. Eines Tages brachte ihm einer seiner Bediensteten die Nachricht, daß er gehört habe, in einem Privathause befinde sich ein sehr hübscher Papagei, welcher spreche und zu verkaufen sei. „Auch wieder ein grauer?" forschte Hummer. „Nicht ganz", lautete die Antwort; „er hat prächtige rothe und gelbe Schwungfedern, ist also mehr Ara!" Hummer begab sich in das betreffende Haus und erkundigte sich über den Papagei. Man führte ihn in ein Zimmer, wo der exotische Vogel auf einer Stange saß und mit geschlossenen Augen der Ruhe pflegte. Er war grau, hatte aber karmoisinrothe und gelbe Flügel, was ihn sehr gut kleidete. Hummer trat in Unterhandlung; der Besitzer des Papagei berichtete die merkwürdigsten Dinge über das Talent des Vogels und erzählte einige höchst drollige Begebenheiten, über welche Hummer herzlich lachen mußte. „Sprechen thut er?" fragte Hummer. „Na und ob! Nur zu viel; der Kerl bringt Einen förmlich in Verlegenheit!" — „Wissens was, gebens mir den Paperl zur Prob — wenn er spricht, kauf ich ihn!" — Davon wollte der Verkäufer aber nichts wissen und endlich erstand Hummer den Papagei um einen ziemlich mäßigen Preis. Der Verkäufer überreichte ihm noch ein Papier, auf welchem alle die Redensarten verzeichnet waren, die sich der Papagei, welcher den Namen Joko trug, angeeignet hatte.

Bald darauf saß Hummer mit dem Zettel in der Hand beim Joko und vergewisserte sich, was dieser sprechen könne. Eine unheimliche Ueberraschung bemächtigte sich seiner, als

er fast dieselben Phrasen las, die sein vergangener Paperl gesprochen haben sollte; nur waren es beinahe noch einmal so viel! Er nahm ein Bisquit zur Hand und überreichte es dem Joko, der dadurch sichtlich in eine bessere Laune kam. Hummer entfernte sich einen Moment, um seiner Frau Bericht zu erstatten. Während er mit der Holden sprach, ertönte plötzlich ein Heidenlärm, der ihn mit heillosem Schrecken erfüllte; Pfeifen, Schreien, Blöken — — genau so wie es der frühere Paperl gemacht hatte! Er stürzte in das Zimmer — — das ganze Hausgesinde mit ihm — der Papagei gebärdete sich wie toll! „Das ist ja der Nämliche!“ rief der Oberkellner lachend aus. „Was? der vorige war ja ganz grau!“ entgegnete mit gepreßtem Herzen Hummer. „Na — den habens halt g'färbt!“ bemerkte boshaft der Oberkellner. Hummer untersuchte den Vogel und es war richtig so. Man packte den Joko auf und brachte ihn dem Verkäufer zurück; dieser behauptete jedoch, daß er den Vogel so gekauft habe und zwar sammt dem auf dem Zettel befindlichen Sprechrepertoir; zurückgenommen wurde er nicht mehr. Hummer wüthete, dann überlegte er und ergriff den praktischeren Ausweg.

Am nächsten Tag war in der Zeitung zu lesen:

„Ein hübscher grauer Papagei, der sehr gut und viel spricht, ist wegen Abreise billigst zu verkaufen. Hotel zum „Goldenen Regenwurm“ zwischen 1 und 2 Uhr.“

Eine bejahrte Dame, welche das Bedürfniß hatte, in ihrer Einsamkeit hie und da mit Jemand zu sprechen, kaufte den Paperl ziemlich billig. Was die beiden mit einander gesprochen haben, hat bis jetzt noch Niemand erfahren.

Der Neidkragen.

Neidlos durch die Welt zu gehen, ist ein großes Kunststück, das selten Einem gelingt. Ein ganz klein wenig Neid nistet in jedem Herzen; zeigt sich diese Untugend nicht im Großen, so verräth sie ihre Anwesenheit doch bei vielen kleinen,

unscheinbaren Ereignissen. Irgend ein Vorzug, sei er begründet oder zufällig, gibt dem Neide Veranlassung, sich zu regen und wie der berühmte rothe Faden zieht er sich durch das gesellschaftliche Leben; bei vielen Unterhaltungen über die Mitwelt bildet er das Leitmotiv, das durch die reizendsten Variationen immer wieder siegreich hindurchschimmert. Die psychologische Begründung dieser unleugbaren Thatsache mag den Gelehrten vorbehalten bleiben. Niemand kann dem Neide aus dem Wege gehen; gelangt der verdienstvollste Mann zu Ehren und Würden, so heftet sich der Neid an seine Fersen; kehrt Fortuna bei dem besten aller Erdensöhne ein, hält der Neid am andern Tage in seinen intimsten Angelegenheiten Umschau; ein schönes Gesicht, ein hübscher Schmuck, ein prächtiges Gewand locken den Neid bekanntlich aus allen Winkeln hervor. Er erscheint aber auch manchmal in einer Form oder bei einer Gelegenheit, deren wir uns nicht versehen und wirkt dann drastisch, wenn nicht geradezu komisch.

Betrachten wir z. B. den Herrn X., dem das Geschick Alles gegeben hat, was ein Mensch anständiger Weise verlangen kann. Er ist wohlhabend, vollständig unabhängig und mit seinen Verhältnissen zufrieden. Den Neid, so behauptet er, kennt er gar nicht. Ein Amt möchte er nicht haben, wenn es auch noch so hoch und einträglich wäre, denn die Unabhängigkeit geht ihm über Alles; sogar auf Ehrenstellen ist er nicht erpicht und hat neidlos seinen Freund als erwählten Stadtvater in das Rathhaus einziehen sehen; „in die Knopflöcher“ friert es ihn auch nicht und ob er ein paar Coupons mehr oder weniger abzwickt, das macht ihm kein Kopfweh. Er läßt sich nichts abgehen, denn er kann mit vielen Andern sagen: „Wir hams ja!“ Der sieht nun eines Tages vor Tisch zum Fenster heraus und unterhält sich damit, einer Holzhackerfamilie bei ihrer Beschäftigung als „Spektant“ zu helfen. Es ist ihm nicht recht extra, weil er sich's am verwichenen Abend etwas zu gut hat schmecken lassen und da thut ihm das bischen frische Luft, was zwischen Rauch und Staub in der Stadt noch zu haben ist, recht gut. Unser Holzmacher arbeitet rüstig darauf los, er sägt die Scheiter auseinander; sie spaltet die Klötze klein — das geht wie ge-

schmiert. Jetzt machen sie eine Pause. Die Frau geht fort und kommt bald darauf mit einem Hafen in der einen und einem Maßkrug in der andern Hand zurück. Auf der Straße nehmen die Leutchen ihr Mittagsmahl ein. Der Hafen Suppe ist bald ausgelöffelt; dann kommt ein Stück Käse und ein ordentliches „Trumm" Brod zum Vorschein. Auch diese Kleinigkeiten sind ehestens aufgezehrt; jetzt nehmen sie den Krug zur Hand; einige kurze Momente der Beschaulichkeit, dann ist auch dieser Gegenstand erledigt; der Mann greift zur Säge, sie zur Hacke und die Maschine geht fort, als ob sie nie stille gestanden wäre. Andere Leute streiten sich darum, was man nach Tische thun solle, um die Verdauung zu befördern: tausend Schritte gehen, stehen oder schlafen — solche Holzhackerleute haben, wie es scheint, gar keine Verdauung. „Hergott", ruft X. voll Bewunderung aus, „haben die Leut' Mägen!" Und der Gedanke daran läßt ihm keine Ruhe; eine Stunde später beim Mittagessen, taucht die Erinnerung an diese Mägen wieder in ihm auf; es will ihm nichts schmecken; die zartesten Bissen quellen ihm im Munde auf, und er hätte so gerne auch recht tüchtig zugelangt — da war der Neidkragen fertig und er mußte sich sagen, daß er den armen Teufel drunten um seinen Appetit beneide. Der aber hat sichs gewiß nicht träumen lassen, daß ihn der feine Herr da droben um etwas beneide, was dem guten Holzhacker schon gar nicht begehrenswerth vorkam. —

Ein paar Damen gehen Nachmittags in den Anlagen spazieren und unterhalten sich recht gut miteinander. Eine erzählt der Andern, wie schön sie es habe, was sie zu Hause Alles neu anzuschaffen gedenke, wo sie das nächste Jahr hinreisen werde und was man halt im Bewußtsein einer glücklichen Lage Alles erörtert. Da kommt eine arme Frau des Weges und bittet scheu und verschämt um eine Gabe, weil sie zu Hause einen kranken Mann und vier kleine Kinder habe. Die Damen geben bereitwilligst und kommen natürlich auf den Fall zu sprechen. „Es ist großartig", bemerkt Frau A., welche überglücklich wäre, nur ein Kind zu besitzen, aber trotz aller Bäder und Luftkurorte — um mit Wippchen zu reden, — keinen Storch erzielen konnte, — „wie leicht-

sinnig die Leute heiraten! Und dann gleich vier Kinder! Da sollte das Gesetz dagegen einschreiten. Woher kommt die zunehmende Verarmung, als durch diesen Mißbrauch des Familienstandes? Unsereiner hat einen gesunden Mann und Mittel genug, eine ganze Schaar Kinder zu ernähren — aber man ist nicht leichtsinnig! Diese Leute aber leben in den Tag hinein und trösten sich mit dem Sprichwort: ‚Gibt Gott das Haserl, gibt er auch das Graserl!'“ Die treffliche Dame war urplötzlich ein wahrer Neidkragen geworden. Der armen Frau neidet sie die armen Kinder, denn was sie so hochweise gesprochen, hat ihr nicht das Herz, sondern der Neid diktirt, obschon sie vielleicht keine Ahnung hat.

Man kann aber noch um ganz andere Dinge beneidet werden!

Wie war's z. B. bei der Centenarfeier? Da standen die Leute in der **straße schon recht dick bei einander und immer siedelte sich wieder Einer an, obschon ein Jeder glaubte, da habe unmöglich noch jemand Platz. Die Geschichte wurde immer unheimlicher; es waren Leute dabei, die plötzlich um einen Kopf größer zu werden schienen; dann kam auf einmal ein Herr Gendarm und brachte die ganze Aufstellung aus dem Geleise, so daß man wieder laviren mußte, um eine Lücke zum Durchsehen zu erhaschen. Da bahnt sich ein ganz ärmlich gekleideter Mensch einen Weg und pflanzt sich im Hintergrunde auf; er hat ein Kistchen mitgebracht, auf das er sich stellt und dadurch um ein Weniges alle anderen Menschenkinder überragt. Dieses Kistchen ist so alt und werthlos, daß sich wahrscheinlich alle Umstehenden geschämt hätten, damit über die Straße zu gehen. Nun aber sahen Alle nach dem Kistchen hin und der blasse Neid blickte aus ihren Augen. „Schau, der macht sich's bequem!“ hieß es und beinahe hätte man ihm den Platz nicht vergönnt, welchen das Kistchen einnahm. Als dann ein Spekulant dem Armen das werthlose Kistchen abkaufte, da erwarb er auch den darauf haftenden Neid und zahllose Aeußerungen an seine Adresse bewiesen dieses. „Freili, der braucht a Kistl zum Draufstehen, der gnä Herr — nobel thun wolln's, aber kosten solls nix!“ Als der Zug vorbei war, blieb die Kiste stehen;

ein altes Weib trug sie fort, aber Niemand war ihr darum neidig.

Beim Abendtrunk in den friedlichen Hallen, in denen Gambrinus thront, gibt's keinen Neid — meint man. Man kann sich aber alle Tage vom Gegentheil überzeugen. Da sitz ich eines Abends mit meinem Freunde Staberl — so heißt sein Spitzname — im Hofbräuhauskeller und freue mich der erquickenden Gottesgabe, ohne an die Welt mit ihren begehrenswerthen Dingen zu denken. Wir sprechen von alten Zeiten und befeuchten die alten Erinnerungen recht fleißig, so daß sie ordentlich neu zu grünen und zu blühen scheinen. Da stoßt mich der Staberl mit dem Ellbogen an und flüstert mir zu: „Siehst den Kerl da? Das is der einzige Mensch, den i net leiden kann, da heraußen!" Ich war höchlich erstaunt, da ich das überaus gute Gemüth meines Freundes kannte und glaubte, es verberge sich eine schauerlich-romantische Geschichte hinter dieser offen ausgesprochenen Antipathie. Auf mein Ansuchen hin, den Grund seines Hasses zu erklären, machte mir mein Freund folgende tief ergreifende Mittheilung: „Siehst, die G'schicht ist so. Der Mensch redt mit Niemand, hat keinen eigentlichen Verkehr da heraußen und doch weiß er sich mit einem gewissen Nimbus zu umgeben. Er kriegt jedesmal sei bratene Haxen, oder den schönsten Anschnitt und was das Merkwürdige ist, er weiß genau, wann anzapft wird und holt sich dann regelmäßig die fünfte oder sechste Maß, die heruntergeht. Ist das nicht ärgerlich?" — „Aber Freundlein," sag ich darauf, „Du bist ja der reinste Neidkragen?" — „Ich neidig," entgegnete er, „das gibt's nicht, aber gleiches Maß für Alle, das ist mein Grundsatz — siechst jetzt steht er schon wieder auf und — holt sich eine frische, der elendige Kerl — jetzt heißt's schnell austrinken, daß er uns nicht vorkommt!" Es war also doch der Neid!

Das Wiedersehen.

Es war zur Zeit der Versammlung deutscher Forstmänner in München. Eine solche Versammlung hat nicht nur einen hohen fachlichen und wissenschaftlichen Werth, sondern sie bedeutet auch für den Einzelnen zuweilen eine nicht unerwünschte Unterbrechung des einsamen und zurückgezogenen Lebens, das ihm die Laune des Schicksals auferlegt hat. Gerade im Forstdienste gibt es für Viele so manche Entsagungen, die zwar nicht sehr beschweren, aber doch von Zeit zu Zeit fühlbar werden. Man mag für den grünen Wald, „aufgebaut so hoch da droben", und für die herrliche Natur schwärmen, so viel man will, dann und wann zaubert die Erinnerung doch so ein Bild aus vergangenen Tagen vor Augen, in denen der wissensdurstige Jüngling dereinst die Freuden des Städtelebens gekostet hat. Besonders wenn Einen der Beruf so recht in die Wildniß hineinverschlagen hat, wie z. B. nach Dachskopfthal oder Heanftleiten u. dgl., wo man außer der „dichliebenden Hausfrau" und der Hausmagd, den Forst- und Jagdgehilfen, die nie zu Hause sind, sowie den zwei Dachshunden die ganze Woche keine Menschenseele sieht, als etwa die sündwüste Bötin oder einen verwimmerten Holzknecht, dann ergreift man eine Gelegenheit, wieder einmal ein Stückchen „Welt" zu kosten, nicht ungern und läßt sich's wohl dabei sein. Das hat auch den Herrn Oberförster Bohrmann veranlaßt, die Gelegenheit zur Befriedigung seines fachmännischen Interesses und Wissensdurstes nicht zu verpassen und die Reise nach München zu unternehmen. „Nimm Dich fein vor dem Hofbräuhaus in Acht!" hatte die liebevolle Genossin der Waldeinsamkeit beim Scheiden zu ihm gesagt, denn die Gute wußte ja von nichts Anderem, was Gefahr bringend hätte sein können. „Feit si nix," entgegnete ihr Alter und drückte ihr den Abschiedsschmatz auf die Lippen. „Und Du," setzte er hinzu, „gibst auf den Dian und den Waldl Acht — den Kindern bring' ich schon was mit!" Dann küßte er noch den kleinen Rudi, die Elsa, die Julie und den Hans und verläßt in der saftigsten Verfassung das Haus. Man macht sich aus dem Abschiednehmen nicht recht viel, denn er muß

oft Tage lang in seinem Beruf draußen sein, wo leichter etwas passiren kann, als in der Stadt.

Das war ein Leben in München! Respekt vor der hohen Fest-Versammlung, an der er einige Male mit Ausdauer und Hingebung theilgenommen hat — aber auch allen Respekt vor München. Weißt ja schon gar nicht, wo Du zuerst hingehen sollst! Diese Sehenswürdigkeiten, diese Pracht und — warum soll man's denn prüde verschweigen? Diese Biere! Die Herren Professoren werden bei dem Gebrauche besagten Plurals wohl ein Auge zudrücken müssen, denn der Herr Oberförster hat eben verschiedene „Biere" verkostet und hat sich des Plurals sehr erfreut, während ihm zu Hause der ewige Singular manchmal sauer genug geworden ist. Zudem hat er bei solchen Bierreisen seligen Andenkens immer Gesellschaft gefunden, alte Freunde aus der Jugendzeit und da gab es zu erzählen, aufzufrischen und aufzutischen, so daß die Stunden und Tage zu kurz wurden. Eines Abends saßen ihrer Viere oder fünfe recht schön warm beim Sternecker und ließen sich die paar Tropfen weidlich munden. „Wer weiß, wann ich wieder einmal zu so einem Bierl komm'," murmelte der Oberförster, so oft er ein Mäßlein geleert hatte und die Angst vor der drohenden Entbehrung veranlaßte ihn, immer wieder eine „frische" kommen zu lassen. Dabei sprachen sie von den Studententagen — wie sie damals der Noth in's Gesicht gelacht hatten; wie sie einmal zu Dreien die letzte Uhr versetzten und dann flott lebten, als ob sie den Rothschild zum Pathen gehabt hätten, was sie an Ulk ausgeführt, mit lieblichen Mädels tolles Zeug getrieben — ja man wird gar nicht mehr fertig, wenn man solche Themata berührt. Bei allen Erinnerungen wurde auch der Name eines gemeinsamen Freundes Namens Schwalbe genannt, der damals eine Hauptrolle gespielt hatte und Allen gleich sympathisch war. „Daß der Schwalbe nicht kommen is, sollt' mich doch wundern?" fragte Bohrmann seine Freunde. — „Ist ja hier," gab Einer der Tafelrunde zur Antwort, „aber er sitzt im Ausschuß und hängt irgend einem hohen Herrn am Rockschoß. Er wohnt beim Pollinger!" — „Was, beim Pollinger?" schrie Bohrmann, „da wohne ich auch; wart alter Bierkieser, Dich werd'

ich überraschen! Schwalbe muß auch schon ganz anders aussehen," fuhr er fort — „dreißig Jahre verändern manchen Menschen gewaltig!" — „Freilich," hieß es, „seine Lockenfülle hat er vollständig fortamüsirt und von der schlanken Gestalt ist auch nichts mehr zu sehen; es ist ihm nicht schlecht gegangen; er ist Forstmeister im Sächsischen und trägt Interimsuniform." — „Wundert mich, ist sonst ein ganz vernünftiger Mensch gewesen," brummte Bohrmann. In glücklichster Stimmung trennte man sich; Bohrmann segelte nach dem Oberpollinger. Während er vom Portier den Schlüssel verlangte, bemerkte er eine an der Wand dahinschwebende, etwas schwankende Gestalt — beleibt, — im Forstbeamten-Interimsrock außerbayerischen Schnittes — glatzköpfig. — „Er ist's!" jubelte Bohrmann, schlich sich nach, erwischte ihn, hielt ihm die Augen zu und rief: „Wer ist's?" Der Angerufene erwiederte: „Wird wohl Strippmann sein!" worauf Bohrmann ihn herumwirbelte und dabei lachend ausrief:

„Ich bin's, alte Schwalbe, komm an mein Herz!" Mit festlicher Heftigkeit umarmten sich die beiden alten Knaben und weinten dabei Freudenthränen. „Jetzt werd net in's Bett gangen, komm Schwalbl, wir stechen noch a Flaschl aus!" schlug Bohrmann vor. — „Nee — nee — heute nich, mein Kutester —" bat der Schwalbe. — „Der reinste Sachs is er worn — es hilft nix, nur immer 'ran, altes Kameel!" damit nahm er ihn unter den Arm und halb zog er ihn, halb sank er hin und kurz darauf schlürften sie den goldigen Rheinwein aus grünen Römern in feierlicher Stimmung. — „Nun verzähl einmal, altes Haus," begann Bohrmann, „wie stets mit Deiner Familie?" — „Is nich —" entgegnete dieser, „bin noch der eklichste Junggeselle!" — „Net mögli' — siehst was d' Leut wissen, haben der Meier Alfred und der Pammer Jackl erzählt, Du hätt'st zwei Töchter und einen Buben, der den grünen Frack schon anhat!" Sein Kumpan wollte bersten vor Lachen. Hierauf erzählte Bohrmann seine Lebensschicksale seit Abgang von der Universität, seine Liebes- und Leidensgeschichte, seine sonstigen Erlebnisse, wobei sein Freund großes Interesse bekundete. „Siehst, mei lieber Schwalbe — das Heiraten ist doch auch net ohne und eine einsame Schwalbe

kann i mir gar net denken!“ Der also Apostrophirte lachte wiederholt und entgegnete: „Ganz recht, liebes Männeken, aber nur thu' mir den eenzigten Gefallen und erkläre mir mal, warum Du immer „Schwalbe“ zu mir sagst?!“ Bohrmann fuhr in die Höhe, ließ das erhobene Glas sinken und fragte mit einem ungemein einfältigen Gesicht: „Ja — Du bist ja doch der Schwalben Gustl — wie soll ich denn sonst sagen?“ — „Ich? nee, mein Kutester, mein Name is Schulze aus Pirna und ich bin heute, weeß Gott, zum ersten Mal in München!“

Es braucht nicht immer „Hofbräu“ zu sein, ein anderer gesunder Tropfen thut's auch!

An der Table d'hôte.

In dem elegant ausgestatteten Speisesaale des Gasthofs zum blauen Frosch in B., einem vielbesuchten südlichen Kurorte, haben die Kellner eben ihre Vorbereitungen zur Table d'hôte beendigt. In tadellos gerader Richtung stehen die Tellerreihen bereit; auf ihnen prangen die blendend weißen Servietten in kunstvoller Verschlingung, von welcher der geniale Erfinder Saalkellner Nr. 2 behauptet, daß sie einen Schwan mit ausgespreizten Flügeln vorstelle. Vor jedem Teller stehen, gleichfalls militärisch gerichtet, die Weingläser, eines für den Rheinwein, eines für Bordeaux und ein drittes für Champagner, obschon die letzterwähnte Gattung wenig Verwendung findet, wenn nicht irgend eine besondere Feierlichkeit dazu Veranlassung gibt. Die Table d'hôte-Gäste verstehen eben zumeist nicht, das Entgegenkommen des Wirthes zu würdigen, und meinen, die ganze Esserei sei blos inszenirt, um sich auf Kosten des Unternehmers die Titl. Mägen vollzustopfen!

Der feierliche Moment rückt näher; nun tritt der Herr Oberkellner in den Saal und überfliegt mit Kennermiene das ganze Arrangement; dann schreitet er, gefolgt von seinen

Untergebenen, wie ein General die Front ab und wehe, wenn ein Löffel verkehrt liegt, oder eine Falte im Tafeltuch sichtbar ist. Nach der Inspizirung folgt das Kriterium; alle Dispositionen des Oberkommandos werden noch einmal klar gelegt, der Kellner Nr. 5, welcher eigentlich noch ein halber Piccolo ist, da er nur Mittags zum Frack zugelassen wird, empfängt vorsorglich einen Vorschuß auf den regelmäßig nach dem Manöver folgenden Rüffel, dann gibt der Herr Oberkellner das Zeichen, Nr. 5 stürzt fort und gleich darauf ertönt in hellem Klange die Glocke, welche den Gästen den Beginn der Tafelfreuden verkündet.

Zuerst erscheinen ein paar Herren, die sich schon seit einer Viertelstunde in der Nähe des Speisesaals herumgetrieben haben; die gewöhnlichen Menschen scheinen wirklich einen ganz ordinären Hunger mit sich herumzutragen und des Essens halber gekommen zu sein! Bald darauf kommt ein älterer Kavalier mit Frau und Tochter, der in würdevoller Haltung auf seinen Platz zuschreitet und die ehrfurchtvollen Bücklinge der Spalier bildenden Kellner mit einem leisen Kopfnicken erwidert; ihm folgt auf der Ferse ein ehrwürdiger Pfarrer aus Altengland mit zwei hochaufgeschossenen Damen reiferen Alters, die ein paar wandelnden Linealen aufs Haar gleichsehen; ein junges Ehepaar, dem die Hochzeitsreise mit großen Buchstaben auf den glückstrahlenden Gesichtern und auf der nagelneuen Gewandung geschrieben steht, scheint nur ungern die ineinanderverschlungenen Arme lösen zu wollen, um so entsetzlich weit von einander — beinahe einen halben Meter Abstand — niederzusitzen. Dann zeigt sich eine kleine Familie, bestehend aus Vater, Mutter und Sohn, auf der Bildfläche, an welcher man unschwer den charakteristischen Habitus der „Vierländer“ entdeckt, und ihnen schließen sich noch einzelne Herren und Damen an. Man meint, die Gesellschaft sei vollzählig, allein noch macht der Kommandeur keine Miene, den Angriff auf die Suppenterrine zu gestatten. Unter den einander vorgestellten Kurgästen beginnt unterdessen eine interessante Konversation, die sich auf den Witterungsumschlag der letzten Tage und auf etwa unternommene Spaziergänge bezieht. Die englische Familie sitzt als „Wachsfigurenkabinet“

steif und unbeweglich da; der behäbige Familienvater vom Isarstrande gibt seiner Ungeduld ziemlich beredten Ausdruck: „A so a langweilige G'schicht sollt mir dahoam vorkomma!" brummt er vor sich hin. „Gel, jetzt siechst es ein," entgegnet sie mit malitiösem Lächeln, während der junge Herr bereits das zweite Weißbrod verzehrt. „Iß net so viel Brod, Xaverl!" mahnt die Mama, „sonst kannst nix anders essen!" Ein etwas cholerisch angelegter Herr wirft plötzlich den Kopf nach dem Kellner zurück und erkühnt sich zu fragen: „Na, hören Sie mal Kellner, wann soll denn die Geschichte losgehen — Sie warten wohl auf den Schah von Persien?" Der Kellner zieht mit einer Verbeugung die Achseln in die Höhe und macht einen Schritt rückwärts, um diesem Neugierigen zu entgehen. Auf einmal wenden sich alle Blicke nach der Thüre; eine hochgewachsene Blondine in entzückender Toilette — glaubt sie — eine wahre Juno — so fühlt sie sich — mit Augen, wie Sonnenstrahlen — das weiß sie sicher — schwebt an der Seite eines tadellos kostümirten, frisirten, barbirten und sichtlich noch nicht ganz kurirten, schlanken Eheherrn in den Saal, theilt links und rechts ein anmuthiges Lächeln aus, sendet ein paar elektrische Strahlen unter den geschwärzten Brauen hervor über die Versammlung, läßt sich langsam nieder und nun gibt der artige Oberkellner das Zeichen; die Suppe macht die Runde und allmälig wickelt sich das große Tagesgeschäft ab, bei dem jede Gruppe ihre Eigenthümlichkeit zur Schau trägt.

Die blonde Juno zeigt, daß sie nicht des Essens halber da ist; sie schlürft die Suppe aus dem Löffel, um ihre reizende Hand und den rosigen Mund in vortheilhaftestem Lichte zu zeigen; ein kleines Stückchen Fisch genügt ihr zur Beschäftigung während der nach allen Seiten angebahnten Konversation, das Boeuf berührt sie nicht; ein Hühnerbrüstchen und etwas Kompot findet Gnade und erst beim Eis erwacht, wie es scheint, das Bewußtsein, daß sie in einem Speisesaal sitzt, denn sie legt förmlich ihr Herz in's Eis, so viel verschwindet in ihrem süßen Munde.

Die englische Familie verrichtet wortlos die Arbeit der Speisezufuhr; gleiche Bewegung beim Essen, gleiches Aus-

maß der Portionen, gleiche Unbeweglichkeit des Körpers zeichnet das Trifolium aus.

Ein ganz anderes Bild stellt ihr Nachbar, irgend ein Reiseonkel mit sehr gesundem Magen dar. Schon beim Fisch hat ihn der Oberkellner aufs Korn genommen und in ihm eine richtige Table d'hôte-Hyäne entdeckt. Während Alle noch mit ihren Vorräthen vor sich beschäftigt sind, hat er seine Riesenportion schon verschlungen und lugt nach dem servirenden Kellner aus, der ihm zwar zu entfliehen sucht, allein mit seinen gierigen Blicken versteht der Onkel die Aufwärter förmlich zu hypnotisiren, sie müssen antreten und unbarmherzig wüthet der Hungrige in den Platten und Schüsseln; umsonst ordnet der befrackte Taktiker an, daß erst hinter dem Vielesser mit dem Serviren begonnen werde; damit wird die Sache noch schlimmer; er leert dann alles noch Vorhandene auf seinen Teller ab. Als Gegensatz zu diesem erscheint sein vis-à-vis, ein scheinbar distinguirter Elegant mit dem Monocle im Auge. Derselbe nimmt von jedem Gerichte ein Weniges und schneidet dann ganz entsetzliche Grimassen, die aber ungemein verständlich seine Ansicht ausdrücken. Jetzt will er z. B. sagen: „Na — es könnte besser sein!" dann: „Pfui! — ungenießbares Zeug!" endlich: „Aeh! es ist ein Skandal, so etwas vorzusetzen!" Den Wein behält er stets eine Zeit lang auf der Zunge und verzieht dabei seine Wangenmuskel derart, daß die Umgebung Höllenangst bekommt, er werde im nächsten Augenblicke die ganze Geschichte wieder ausspucken. Er will eben andeuten, daß er eine ganz andere Küche und andere Weinsorten gewöhnt ist.

Unsere Landsleute lassen es sich ohne Beeinflussung schmecken. Papa Nudlmaier hat beim Huhn die dritte Flasche Bordeaux angezapft und unterhält sich trotz der geringschätzigen Blicke des Oberkommandanten im Frack ziemlich laut und ungenirt mit den Seinen. Er kennt die Geschichte schon von daheim her und fragt nichts nach eingebildeter Etikette und Ziererei. Freilich veranlaßt ihn die Unerfahrenheit der Seinigen zu mancher heimlichen Aufklärung und Rüge. So will er nicht leiden, daß seine Gattin Brodschnitten aus dem Wein heraustunkt, Salat und Kompot auf einen Teller nimmt und da-

für das Kompotteller zum Depot für Hühnergebeine macht; er unterläßt nicht, seinen Xaverl zu belehren und zu rüffeln, wenn dieser, statt zu sehen, wie es Andere machen, den Rothwein in's Sektglas gießt, von den Hühnern die Petersilienverzierung als Gemüse herausnimmt, oder wenn der unglückliche Jüngling nicht weiß, was er mit dem Mund voll Kirschenkernen anfangen soll. Die gutgemeinten Worte fallen auf keinen fruchtbaren Boden; Mutter und Sohn zeigen eine geradezu revolutionäre Gesinnung, die sich in den Worten der Gattin äußert: „Mi stimmst halt no mal mit dera faden Tafldidot; lieber gar nixen, als so eine g'spannte G'schicht — du brauchst mir no lang net z'lerna, was si g'hören thuat — —" u. s. f.

Das Dessert löst endlich den Druck von so und so viel Atmosphären, der auf der Gesellschaft ruht. Das Konfekt macht die Runde, aber blos bis zu Old England; Miß Clary packt die Geschichte und leert die Kristalschale auf ihren Schooß aus, indem sie zu ihrem Nachbar, verbindlich lächelnd, die ersten und letzten Worte spricht: „For die Tauben Meinherr!" Nun erhebt man sich, Juno voran, gehen die Gäste gesättigt und ungesättigt ab; nur die Familie Nudlmaier bleibt sitzen und er sagt im versöhnlichsten Tone zu den Seinigen: „Kinder, jetzt werd's erst g'müthli — Kellner eine Flasche Moët und Schandi!" Und die Kellner sehen staunend auf die drei Gäste, die es an der Tafel so lange aushalten, wie selten Jemand — aber von diesem Augenblick an zeigen sie der gemüthlichen Familie gegenüber beinahe etwas Aehnliches, wie einen wirklichen „Respekt".

Der Namenstag.

Es war an Mariä Namen. Schon in frühester Morgenstunde eilten festlich geputzte, kleine Mädchen, zuweilen mit dem Brüderchen an der Hand, durch die Straßen; der große Blumenstrauß in den kleinen Händen oder die mit einem farbigen Seidenbändchen umwundene Papierrolle deuteten an, daß

es die liebe Jugend wichtig genug hatte, um der Großmutter, Tante, Base, Pathin oder „Godl“ die Gratulation zum hohen Namensfeste zu überbringen, welche Aufmerksamkeit bekanntlich immer etwas einzutragen pflegt, sei es ein Stück Kuchen oder etwas klingende Münze für die Sparbüchse. Dann sah man Packträger mit geheimnißvoll umhüllten Paketen und duftigen Bouquets, vielleicht auch blos mit einem Billetchen in der Tasche, hastig ihrem Ziele zuwandern — es gibt ja in München zu viele Marien! Man durfte nur einen Blick in die Konditorläden hineinwerfen, wo sich Torte an Törtchen reihte, jede mit dem zuckersüßen Namen „Maria“ oder wenigstens mit einem dicken „M“ bespritzt. Alle Welt mußte wissen, daß eine ganze Schaar alter und junger, hübscher und verblühter Schönheiten einen Ehrentag feierte, der Tausenden von Gatten, Vätern, Kindern, Verwandten, Freunden und Anbetern Gelegenheit bot, der Gefeierten Liebe, Anhänglichkeit, Verehrung, Hochachtung und sonstige ähnliche erfreuliche Gefühle zu offenbaren.

Im Hause des Herrn Ingenieurs Winkel begab man sich zum Frühstückstisch, das heißt, der Herr des Hauses nahm an demselben Platz und beeilte sich, sein Täßchen Kaffee zu mischen, um schnell wieder an die Pläne draußen im Arbeitszimmer zu kommen. Er hatte den Kopf so voll, daß er an gar nichts Anderes mehr dachte, als an Grundrisse, Nivellirungen, Auswechslungen, Façaden, Erker und Wasserleitungen; das wußte auch sein junges Weibchen und verzichtete, freilich mit schwerem Herzen, auf ein Beisammensein, wie es sonst bei Leuten ihres Alters doch üblich gewesen wäre. Aber bei ihm gab es keine freie Zeit und wenn, dann mußte sie für geschäftliche Besprechungen ausgenützt werden. So saß er auch heute beim Frühstück, in der einen Hand ein angebissenes Brödchen, in der anderen eine Zeitung, in welcher ihn eine Submissionsausschreibung ganz und gar fesselte; man wußte nicht, was ihm besser schmeckte, das „Hörndl“ oder die interessante Lieferung. Da trat seine Gattin ein und nahm ihm gegenüber Platz. Er submittirte in Gedanken. Sie räusperte. „Ah so — guten Morgen, Mariechen!“ sprach er, blickte einen Moment auf die hübsche Erscheinung und —

submittirte dann in Gedanken weiter. Ein Schatten des Unwillens flog über das Gesichtchen der Frau; sie schenkte ihren Kaffe mit nervöser Hast ein, so daß die Geschirrchen klirrten und klapperten, sie brauchte den Kaffeelöffel ziemlich geräuschvoll und — sah sich dann ostentativ im Zimmer um — aber Alles war in Ordnung; — auf dem Pfeilertisch — nichts, — auf dem andern Tische — nichts, — auf der Kommode — nichts; sie räusperte und trommelte ungeduldig mit den Fingern auf der Tischplatte — er submittirte weiter. Sie hustete. „Du hast Dich wieder erkältet, Kind!“ bemerkte er freundlich und trank sein Restchen Kaffee aus. Dann erhob er sich, um zu gehen. Eine flüchtige Röthe schimmerte auf dem Antlitz der Gattin; sie wollte etwas sagen, schluckte aber die Aeußerung hinab und begnügte sich, ihren Eheherrn in einer sehr bedenklichen Weise zu fixiren, was ihn aber nicht beleidigte. Er grüßte und verließ die Stube, um sich in sein Bureau zu begeben. Die brave Frau schüttelte das Köpfchen, seufzte tief und zerdrückte ein paar hervorquellende Thränen. Der Schmerz wich aber bald einem aufwallenden Zorn und mit dem Ausruf: „Recht hübsch!“ verließ auch sie das Zimmer, um der Köchin die Tagesbefehle zu geben.

Herr Winkel fertigte sein Submissionsangebot, nahm dann Hut und Stock, ging auf die Post und gönnte sich endlich bei einem kleinen Frühschoppen einige Erholung. Mittags erschien er zur richtigen Zeit bei Tisch, zu welchem Akte er den besten Appetit mitbrachte. Seine Gattin kam ihm etwas verstimmt vor; er zog die Uhr zu Rathe und fand, daß er unmöglich daran Schuld sein könne — vielleicht hat sie Verdruß mit der Köchin gehabt! Das Mittagessen war sehr einfach — trotzdem heute Sonntag im Kalender stand und eine Ausnahmskost zu erwarten war. Griessuppe, die er überhaupt nicht leiden mochte; dann kam Rindfleisch, aber von einem Stück, welches wahre Schakalszähne erforderte, und dann noch gelbe Rüben! Diese gelben Rüben haßte er förmlich und nun kamen sie sogar Sonntags auf den Tisch. Verwundert und ärgerlich zugleich fragte er: „Aber, Marie! warum hast Du denn heute nichts Anderes gekocht?“ — „Warum? Das wird wohl gut genug sein,“ antwortete sie

etwas schnippisch, „an einem solchen, ganz gewöhnlichen Tag!" — „Aber Du hast doch sonst immer für den Sonntag ein Stück Braten oder Geflügel oder sonst etwas gehabt?" meinte er mißlaunig. — „Sonntag?" entgegnete sie heuchelnd, „ich habe gar nicht daran gedacht, daß heute Sonntag ist!" — „Aber, wie man nur an so etwas nicht denken kann!" mahnte er in ernstem Ton. — „Na, da gibt es ganz andere Dinge, an die man zuweilen nicht denkt," gab sie mit Nachdruck zurück. Er aber war ganz Submission und rechnete wieder bei sich die Quadratmeter aus. Nach einigen Minuten machte er den Vorschlag, spazieren zu gehen. Die arme Frau Marie spielte nunmehr den letzten Trumpf aus. „Bedaure, heute habe ich versprochen, zu Meier's zu kommen, man feiert dort den Namenstag der Frau Meier!" — bemerkte sie. Er brummte einige Worte in den Bart und begab sich dann wieder zu seinen Plänen.

Eine Stunde später ging er ins Café, wo er sicher war, Freunde zu treffen. Frau Winkel warf sich auf's Kanapee und weinte, wüthete und schmollte. Herr Winkel saß bei seinen Freunden, unterhielt sich technisch und endlich schlug Einer ein Spielchen vor. „Bedaure," entgegnete der Dritte im Bunde, „heute gehts nicht, heut' hab ich Frauendienst, meiner Gattin Namenstag!" — „Wie heißt denn die?" fragte Winkel. — „Marie!" — „Wa — wa was! heute ist: Ma — Ma — Marie?" — „Natürlich — Mariä Namen!" — „O ich Elender!" fluchte Winkler — „Kellner zahlen! — adieu meine Herren!" Und fort gings nun, wie im Sturm. Zuerst stürzte er in einen Juwelierladen. — „Ein Armband — schnell!" Der Goldschmied sah ihn mißtrauisch an. „Nur schnell — ich muß mit dem Zug fort!" Mit dem Armband in der Tasche rannte er in einen Blumenladen und ließ sich ein Riesenbouquet geben, groß genug, um sich dahinter zu verbergen, dann gings nach Hause. „Meine Frau noch zu Hause?" war sein erstes Wort, als ihm das Mädchen öffnete. „Madame ist sehr unwohl!" berichtete dieses. — „Weiß schon — weiß schon!" erwiderte Winkel und trat in das Zimmer. Da lag sie bleich, verweint und düster wie das Unglück blickend! Aber schon das prächtige Bouquet zauberte einen

Strahl der Freude über ihr Antlitz; als er dann das Saffianetui hervorholte und die Steine im Lichte glitzern ließ, da sprang sie auf — lobte den Herrn und war — gesund. Sie legte fröhlich den geschmückten schönen Arm um den Hals ihres Mannes und dankte ihm lächelnd für die Aufmerksamkeit. „Nicht der Rede werth,“ bemerkte er; „für Dich, mein Schatz, ist mir nichts zu kostbar!“ Allerdings dachte er dabei, ‚wenn ich nicht so vergeßlich gewesen wäre, hätte ich die Geschichte billiger machen können.‘ — „Wenn ich aber gar nicht daran gedacht hätte?“ fragte er scherzend, als sich seine Frau in himmlischer Laune zum Ausgehen herrichtete. — „Nun, was wäre dabei gewesen?“ entgegnete das brave Weibchen in liebenswürdigstem Tone — „ich hätte mir ja doch nichts anmerken lassen!“

Der Hypochonder.

Freundlich lächelnd sieht die Frühsonne durch die Fenster eines großen Wohnhauses in einer der städtischen Hauptstraßen und mahnt die lässigen Inwohner, den in Aussicht stehenden schönen Tag zu nützen. Der eine Theil der hier wohnhaften Menschenkinder hat bereits die Wohnung verlassen, um den Geschäften nachzugehen, der andere kriecht erst aus den Betten und schickt sich an, die erste Annehmlichkeit des Tages, das Frühstück zu genießen. In einem Zimmer des zweiten Stockwerkes, das der brave Hausherr Besenmeier innehat, ist eine würdige Dame beschäftigt, den Speisetisch mit den nöthigen Requisiten zu dieser ersten Fütterung zu belegen. Hier stehen die blinkenden Tassen, dort das Körbchen mit dem frischen Gebäck, in der Mitte des Tisches singt der brodelnde Mokka in der Glasmaschine ein arabisches Lied von der belebenden Kraft des köstlichen Trankes. Es sieht Alles so recht einladend und appetitlich her. Der würzige Duft durchströmt den behaglichen Raum

und nun öffnet sich die Thüre des Nebengemaches und angethan mit dem türkischen Schlafrock, die Morgenmütze auf dem Haupte, betritt der Herr Besenmeier, eine hohe wohlgenährte Gestalt die Stube und nimmt seufzend an dem Tische Platz.

„Guten Morgen, Alter!“ begrüßt ihn die liebende Gattin. —„Guten Morgen!“, gibt er in tonloser Weise zurück. — — „Nun, wie geht's Dir heut'?“ fragt sie mit einem prüfenden Blick auf das grämende Gesicht des Mannes. — „O mei“, seufzt dieser, „wie werd's geh'n! Allweil die alte G'schicht mit mein Kopf!“ — „Aber schau Mann, Du bist halt wieder so spät heimkommen — —“. — „Spät? Ja wann soll ich denn heimkommen? Daß i net schlafen kann die ganze Nacht? Bei mein Zustand nutzt das frühe Bettgeh'n nix — im Gegentheil!“ — Sie sagt nichts mehr und beeilt sich, den Kaffee zu mischen. — „Halt!“ ruft er, „wo is mei Wasser?“ — „Ja willst scho wieder das abscheuliche Zeug trinken?“ — „Natürli — was will denn a kranker Mensch anders thun — wenn ich den Nixenheimerschwefelkreuzundquerbrunnen net hätt', liegat i schon lang unter der Erde!“

Die gute Frau bringt nun einen jener steinernen Flaschenkrüge, die in ihrer Undurchdringlichkeit die scheußlichsten Gewässer bergen, welche für um so heilsamer gehalten werden, je greulicher sie schmecken. Sie gießt ein Glas voll und präsentirt es ihm. Er sieht die verdächtige Flüssigkeit einen Augenblick an, dann setzt er das Glas an die Lippen und stürzt den Inhalt rasch hinunter. Alle Muskeln des gewaltigen Leibes schlagen einen Triller, sein Gesicht verzieht sich, als ob ein Gewitter dreingeschlagen hätte, dann entfährt ihm ein „Ah“ der Befriedigung und nun macht er sich anstandslos an die Arbeit des Frühstückes, indem er eine Bouillontasse voll Kaffee mit einigen Eierweckerln zu sich nimmt. „Man spürts doch gleich, was das Wasser gut thut,“ sagt er nach einiger Zeit, „der Kopf laßt nach — aber da — dabei deutet er auf die Magengegend — da g'spür ich halt einen Druck; das kommt vom Geblüt und so lang das net in Ordnung is, spukts halt noch immer!“

„Ich fragat halt a mal an' Doktor!" rathet die besorgte Frau. — „O mei, die Dökter, die experimentiren an dir herum, bis das letzte Bröserl Kraft heraus is, nachher Pfüat di Gott! — I werd jetzt mein Spaziergang machen — Bewegung is noch das Beste!" Eine Viertelstunde später lustwandelt Herr Besenmeier an den Ufern der schönen grünen Isar dahin und inspizirt einige Neubauten und ähnliche interessante Punkte, die auf seinem Wege auftauchen. Während er betrachtet und an gar nichts denkt, kommt ein alter Freund dahergegangen und es entspinnt sich folgendes Gespräch: „Guten Morgen, Besenmeier, auch schon so früh unter Wegs? Hab mir denkt, Du liegst noch z'tiefest in den Federn!" — „O mei, ich und in die Federn! Mei Schlaferei taugt schon lang nix mehr!" — „So, san mir ebba net recht beinander? Wo fehlt's denn?" — „Du lieber Gott, überall! Matt, die meist Zeit kein Appetit, i glaub immer das Herz laßt aus —" — „Hör auf, bild Dir was ein! Hast vielleicht einen verdorbnen Magen?" — „Freili — natürli, wann unser Einem was fehlt, muß er 'n verdorbnen Magen haben! Die paar Bröckln, die ich iß, die könna koan Kind den Magen verderben — ma wird halt a alter Kerl und da fehlt's bald da, bald dort!" — „Hast denn schon a Kur probirt?" — „All's hab i schon probirt — Dampf, heiße Luft und kalt's Wasser — Eins, wie's Andere hilft nix!" — „Ja, was D' net sagst! da mußt Di freili halten — wünsch gute Besserung — adjes!" — „Adjes!" seufzt Besenmeier und geht niedergeschlagen weiter.

Wie er so dahingeht, auf einmal ist ihm, als ob er eine momentane Schwäche verspüre. Halt, denkt er sich — das kommt vom Magen, da muß man etwas thun! Weil er gerade in der Nähe vom „Franziskaner" ist, geht er hinein und läßt sich einen Schoppen Bock und ein Paar Weißwürste geben — das ist genau dieselbe Ration, die der Herr Doktor seiner Frau verschrieben hat, wie sie in der Rekonvaleszenz vom Typhus war. In Gottesnamen, denkt er sich, mußt dich halt mit Krankenkost fortbringen. Die Medizin schmeckt nicht übel, so daß er sich noch eine Auflage verordnet und dann geht er wieder fort, um einige Geschäftsgänge zu be-

sorgen. So kommt allmälig die Zeit heran, in der er früher, als er noch ein gesunder Mensch war, einen Frühschoppen einzunehmen pflegte. Das ist jetzt vorbei! Mit Wehmuth gedenkt er der verschiedenen Schoppen feuriger Pfälzer Tropfen, welche er vordem vertilgt hatte, aber in seinem jetzigen Zustande kann ja keine Rede davon sein. Da erinnert er sich an eine Annonce in den „Neuesten", worin eine Sorte Sekt für Kranke — „Kupferberg Gold" in 1/3 Flaschen als besonders zuträglich empfohlen war. „Das ist etwas für Dich", murmelt er, — „wenn's einmal extra für Kranke bestimmt ist, kanns nicht schaden." Was thut der Mensch nicht seiner Gesundheit zu Lieb? Er geht also hin und nimmt ein paar von diesen ganz kleinen Fläscherln, die eigentlich ohnehin blos zum Spielen gehören, zu sich, und geht dann guten Muthes zum Mittagessen heim, das ihm auch trotz seines Zustandes vortrefflich mundet.

Nach dem Mittagessen rüstet er sich, in's Kaffeehaus zu gehen. „Ich muß a bißl an die frische Luft, mi hat's heut schon wieder ganz gewaltig. Einen Durst hab ich, gar nicht zum sagen — es muß halt doch an der Leber fehlen, denn das is ja nimmer natürlich!" — „Geh' halt a mal zum Doktor!" mahnt die Gattin. Aber er zuckt blos die Achseln und verläßt schweigend und brütend sein Haus. Im Kaffeehause erzählt man sich die verschiedenen Stadtneuigkeiten; unter Anderem auch die Leidensgeschichte eines Stammgastes, der erst das Zeitliche gesegnet hat. Besenmeier behauptet, alle Symptome der nämlichen Krankheit bei sich zu verspüren und verliert sich mit seinen Freunden in lange Erwägungen, ob er an Herz, Magen, Leber oder Nieren kranke; seine eigene Diagnose geht dahin, daß er an einer Degeneration sämmtlicher innerer Organe leide und er sich daher Alles versagen müsse, was ihm früher das Leben angenehm gemacht habe. „Aber" — schließt er mit einem Anfluge von Heroismus — „was willst machen? Wenn der Mensch alt wird, kommen halt die G'schichten nacheinander zum Vorschein!"

Abends findet er sich zum Tarok am Stammtisch ein — der Mensch muß doch in einem solchen Zustand ein wenig

Zerstreuung haben. Nach beendigtem Spiel macht er Anstalt, heimzugehen. „Ja, was wär denn dös? Heißt es jetzt schon heimgehen? Gehen's weiter, bleiben's da, wir thun noch eine Maß aus!“ Schmerzlich lächelnd zuckt Besenmeier die Achseln. „Wenn ich so g'sund wär wie Ihr,“ bemerkt er mit matter Stimme, „aber in meinem Zustand!“ „Ja, wo fehlt's denn? Habens ebba gar d'Influenza?“ „O mei, die hab' i 's ganz Jahr, wegen so was, da mag i gar net reden! Kellnerin, zahl'n!“ Die Rosl erscheint. „Pressirt's so, Herr Besenmeier? Also, was ham mir? Eine bratene Haxen mit — macht 70, zwei Paar Dünne mit Kren 24, sechs Halbe 72, Brod hams keins g'habt, macht 5, also 1 Mark 71 Pfennig!“ — „Hier! Das Andre für d' Schnullaweck'n!“ — „Dank schön!“

„Gute Nacht, meine Herrn!“ — „Gute Nacht, Herr Besenmeier! Gute Besserung!“ — „Danke,“ seufzt er, wischt sich die Augen und geht langsam — in den Rathskeller, um sich den armen Magen mit einem Glas Punsch zu wärmen.

Der Schatten.

Für gemüthvolle Menschen gibt es kaum einen begehrenswertheren Genuß, als den Aufenthalt in Gottes freier Natur. In stiller Einsamkeit insbesondere erblühen ihm Stunden der Weihe, die er den kostbarsten Errungenschaften seines Lebens gleichstellt. Ein derartig ideal angelegter Mensch war Professor Meier, der im schönen Isarathen den wissensdurstigen Jünglingen die alten Lateiner und Griechen beibrachte und dabei den größeren Theil des Tages innerhalb der vier Wände verleben mußte. Freilich nützte er jede freie Stunde und jeden Sonnenstrahl, um sich an die Mutterbrust der Natur zu legen, aber für einen Schwärmer, wie Meier, war es schwer, ein lauschiges Plätzchen zu finden, das nicht schon von romanlesenden Spaziergängern, erholungsbedürftigen Rekonvaleszenten oder von Liebespaaren besetzt war. Um so

willkommener waren ihm deshalb die Ferientage, die ihm gestatteten, die Nähe der Stadt zu meiden; kaum hatte er der Schulstube den Rücken gekehrt, verwandelte er sich auch schon in den Touristen, der planlos die Welt durchstreifte, die ja überall das bot, was er so sehr liebte. Er war durchaus nicht menschenscheu, aber er zog es vor, nur mit seinem Ich zu reisen, weil er mit dem am besten harmonirte, am wenigsten Widersprüche zu besorgen und keinerlei Rücksichten zu beobachten hatte.

Es war um die Osterzeit, als er, das Herz voll froher Zuversicht, nach dem Süden abdampfte und als erste Station des Aufenthaltes Kufstein wählte. Das Wetter war prächtig und Meier träumte wonnetrunken von Waldesduft und Waldeseinsamkeit. Gleich nach Tisch wollte er den ersten Ausflug unternehmen. Die Wirthstafel, an welcher er speiste, war allerdings von Leuten, die ähnliche Dinge im Kopf haben konnten, zahlreich besetzt, allein das kümmerte ihn nicht, denn — „Gott sei Dank“, dachte er sich, „ich kenne Niemand“. Als er daran war, seinen Mokka als letzten Tribut für den materiellen Menschen zu schlürfen, nahm an seiner Seite ein Herr Platz, der sich ebenfalls Kaffee geben ließ. Derselbe grüßte, Meier dankte. Der fremde Herr theilte ihm mit, daß heute ein prachtvoller Tag sei, was Meier nicht in Abrede stellen konnte. Es folgte nun die Frage, wo er — Meier — heute hinspazieren werde, worauf der gute Professor ganz arglos als sein Ausflugsziel den „Hechtsee“ bezeichnete.

„Hechtsee? Famoser Punkt — den hab ich schon lange besuchen wollen,“ bemerkte der Herr Nachbar — „wenn Sie erlauben, werde ich so frei sein, mich anzuschließen!“ — „O — bitte — ich — das heißt, sehr angenehm — wenn Ihnen meine Gesellschaft genügt,“ entgegnete Meier — dann räusperte er, wie um etwas zu klären, was ihm die Brust beengte — „ich muß nur gleich mittheilen, daß ich die üble Gewohnheit habe, etwas rasch — —“ — „Ganz recht, rasch,“ ergänzte der Fremde, „das liebe auch ich — nur keinen langweiligen Bummel. Uebrigens erlauben Sie, daß ich mich vorstelle: Doktor Baer!“ — „Sehr angenehm — Professor Meier“, gab Meier zurück und ergab sich in sein Schicksal.

Die beiden Reisegefährten machten sich bald auf den Weg und erreichten unter ziemlich gleichgiltigen Gesprächen den Hügelweg, dessen steilaufsteigende Bahn der Konversation ein Ende machte. Am Ziele angelangt, warf sich Meier unter einer mächtigen Tanne auf den Boden, um nach seiner Gewohnheit Natur zu kneipen, so gut es eben ginge. Nun aber öffnete der Doktor zu einem längeren Vortrage den Mund, und setzte dem Professor auseinander, daß er sich ins frühe Grab lege, wenn er den feuchten Fleck Erde zum Ruheplatz wähle und beschwor ihn, lieber den Bummel fortzusetzen. Aus Artigkeit gab Meier nach, man ging um den See herum, wählte dann einen anderen Weg zum Abstieg und kam gegen Abend wieder wohlbehalten im Quartiere an. Der Tag schien Meier verloren. Morgen gedachte er vorsichtiger zu sein. Abends unterhielt man sich noch leidlich; der Doktor erzählte seine Lebensgeschichte, aus der Meier entnahm, daß sein Gefährte in München wohne, welche Stadt er gewählt habe, weil seine Frau es damals so haben wollte. Meier hatte keine Lust zu gleichen Mittheilungen, sondern schützte Müdigkeit vor, verabschiedete sich und ging zu Bette. Das stand fest bei ihm, in Kufstein durfte er nicht bleiben; da war keine Einsamkeit zu suchen.

Am andern Tage erhob er sich frühzeitig vom Lager, nahm sein Frühstück, zahlte, griff zum Wanderstabe und wollte eben die gastliche Stätte verlassen — da trat der Doktor ein und streckte ihm mit der liebenswürdigsten Miene die Hand zum Gruße entgegen. „Wohin, Professor, wohin?“ „Ah, Sie entschuldigen, Herr Doktor,“ entgegnete Meier, „ich vergaß, Ihnen gestern zu sagen, daß ich heute Vormittag nach Innsbruck fahren werde, wir müssen uns also leider trennen, ich habe jedenfalls in München noch Gelegenheit — —“ — „Ei? nach Innsbruck?“ — unterbrach ihn der Doktor — „das ist kein übler Gedanke! Da gehe ich mit! Sie erlauben nur einen Augenblick, meine Rechnung zu begleichen, dann stehe ich zu Diensten!“

Der Professor machte ein recht verdutztes Gesicht, aber es fiel ihm momentan kein rettender Ausweg ein und deshalb ergab er sich mit einem heimlichen Fluch in sein Schicksal.

Man fuhr also nach Innsbruck. Auf die Frage, in welchem Hotel sie bleiben wollten, erwiderte Meier, daß er vorläufig in gar keinem Gasthause absteige, weil er den Tag theilweise bei Bekannten zubringen wolle, Abends werde er dann schon sehen. „Auch Recht," stimmte der Doktor bei. „Geben wir unsere Taschen im Bahnhof ab, das Uebrige wird sich finden!" Der schreckliche Mensch war einfach nicht anzubringen. Man speiste zusammen in einem Restaurant, dann nahm sich Meier einen Anlauf und erklärte, daß er jetzt einen Bekannten besuchen müsse, aber nicht sagen könne, wann er von diesem Besuche zurückkehre. „Thun Sie sich keinen Zwang an, lieber Professor," scherzte der Doktor, „ich bringe mich schon fort, bis ich Sie wieder habe!"

„Bis ich Sie wieder habe!" Diese Worte hallten als furchtbares Echo in der Seele des Professors nach und er schwur innerlich, sich von seinem Schatten — so ungefähr dachte er sich die sog. „Schatten" der Alten — um jeden Preis zu trennen. Er ging, um seinen Bekannten, einen alten Freund seines seligen Vaters, aufzusuchen; der Doktor begleitete ihn, weil er sonst auch nichts zu thun habe; er werde einige Zeit warten. „Du wartest mir gut", dachte der Professor und trat in das Haus des zu Besuchenden. Er wurde hier einigermaßen in Verlegenheit gesetzt; eine alte Haushälterin empfing ihn und theilte ihm weinend die traurige Nachricht mit, daß der gute Herr vor etwa vierzehn Tagen das Zeitliche gesegnet habe! Unschlüssig blieb Meier stehen und dachte nach, was zu thun sei, ein Beginnen, das ihm von der braven Frau als ein Akt der Pietät ausgerechnet wurde. Plötzlich faßte er sich; einer momentanen Eingebung folgend, fragte er: „Liebe Frau, können Sie mir nicht sagen, ob man aus diesem Hause vielleicht rückwärts hinauskann?" Die Frau sah ihn ängstlich an, denn die Sache kam ihr sehr kurios vor; Meier fügte jedoch seiner Frage schnell einen halben Gulden an mit der Erläuterung, daß er in der traurigen Stimmung nicht unter eine Schaar muthwilliger Freunde treten wolle, die ihn unten erwarte. Diese Argumente leuchteten der Haushälterin ein, sie übernahm die Führung und geleitete den Professor durch verschiedene Gänge zu einer kleinen Thüre

im Hinterhause, die in eine andere Straße führte. Meier jubelte auf wie ein befreiter Gefangener. Endlich! Aber ich darf ihm nicht begegnen!

Schnell in ein Cafe und hinter Zeitungen verschanzt! Er las dort mehrere der größten Zeitungen vom Anfang bis zum Ende; dann, als er glaubte, daß es genug sei, legte er die Lektüre bei Seite, erhob sich und — vor ihm stand der Doktor! „Ah, famos“, lachte dieser, „das Warten hat mir doch zu lange gedauert, aber ich habe mich nicht getäuscht, als ich annahm, Sie würden gewohnheitsgemäß das nächste Kaffeehaus aufsuchen. Ha! ha! Nicht wahr, ich habe Talent zum Detektive?“

Meier war sprach- und rathlos, ergab sich aber in sein Schicksal; sie gingen zusammen spazieren, suchten zusammen ein Quartier und mußten sogar in einem Zimmer nächtigen, was der Doktor famos fand. Meier dachte nur mehr an Flucht. Er machte seinem Gefährten die Eröffnung, daß er morgen nach Bozen abreisen werde. Da wurde der Doktor nachdenklich. Meier wurde kühner und glaubte seinem Verfolger in's Gewissen reden zu müssen. Er könne nicht verlangen, daß der Doktor ihn auch dorthin begleite, zumal seine Angehörigen nichts davon wüßten. Der Doktor besann sich nochmals, dann rief er: „Topp, ich gehe mit. Mit einer Korrespondenzkarte ist Alles abgemacht. Wir bleiben dort beim Greif, das schreibe ich den Meinigen — bis morgen Früh wissen sie es schon!“ Der Professor mußte sich also auch nach Bozen eskortiren lassen! Stumm ging er im schönen Bolzano an der Seite seines Schattens, verstimmt, rachebrütend. Endlich faßte er einen Entschluß. Er eilte heimlich auf's Telegraphenamt und gab eine Depesche an einen vertrauten Freund auf, welche die Bitte enthielt, sofort ein Telegramm an Doktor Baer, Greif, Bozen des Inhalts zu senden, seine Gattin bitte ihn, schnellstens nach Hause zu kommen. Mochten die Folgen sein, welche nur immer, Meier lechzte nach Freiheit. Und sie ward ihm endlich zu Theil, freilich unter wenig erfreulichen Umständen.

Am andern Morgen brachte der Kellner einen Brief von der Hand des Doktors. Derselbe lautete: „Mein Herr! Wenn

Sie meiner Gesellschaft überdrüssig waren, so hätten Sie ein anderes Mittel wählen müssen, mich zu düpiren und dadurch vom Halse zu schaffen — meine gute Frau ist bereits seit fünf Jahren todt. Ihr Verfahren richtet sich selbst, das sei meine Genugthuung. Doktor Baer."

Meier war wüthend über seine Findigkeit und hat sich vorgenommen, bei künftigen Touren am Wirthstische und auf der Eisenbahn den Taubstummen zu spielen.

Wetterstudien.

Ostern!

Wie ein Wort der Erlösung geht es durch die Menschheit, die aufjauchzend sich zur Feier der Lenzesfreude rüstet. Schon hat die Sonne mit ihrer sengenden Gluth die eisigen Fesseln gesprengt, welche das Leben in Wald und Flur darnieder hielten und überall regt sich der süße Drang des Werdens. Auf Fluren und Matten sprossen Gras und Blumen empor; die schwellenden Knospen auf Bäumen und Sträuchern entfalten sich zu Blättern und Blüthen; auf dem Gezweige wiegen sich die Vöglein und schmettern im hellen Jubel ihr Osterlied in die lauen Lüfte; die Lerche vor Allem steigt hoch hinauf in den blauen Aether und singt ihr Alleluja, die Natur, sie ist erstanden! Und die Menschen alle, sie rüsten sich, diese Schönheiten zu betrachten und zu genießen, der holdseligen Ostara ihren wonnigsten Gruß zu weihen, denn es ist so schön draußen auf blumiger Flur, auf sonnenbeglänzten Matten — wenn das Wetter dazu paßt! Aber da sitzt der Osterhas im Pfeffer! Die Lenzesluft auf dem Papier nimmt sich ganz anders aus, als die Lenzstimmung des Menschen, der im Ueberzieher und mit dem Regendach bewaffnet, seine Ostern feiert!

Der Ostertag ist einer der Feiertage, an denen die Geschäfte mit wenigen Ausnahmen vollständig ruhen. Die

brennende Frage des Ladenschlusses berührt ihn nicht und deshalb sehen ihm Tausende mit Freuden entgegen. Die verschiedenartigsten Ausflüge sind schon lange vorher geplant und nichts steht ihrer Durchführung entgegen als eine Kleinigkeit — die Witterung! Deshalb treten auch alle Tagesfragen in den Hintergrund vor der einen Frage: „Wie wird am Sonntag das Wetter werden??"

Diese Erwägung verursacht auch den gesteigerten Verkehr vor dem Wetterhäusl in der Maximilianstraße. Zeitweise wird dieses von ganzen Gruppen belagert, die sich in den verschiedensten Muthmaßungen über die Witterungsaussichten ergehen. Da steuert z. B. ein behäbiger älterer Herr bedächtigen Schrittes auf die Barometerseite zu. Mit aufmerksamen Blicken betrachtet er die Quecksilbersäule, nimmt eine Prise, schüttelt den Kopf und wendet sich dann zum Gehen, indem er dabei vor sich hinmurmelt: „Schadet auch nichts; die G'schicht kostet ohnehin so viel Geld; bleiben wir halt daheim und spielen unser Tarökerl." Nach ihm eilen geflügelten Laufes zwei Jünglinge zum Wetterkasten. Mit nervöser Hast prüfen sie den Stand der Witterungsaussichten. „Au weh!" sagt der Eine, „der Malefizbarometer ist wieder um einen halben Meter heruntergangen!" — „Oho," versetzt der Andere, „das ist nicht möglich — warum nicht gar, eine solche Uebertreibung! das Bischen hat er gleich wieder!" — „Schau nur die konstanten Schwankungen an, merklich schlechter von Stunde zu Stunde Du wirst sehen, wir bekommen Regen auf Ostern!" Nun wird sein Freund wüthend. „Meinetwegen soll's Batzenstrick regnen; ich geh' auf den Wendelstein hinauf und wenn ich bis am Hals im Schnee waten müßt, grad extra und extra mit Fleiß! Von einem solchen dummen Barometer laß ich mir die Schneid nicht abkaufen!" Wieder Andere treten an die Stelle der Vorigen. „Da hast es," ruft Einer davon aus, „am Sonntag wird's schlecht Wetter! Eine solche Gemeinheit! Unser Einem is nix vergunnt! Jetzt wollt' i schon glei, — — —" Er vollendet nicht, sondern geht giftig weiter. „Da schau," sagt ein Anderer, „der Barometer is halt schon wieder g'sunken! Da wird's nix mit der Partie!" — „Ah was," entgegnet

sein Genosse, „wegen dem Barometer. Auf den kannst Di gar nimmer verlassen; wann's schlecht is, geht er runter und bei der Nacht geht er wieder nauf; ich sag, mir kriegen das schönste Wetter." — „Aber die Prognose!" — „Laß mi aus mit der Prognose! Die haben auch schon oft was g'sagt und es is anders worden; ich mein', wir sollten uns richten; bevor i net so naß bin, daß mir's Wasser beim Hals raus läuft, glaub i's net!"

Ein paar andere Biedermänner halten nun ihr Konzilium ab. „Was meinen Herr Huber vom Wetter!" — „Hm, es scheint net gar rar — dem Barometer nach kriegen wir an anders Wetter!" — „Glaubs net, Herr Nachbar, der Barometer kann sagen was er will, i hab ganz andere Zeichen; ich schaug blos aufs G'wölk; dene Wolken nach kanns net schlecht werden; außerdem hab i mein eigenen Barometer; wissens mein großen Zechen; wenns schlecht Wetter werden wollt, stünd i net da, da garantir ich Ihna, denn da reißts mi schon grad, daß i narrisch werden kunnt!" — „Nachher wär's schon g'scheidter, man thät den Barometer raus und Eahnan großen Zecher dafür eine!" — „Wer weiß, ob er net verlässiger wär!" —

Ein Herr und eine Dame betrachten mit großem Interesse die betreffenden Instrumente. „Das ist fatal", jammert sie, „die Sache scheint nicht nach Wunsch zu gehen; mit der Partie wird's nichts!" — „Nur den Muth nicht sinken lassen, liebe Lina, in dieser Beziehung geschehen oft wahre Wunder. Gerade die momentane Aenderung läßt die Hoffnung aufkommen, daß die Witterung schließlich besser wird, als man hofft. Da sieh' nur — wenn ich nicht irre, ist das Quecksilber schon um eine Idee höher gestiegen. Je langsamer, desto besser — ich wette zehn Küsse, daß es schön Wetter wird!" „Und ich zwanzig, daß es schlecht wird!" — „Es gilt!" ruft ihr Partner fröhlich — „mag's werden, wie es will — ich bin bereit, meine Wette zu zahlen, oder den Gewinn einzuheimsen!"

Mit großem Interesse untersuchen zwei elegant gekleidete Herren die Barometersäule. „Mit'n schön' Wetter is nix!" — „Meinst?" — „So g'wiß als i dasteh!" — „Gott sei Dank, das gibt doch wieder einmal a G'schäft!" — Die Beiden

verzapfen nämlich Bier, Wein und Kaffee in der Stadt. Eine ganze Kette reizender Backfischlein umringt das Wetterhäuschen. Lange studieren sie, dann brechen sie in Lamentationen aus. „Es wird schlecht Wetter, das ist himmelschreiend!“ — „Entsetzlich.“ — „Wir hätten eine Landpartie gemacht!“ — „So, das ist noch gar nichts, aber ich habe einen neuen Hut und ein Kostüm bekommen — das kann man einfach nicht anziehen, was hilft mich dann das ganze Ostern?“ — „Muth, Kinder!“ kommandirt Fräulein Sofie, die als beinah fünfzehnjährige auf Grund ihrer Erfahrungen und ihrer Leibesgröße stets das entscheidende Wort spricht, „es wird schön, ich garantire, denn auch ich bekomme einen neuen Hut, reizend sage ich Euch!“ Damit kehrt sie der ominösen Stelle den Rücken und beginnt mit der Beschreibung ihres Hutes, infolgedessen keines der Mädchen mehr an das Wetter denkt. — Der Platz am Wetterhäuschen wird nicht leer bis in die Nacht hinein und sogar in später Mitterachtsstunde spukts noch dort. Heimkehrende junge Leute, denen die Osterpartie gar nicht aus dem Sinn will, untersuchen beim Scheine eines Wachszündlichtchens den Stand der Dinge. „Nauf is er gangen!“ ruft der Eine. — „Na, nunter!“ sagt der Zweite. — „Ach, laßts mi schau'n, Ihr sehts Alle Zwei nix mehr — oha! Jetzt hat der Wind das Lichtl ausg'löscht, wer hat noch a Wachskerzl?“ — „I net!“ — „I aa net!“ — „So! jetzt wissen wir, wie wir dran sin!!“ — Und fröhlich ziehen sie weiter.

Die in der Stadt können aber bei Allem noch lachen, denn so schlimm kanns in keinem Fall werden, wie beispielsweise bei einem Wirth, der eine der vielen Verpflegsstationen inne hat, die das Ziel der Münchner Ausflüge bilden. Wenns schön ist, soll etwas da sein, etwas Gutes und Viel! deshalb wandelt der Wirth in X. am Charsamstag Morgens gar so „grantig“ herum, daß ihm Alle im Haus ausweichen. Er hält ein Messer in der Hand und geht endlich auf seine Frau los und sagt: „Soll i oder soll i net, — da kennt sie der Deifi aus!“ — „Riskirst es halt!“ meint sie. „Meintwegen!“ entgegnet er nach einigem Besinnen, „aber schlecht Wetter wanns werd, dann gnad Dir Gott!“ Sodann geht er und

gibt das Zeichen und es beginnt ein entsetzliches Morden. Das brave Kalb, das gemüthliche Schwein, die üppige Gans, die bescheidene Ente und die hoffnungsvollen jungen Hühner sammt ihrem Onkel, einem riesigen, zähen Gockel, fallen der mörderischen Klinge zum Opfer. Ihr Blut, so weit es nicht zu Würsten und Saucen verwendet wird, schreit um Rache zum Himmel. Die Wirthin, bedrückt vom Gewichte der ehe-herrlichen Verheißung, sucht nach Trost und glücklicher Weise sieht sie in der Bauernstube einen alten Schafknecht sitzen, der eben ein Gläschen Bittern leert. „Halt, Andres," ruft sie, „bleib no da, Du weißt gwiß, wie's Wetter am Sonntag werd! Was moanst?"

Der also Gefragte räuspert, nimmt das stachelige Kinn in die Hand und denkt nach. „Hm," sagt er endlich, „s'Wetter — ja — siechst, s'ko sei, daß gar nix macht, ko aber aa sei, daß d'Ostern ganz verregnet!" — „Wär net aus, mach koane solchen Dummheiten!" entgegnet erschrocken die Wirthin.

„Da hast noch a Glasl an ganz an feina — aber jetzt sag's g'scheid!" Der Andres verkostet das Feuerwasser, schnalzt mit der Zunge, denkt wieder nach; dann verkündet er mit hohem Ernst: „Am Sunnta und Monta, da wirds recht gut — da müßt i scho gar nix kenna! — aber für'n Irta und Mika — da konn i net garantirn!"

„G'spaßi."

Ein Ereigniß, das den Menschen wirklichen Spaß macht, gehört sicher zu den willkommenen Erscheinungen in unserem Alltagsleben. Unangenehme und traurige Vorkommnisse stellen sich zur rechten Zeit ein, aber ein Spaß, der uns Freude bereitet und unserer Fröhlichkeit Nahrung gibt, taucht ver-hältnißmäßig seltener in unserem Gesichtskreis auf, obschon man geradezu lüstern darnach ist, wenn nicht finstere Melan-

cholei oder andere Gemüthsbeschwerden das Vergnügen daran verbittern. Jeder Mensch lacht einmal recht gerne und lachen muß man ja doch über alle Dinge, welche zu den „spaßigen“ gehören. Halt! — sagt der Münchener — das ist nicht wahr, bei uns gibt es viel „G'spaßiges“, was eigentlich nicht „g'spaßig“ ist und doch so benannt wird.

„Na, Frau Müllerin“, ruft die Frau Huber dieser wackeren Dame im Vorbeigehen auf dem Viktualienmarkt zu. „Wie san's denn mit dem neuen Zimmerherrn z'frieden?“ — „Dank der Nachfrag“, antwortet Frau Müller und pflanzt sich vor die Frau Huber hin, so daß alle Vorübergehenden einen weiten Bogen um die Stelle der beginnenden Besprechung machen müssen — „recht wohl, was sein Verhalten und die Pünktlichkeit anbelangt, allen Respekt, aber was das Andere anlangt, so ließ sich doch viel drüber sagen. Ich hab' ihn noch nie anders g'sehg'n, als wie in an schwarzen G'wand, ein' schwarzg'siegelten Brief kriegt er um den andern, er geht auf d'Nacht net aus, schreibt oft die halbat Nacht; raucht lauter papierene Ziehgarn und trinkt die meiste Zeit koa Bier net; i sag' Ihna, Frau Nachbarin, er is a recht a g'spaßiger Herr!“ — „Was Sie net sagen, Frau Müllerin, das is freili g'spaßi. Am End hat er halt doch an hoamlichen Kummer, ma siecht ja net nei in Menschen. Wer hätt' denn dös glaubt von dem alten Privatier, daß sie der amal aufhängat? Des ham's do g'hört, daß 'n gestern am Dachboden g'funden haben? Und der Mann hat a Geld g'habt, koa Sorg und so was!“ — „Ja — so was!“ entgegnet Frau Müller, „i hab scho davo g'hört, ma hört eben allerlei — es soll überhaupts a recht g'spaßige G'schicht sein!“ — „Werd' wohl g'spaßi sein,“ fährt Frau Huber fort, „da kunnt ich Ihna Sach'n dazähl'n —“ — „Machens, daß S' a mal die Passasch frei machen!“ tönt plötzlich eine männliche Stimme hinter den Damen; „jetzt stehen's schon weiß Gott wie lang da und ratschen und kein Mensch kann mehr durch!“ Betroffen und beleidigt sehen die beiden Frauen um und entdecken, daß es eine amtliche Mahnung war, die ihnen eben aus dem Munde eines Marktinspektors zugegangen war. „Je, den schaugt's an,“ bemerkt Frau Huber im Fortgehen,

„der möcht ei'm glei gar 's Maul versiegeln!" — „Den kenn i scho," erwidert Frau Müller, „des is a ganz a g'spaßiger!"

Am Amtsgericht findet eine Verhandlung statt. Zwei Hitzköpfe hatten sich gegenseitig Artigkeiten gesagt, welche eine derartige Erregung hervorriefen, daß eine Handgreiflichkeit den Schluß der kleinen Episode bildete. Das Opfer dieser Handgreiflichkeit ist der festen Meinung, sein Gegner werde mindestens zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt werden. Statt dessen werden Beide verknurrt und müssen die Kosten gemeinsam tragen. Der Geschlagene ist außer sich vor Zorn und macht dieser Stimmung mit dem Ausrufe Luft: „Das muaß i sagen, das san g'spaßige G'setzer, wenn dös geht!"

Der Herr Lampl hat einen Herrn kennen gelernt, mit dem er alle Tag geterkelt hat. Eines schönen Tages hat dieser Herr, wie's ja jedem Menschen passiren kann, sein Portemonnaie vergessen, was um so fataler war, als der Herr gerade heute seiner Frau zum Namenstag etwas hat kaufen wollen. Der brave Lampl hat ihm nobler Weise mit 40 Markln aus dieser kleinen Verlegenheit geholfen, zumal der Herr gesagt hat, er werde die Kleinigkeit am nächsten Tage wieder bringen. Der Herr Lampl wartet einen, zwei, drei Tage — eine ganze Woche; der Herr läßt sich nicht sehen. Da fragt der biedere Lampl die Kellnerin: „Sie, Fräulein Rosa, is der Herr da, Sie wissens schon, wen i mein, in die letzten Tag nimmer komma?" — „Nein," sagt die Hebe, „ich hab'n mit kein Aug mehr g'segn!" — „Aber dös is g'spaßi!" bemerkt lakonisch der Herr Lampl.

Eine junge Frau glaubt Ursache zu haben, ihrem Gatten die Leviten lesen zu dürfen. Im Verlaufe der Auseinandersetzung geräth sie immer mehr in Aufregung, wirft ihm Vernachlässigung, Gleichgiltigkeit, Untreue vor und zerfließt schließlich in Thränen, wobei sie nicht vergißt, zu behaupten, daß sie das unglücklichste Geschöpf auf Gottes Erdboden sei. Der Gatte, eine etwas phlegmatisch angelegte Münchner Natur, erwidert: „Geh', sei net so g'spaßi, Alte, hinter der ganz'n G'schicht is ja gar nix'n net dahinta!"

Die obenerwähnten beiden Damen Müller und Huber pflegen in ihren Nachmittags-Spaziergang dann und wann den Besuch des Friedhofes einzuflechten. Wahrscheinlich fühlen sie zeitweise das Bedürfniß nach einer ernsteren Stimmung und dann geizen sie nicht mit ihrer Theilnahme, wenn diese oder jene Person zu Grabe getragen wird. Da trifft es sich, daß eben ein freundlos Dahingeschiedener zur letzten Ruhestätte gebracht wird, welchem Niemand das Geleite gibt als eben die zwei Damen, die wohl ein bischen Neugierde zu diesem Akte der Nächstenliebe veranlaßt hat. Der funktionirende Priester gedenkt in seiner Rede des Verstorbenen als eines Menschen, der fern der Heimat, einsam und verlassen, das Zeitliche gesegnet hat. Ein kurzes Gebet schließt den Traueraktt, dem die zwei Frauen in würdigster Haltung und andachtsvoll beigewohnt haben. Der Geistliche entfernt sich, die Damen stehen noch einen Augenblick am offenen Grabe, dann sagt die Frau Müller im tiefsten Ernste zu ihrer Freundin: „Aber hörn's Frau Huber, das war a Mal a g'spaßige Leich'!"

Gastfreundschaft.

Mitternacht war lange vorüber. Die Straßen lagen verödet; nur der wallende Herbstnebel wogte durch das Häusermeer dahin. Hie und da huschte eine Gestalt noch an den Gebäuden entlang, um möglichst bald das schützende Asyl zu erreichen; dann und wann zogen zwei Paar „Augen des Gesetzes", das ja immer wacht, im gemessenen Tempo dahin, stets bereit, Frevler gegen Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu erfassen. Es brannten nur mehr die sogenannten Richtungslaternen, welche den unerfahrenen Wanderer als moderne Irrlichter stets über das Ziel hinauslocken, wenn es ihm überhaupt gelingt, ihre glimmende Gluth an den bedeutungsvollen Ecken zu erspähen. In einer solchen unheimlichen

Stunde muß oft der biedere Städter den Weg zum heimatlichen Herde suchen, denn ach! da wo er friedlich weilet, beim traulichen Lampenschein, im Kreise fröhlicher Genossen, bei Tarok, Kegelspiel oder lehrreichen Gesprächen mahnt selten ein kundiger Meteorologe an böse Nebel und Wetterumschlag jeglicher Art.

Um diese Zeit nun entstieg den Tiefen eines wohnlichen Kellers, in dem Bachus seine Verehrer zu sammeln pflegt, Herr Antonius Friedlein, ein braver Bürger des Staates, um die wohlverdiente Ruhe zu suchen, Schauernde Herbstkälte umfing den späten Wanderer, der sich fröstelnd zu eiligen Schritten ermannte. Unbekümmert um Nebel und Kälte, zog er durch die Nacht dahin, denn er hatte ein gutes Gewissen und zwei Flaschen Regie im Leibe, das hält warm und bannt Furcht und Sorge aus dem Herzen. Als er, sicher wie die Gondeln in Venedig, um eine Ecke bog, stieß er an eine zusammengekauerte Gestalt, die bei der Berührung laut heulend emporfuhr. Friedlein prallte zurück und hob den Stock zur Abwehr; er schlug jedoch nicht zu, denn vor ihm stand, wie er jetzt bemerkte, ein Hund mittlerer Größe, der freundlich mit dem Schweife wedelte. Dieser Höflichkeit setzte Friedlein ein gleichfalls artiges Benehmen entgegen und apostrophirte den einsamen Köter folgendermaßen: „Ja, was is denn? Wo is denn dei Herrl?“ Diese Herablassung entzückte den armen Hund und zuvorkommend sprang er an Friedlein hinauf, indem er zärtlich die schmutzigen Tatzen auf dessen Ueberzieher legte und dann langsam die ganze Leibesfläche daran herunterfuhr. „Wart Du Viech,“ schalt Friedlein, „jetzt gehst glei hoam oder i kumm Dir!“ Da sah der Hund wieder recht traurig zu ihm hinauf und wedelte langsam mit dem Schweife und es war dem nächtlichen Wanderer gerade so, als ob er die Hundesprache verstünde.

Er besah den Vierfüßler näher und gewahrte, daß er einen Hühnerhund vor sich hatte, der sehr hübsch zu sein schien. Er streichelte ihn, tätschelte ihm den Kopf, ermahnte ihn zum Heimgehen und schickte sich dann an, seinen Weg weiter zu verfolgen. Der Hund trabte geschäftsmäßig hinterher. Ein paar Mal versuchte Friedlein, den getreuen Begleiter zu ver-

jagen, jedoch ohne Erfolg. Endlich war er zu Hause angelangt, er steckte den Schlüssel in's Schloß und da stand auch schon der „Feldmann" mit der Nase am Thürspalt, als ob er es schon nicht mehr erwarten könnte, heimzukommen. „Ja schaug, Feldmanndl" — so mußte der Hund natürlich heißen — „das geht net, wir werd'n alle Zwoa nausg'jagt!" Dann sperrte er rasch auf, trat ein und schlug dem Feldmann die Thür vor der Nase zu. „Jetzt will i do sehn, was des Vieh dazua sagt!" denkt sich Friedlein und horcht ein wenig. Da hört er wüthend an der Thüre kratzen und dann begann ein Geheul, das durch Mark und Bein ging. „Jessas, wann der Hund die ganze Nacht so fortthut" — kalkulirt Friedlein — „und natürlich bei der Kälten kann er net anders, dann gratulir i!"

Nach einem kurzen Kampfe mit sich selbst, schloß Friedlein die Thüre auf und ließ den „Feldmann" ein. „Aber ganz mäuserlstaad sei'n!" ermahnte er den Gast. Feldmann folgte geräuschlos auf dem Fuße nach, Friedlein öffnete seine Wohnung, machte Licht und betrat in Begleitung seines Gastes das Heiligthum seiner heimatlichen Niederlassung, das Schlafzimmer, in dem seine getreue Gattin süß schlummerte. Er that dies ohne Angst, denn er wußte, daß seine Ehehälfte die „Hundln" närrisch gern hatte. Ehe er aber seinen Gast vorstellen konnte, hatte dieser schnuppernd seine Zimmervisitation beendet und stand vor dem Bette der Hausfrau. Diese schlug die Augen auf, sah das schwarze Ungethüm und stieß einen durchdringenden Schrei aus. — „Aber Kathi, was is denn? das is ja blos der Feldmanndl, der mir zug'laufen is!" — „Wer is dir zug'laufen? — einen so zu erschrecken — und ein solches Vieh mit in's Schlafzimmer hereinz'nehmen — glei muß er naus!" — „Dös g'schieht schon", brummte Friedlein und nachdem er seine Begegnung erzählt hatte, suchte er ein paar alte Teppiche, bereitete dann im Gang ein Lager, lockte den Feldmann, der willig folgte und gebot ihm „Kusch! schön Bettl gehn!" worauf sich der Hund niederließ, den Kopf auf die Tatzen legte und die Augen schloß.

„Das is ein gut dressirter Hund, den möcht' ich gleich — aber es is a werthvoller Hund, den wird sei' Herr schon

wieder holen!“ sprach er, indem er sich entkleidete. — „Des is wieder a Stückl — a solches Viech auf der Gassen auf-z'klauben und mit heim z'nehmen!“ murrte sie. — „No, was is da dabei?“ entgegnete er — „der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes, heißt's in der Schrift, die paar Stunden Nachtruh' sind dem armen Hundl wohl zu gunnen!“ damit schwang er sich in's Bett und schloß die Augen. Kaum aber war Stille eingetreten, da ertönte vor der Thüre ein Lied, welches das überraschte Ehepaar förmlich aus den Betten warf. „Um Gotteswillen — die Leut' im Haus!“ jammerte sie. — „Wart, dem Viech werd' i a paar auf-wichsen, nachher wird's glei' staad sei'!“ Damit eilte er vor die Thür und hielt dem Störenfried eine eindringliche Strafpredigt mit Androhung der ernstesten Maßregeln.

Feldmann hörte demüthig zu, wedelte mit dem Schweife und als Friedlein wieder ins Bett stieg, stieg auch der Gesang des Gastes wieder in die Lüfte. Das brave Ehepaar gerieth in Verzweiflung. Er schlug endlich vor, den Feldmann in's Zimmer herein zu lassen, weil der wahrscheinlich gewöhnt sei, beim Herrl zu schlafen. Sie protestirte dagegen, wegen der drohenden Flohgefahr, aber schließlich blieb nichts anderes übrig. Man machte Licht, bereitete ein Lager beim Ofen und rief den Feldmann herein, der vergnügt wedelnd, sofort seine neue Ruhestätte aufsuchte und sich dort niederließ. „Siechst es?“ triumphirte Friedlein. — „Aber die Flöh!“ — „Schlaf nur ruhig zu — es is schon spät!“

Er löschte das Licht und stieg wieder in's Bett. Doch nicht lange ruhte er, dann sprang er mit beiden Füßen heraus, denn Feldmann trug auf's Neue und mit Innigkeit die bekannte Arie „Uhuhu 2c.“ vor. Er machte Licht, beruhigte den Hund und löschte das Licht, dann ging das Geheul wieder los! Was thun? Die Frau erklärte entschieden, der Hund müsse hinaus — er war wüthend, packte den Feldmann am Kragen und schmiß ihn vor die Thür, gab ihm noch etliche auf den Weg mit, was den Feldmann veranlaßte, rasch über die Stiege hinabzueilen. „So jetzt kann er meinetwegen thun was er will, uns geht's nix mehr an!“ meinte Friedlein und stieg seufzend ins Bett.

Nach einer Viertelstunde gerieth das ganze Haus in Aufruhr, denn Feldmann intonirte im Hofe ein Ständchen, das seines Gleichen suchte. „Geht uns nix an,“ sagte Friedlein, „der wird schon aufhören!“ Der Feldmann hörte aber nicht auf und die Unruhe im Hause wurde immer größer.

Der Hund heulte, auf der Stiege, von den Fenstern herab regnete es Flüche und Verwünschungen; Friedlein rührte sich nicht. Plötzlich ertönte die Klingel im Hausflur laut und lange. Erschrocken eilte Friedlein hinaus. „Was gibt's denn mitten bei der Nacht?“ — „Sie, Herr Friedlein,“ lautete die zornbebende Stimme des Hausherrn, der höchsteigen das Bett verlassen hatte, um fürchterliche Musterung zu halten — „augenblicklich schaffen's eine Ruh' — ein solcher Skandal is ja no net dag'wesen!“ — „Was geht denn das mi' an?“ lautete die Antwort. „So? Ihnen geht's nix an — dös Viech g'hört doch Ihnen?“ — „Warum net gar!“ — „Aber i hab' Ihnen doch heimgehen hör'n damit; i bin auf der Stiegen oben g'standen, hab' g'hört, wie 's mit ihm g'redt haben und hab' auch g'hört, wie dös Viech schon alleweil in der Wohnung g'heult hat!“

Friedlein mußte sich ankleiden und gegen Feldmann polizeilich einschreiten. Er bewaffnete sich mit einem Stock, ging bei der Nachtkälte in den Hofraum hinab, machte eine halbe Stunde Jagd auf den höchst mißtrauisch gewordenen Feldmann, bis es ihm gelang, denselben zu erwischen und „auszuhauen“.

Eine lange, erregte Gardinenpredigt schloß das Abenteuer für diese Nacht; am nächsten Morgen traf pünktlich, wie die Gattin im Verlauf ihrer Belehrung auseinandergesetzt hatte, die Kündigung des Hausherrn ein.

„Da hast es jetzt,“ schalt sie, „mit Dei'm Spruch: Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes! Der Hausherr denkt ganz anders!“

Unsere Dienstboten.

Die Frau Inspektor und die Frau Kommissionsräthin sitzen Nachmittags recht gemüthlich beisammen, um bei einem Schälchen Kaffee ein wenig zu plaudern. Die Damen haben ganz Recht, dies zu thun, wenngleich über das Kaffetrinken der Damen und die dabei übliche Konversation mehr als genug schlechte Witze gemacht werden, denn die Herren sitzen ebenso regelmäßig Nachmittags beim Kaffee und beobachten gewiß auch nicht ewiges Stillschweigen dabei. Wenn nun die Herren bei dieser Gelegenheit über Tagesfragen, wie z. B. über akademische Lehrstühle, Reichstagswahlen und andere aufregende Dinge sprechen, bei welchen Damen gar nicht mitthun dürfen, so muß den Letzteren doch vorbehalten bleiben, diejenigen Gegenstände zu erörtern, welche ihren Wirkungskreis berühren. Wie dem Manne das staatliche Leben stets neue Sorgen und Aufregungen bringt, so erwachsen der braven Hausfrau im häuslichen Regimente viele Unannehmlichkeiten, die ihr ebenso gut das Leben verbittern könnten, wie dem Manne seine Enttäuschungen im politischen Treiben seiner Widersacher.

„Nun," beginnt die Frau Räthin nach einer kleinen Kaffee- und Kuchenpause, „nun, Frau Inspektor, wie sind Sie mit Ihrem Dienstmädchen zufrieden? So viel ich gesehen habe, ist ein Wechsel vor sich gegangen?" — „Ein Wechsel?" erwidert die Frau Inspektor. „Meine gute Frau Räthin, seit einem halben Jahre habe ich nicht mehr das Vergnügen gehabt, Sie bei mir zu sehen und was ich derzeit mit meinen Dienstboten durchzumachen hatte, ist gar nicht zu beschreiben."

„Nicht möglich!" ruft die Frau Räthin im Tone der höchsten Verwunderung. — „Man sollte es freilich nicht für möglich halten — aber ich könnte Ihnen Dinge erzählen, daß Ihnen die Haut schaudern möchte. Wissen Sie, wie viel ich in diesem halben Jahre Dienstmädchen gehabt habe?" — Die Frau Räthin schüttelt den Kopf, zumal sie ihr Sprachwerkzeug eben etwas stark mit Kuchen belastet hat. — „Sieben!" — „Um Gotteswillen!" — „Sieben, wohlgezählte und man könnte meinen, ich wäre der Satan in Menschen-

gestalt.“ — „Aber bitte, Frau Inspektor, Sie, die Güte und Menschenfreundlichkeit selbst —“ — „Eben deswegen; es ist ganz merkwürdig, wie Einem so etwas passiren kann. Sieben Dienstmägde in sechs Monaten und wie ich Ihnen gleich sagen kann — die sieben Todsünden, wie sie im Buch stehen — um kein Haar besser!“ — „Das ist ja entsetzlich!“ klagt die Räthin und setzt sich in Positur, um die Geschichte der sieben dienstbaren Todsünden zu vernehmen.

„Also hören Sie! Die Erste haben Sie noch gekannt, die Julie. Das war im Ganzen genommen kein übles Mädchen; sie war willig, fleißig, und ich hatte eigentlich keinen Grund zur Klage, bis ich ihr auf Dinge gekommen bin, die ich absolut nicht vertragen konnte. Wenn mir schon das nicht paßte, daß sie jedes Mal, wenn sie um Etwas fortgeschickt wurde, sich vorher stundenlang im Spiegel beschaute, so kam die Sache am ersten Sonntag noch besser. Als ich von der Kirche nach Hause kam, wollte ich an meiner Frisur etwas nachbessern und nahm mein Brenneisen zur Hand. Denken Sie sich, das Brenneisen war glühend heiß und ich habe mir die Finger daran verbrannt!“ — „Nicht möglich!“ — „Doch, doch — hat die Bestie in Mädchengestalt mein Brenneisen benützt, um ihrem ländlichen Schädel Ponnyfransen aufzubrennen!“ — „Ach, das ist himmelschreiend!“ — „Das habe ich auch gesagt — ich habe ihr den Text ordentlich gelesen, das können Sie sich denken. Aber das war noch nicht Alles. Nachmittags hatte sie Erlaubniß, fortzugehen und da setzt diese Person einen Kapothut auf, gegen den der meinige — und Sie wissen, daß ich nur bei ersten Modistinnen arbeiten lasse — die reine Schlafhaube war. Eine solche Hoffart zu dulden, war gegen meine Grundsätze. Ich setzte ihr dies auseinander und die Folge war, daß ich nach einigen Tagen ein anderes Mädchen, Käthi glaub ich hat sie geheißen, in den Dienst nahm. Das war nun allerdings eine sehr einfache Person, die allen Anforderungen zu entsprechen schien. Doch auch bei ihr mußte ich ganz absonderliche Wahrnehmungen machen. Mein Ami wird täglich in der Küche gefüttert und weil er ein sehr zartes Thier ist, so kaufe ich für ihn immer etwas

Leber, Herz oder Aehnliches. Nach ein paar Tagen, nachdem diese Person die Fütterung besorgt hatte, fängt der Ami plötzlich Nachmittags zu betteln an und ich bemerkte, daß er sogar trockenes Brod mit Heißhunger fraß!"

„Nein, so etwas!" seufzte die Räthin.

„Dahinter steckt etwas, denke ich mir und lege mich auf die Lauer. Richtig, was muß ich entdecken? Die besten Stückchen Herz und Leber hat sich die Käthi für sich behalten und dem armen Vieh nur die schlechteren Brocken gegeben. Die unmenschliche Person war dem Ami um sein Fressen neidig! Natürlich mußte ich einen Wechsel eintreten lassen."

„Mit der dritten, Leni hieß sie, glaubte ich besser zu fahren, aber die hat auch eine so schlimme Seite gezeigt, daß von einem Beisammenbleiben keine Rede mehr war. Das Mädchen war von einer Sparmanie befallen, welche in förmlichen Geiz ausartete. Bei mir bekommt der Dienstbote Morgens zum Kaffee eine ganze Semmel. Was thut sie mit dieser ganzen Semmel?"

„Kann mir's nicht denken!" murmelte die Räthin.

„Nicht gegessen hat sie dieselbe, sondern Stück um Stück zusammengescharrt und dann bei Gelegenheit wieder in die Haushaltung verkauft; wir sollten also das Brot essen, das schon einmal für den Dienstboten bestimmt war!"

„Entsetzlich!" —

„Natürlich konnte ich sie nicht behalten; ihre Nachfolgerin war ein Mädchen aus gutem Bürgershause, die alle Eigenschaften zeigte, welche auf entsprechendes Verhalten hoffen ließen. Da hatte ich mich schön verrechnet! Kaum war sie ein paar Tage im Hause, kam ein junger Mann zu ihr, um ein paar Worte, wie er sagte, mit seiner Schwester zu sprechen. Dagegen hatte ich nichts. Nach ganz kurzer Zeit erschien ein Soldat mit demselben Anliegen und die Wally — so hieß diese — erklärte mir, daß dies auch ein Bruder von ihr gewesen sei. Die Sache wurde mir schon etwas auffällig, aber als ein dritter Bursche vorsprach und die ausgeschämte Person ihn ebenfalls als einen Bruder bezeichnete, schickte ich sie augenblicklich fort; ein Dienstmädchen mit drei Brüdern — eine solche Unsittlichkeit leide ich absolut nicht." —

„Ganz natürlich,“ — pflichtet die Räthin bei — „Dienstmädchen mit drei Brüdern existiren gar nicht!“ —

„Nun kam eine Theres an die Reihe. Die war nicht zum Füttern. Wenn ich auch davon abgesehen hätte, daß die Ueberreste vom Mittagstisch jedesmal spurlos verschwanden, so nahm diese Unmäßigkeit des jungen Mädchens doch Dimensionen an, die geradezu zum wirthschaftlichen Ruin geführt hätten. Wir gaben einmal eine Einladung; es wurde tüchtig gegessen und getrunken; Sie wissen, bei uns läßt man sich in dieser Beziehung nicht anschauen. Als die Gäste fort waren, wollte ich wegen der Weinreste Dispositionen treffen und da hatte die gute Therese alle Restchen ausgetrunken und war infolge dessen vollständig bekneipt. Ich konnte doch kein Dienstmädchen behalten, das sich alle Abend einen Weindusel antrinkt?“

„Das ist allerdings stark!“

„Mit der Fränzi, die nachher eintrat, kam es schon nach ein paar Tagen zum Bruch. Sie hatte eine ganz schöne Gemüseschüssel zerbrochen und auf diese Ungeschicklichkeit hin sage ich ihr in der ruhigsten Weise von der Welt, daß sie eine dumme einfältige Gans sei, die lauter Daumen habe. So etwas soll man doch einem solchen Mädchen sagen dürfen, oder nicht?“

„Gewiß — aber da hätten Sie diese Furie rasen sehen sollen! Mit brennrothem Kopf ist sie in der Küche herumgefahren; das müsse sie sich verbitten, sie lasse sich nicht beschimpfen — als ob ich, eine gebildete Frau, schimpfen würde! — Kurz und gut, es war eine skandalöse Szene. Eine so zornmüthige Person kann man unmöglich um sich haben und deshalb kam gleich darauf die Rosa an die Reihe. Eine faulere Person ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen; sie war die personifizirte Trägheit. Sie verlangte, daß eine Weckuhr in ihre Kammer gestellt werde, daß sie nicht verschlafe — ich bitte Sie, Frau Räthin, ein Mädchen in diesem Alter! Abends, wenn ich vom Theater heimkam, saß sie in meinem Fauteuil und schlief.“

„Aber eine solche Gemeinheit!“

„Und ob! Im Bügelzimmer habe ich sie einmal am

hellen Nachmittag schlafend getroffen — und da ist mir denn auch bei dieser Person die Geduld ausgegangen."

„Das ist schrecklich," jammert die Räthin; „was müssen Sie ausgestanden haben, gute Frau Inspektor!"

„Ja, ja," seufzt die Inspektorin mit der Miene einer Märtyrerin, „die Männer haben keine Ahnung, was unsereins im Hauswesen durchzumachen hat."

„Und wie macht sich Ihr jetziges Mädchen?" wiederholte die Räthin die schon gestellte Frage.

Die Frau Inspektor zuckt die Achseln. „Ich hoffe, es wird mit ihr zu machen sein, denn wissen Sie Frau Räthin, ich hasse den ewigen Dienstbotenwechsel, er wirft auf die Frau des Hauses ein schiefes Licht und schließlich heißt es gar, es liege die Schuld an unser Einer!"

„Das können nur ganz unvernünftige Leute behaupten", tröstet die Frau Räthin — „wer's mitgemacht hat, weiß es, was für ein Kreuz wir haben mit unseren Dienstboten!"

Beim Friseur.

Der Volksmund bezeichnet den fixen Haarkünstler gemeinhin als „Verschönerungs-Kommissär". Das ist er auch im vollen Sinn des Wortes, denn er versteht es, die prangende Schönheit in das vortheilhafteste Licht zu stellen und eine fragwürdige Physiognomie so zu illustriren, daß, wenn auch keine Sehenswürdigkeit, so doch ein annehmbares Aeußeres daraus wird. Weil nun dies in tausend Fällen eine Kunst ist, so darf der Mann, welcher solche Wunder vollbringt, auch den Namen eines Künstlers für sich in Anspruch nehmen. Ohne eine gewisse künstlerische Qualität seinerseits geht es übrigens auch nicht ab. Aesthetik, Stillehre, Architektonik, Freihandzeichnen und Modelliren sind Disziplinen, die ihm nicht fremd sein dürfen; auch ein gewisses Kompositionstalent gehört zu den Eigenschaften des Meisters, dem natürlich auch

ein entsprechendes hygienisches Wissen zur Seite stehen soll. Seine Klientschaft umfaßt alle Schichten der Bevölkerung; wer etwas auf seinen Kopf hält, hat mit ihm zu thun, er müßte denn Jemand sein, der den Schmuck des Hauptes verachtet oder auf denselben bereits feierlich verzichtet hat.

Eine gewisse Vielseitigkeit des Verkehrs zeichnet vor Allem das Atelier des Haarkünstlers aus und auch hier ist Gelegenheit geboten, die menschlichen Schwächen und Leidenschaften zu beobachten. Schon in früher Morgenstunde beginnt im besagten Atelier die Thätigkeit unseres Verschönerungs-Kommissärs. Es erscheinen zuerst einige Abonnenten, welche vor Antritt ihrer Tagesarbeit einer kleinen Verschönerung oder Auffrischung bedürfen. Da ist z. B. der Herr Gustav als Verkäufer in einem Damenkonfektionsgeschäft ein regelmäßiger Gast und nimmt derselbe die Kunstfertigkeit des Gehilfen schon ziemlich in Anspruch. Glücklicher Weise ist der Herr Gustav mit einer blonden Mähne gesegnet, die dem Talente des Verschönerungs-Kommissärs keine Schranken setzt. Es ist ihm eine Leichtigkeit, aus dem Struwelkopf mit dem Wald von Haaren einen lockigen Jüngling herzustellen, der jeder Dame, die bei ihm einkauft, Herzweh verursacht, so daß die Arme gar nicht mehr in der Lage ist, nein sagen, oder etwas abhandeln zu können. Es ist wahr, sie sind unwiderstehlich die jungen Herrn in den Modemagazinen, allein wem verdanken sie zunächst ihre Unüberwindlichkeit und ihre Triumphe? Dem Friseur in erster Reihe! Kaum ist der Herr Gustav verschwunden, erscheint schon wieder ein Kunde, eigentlich eine Kundin; es tritt eine Dame ein, welche das Köpfchen mit dem orientalischen Seidentuch umwunden hat, so daß man wohl das hübsche Gesichtchen, aber kein Härchen ihres Hauptes erblicken kann. Und es ist auch gut, denn nachdem das Tuch abgenommen, enthüllt sie eine dunkle Fülle von Haaren, aber so wirr, wie der Traum einer Jungfrau. Mit wahrem Enthusiasmus stürzt sich der gefühlvolle Friseurgehilfe in die Wellen dieses Haarbodens, der unter seinen kundigen Händen sich bald zu einem künstlichen Garten gestaltet mit Wegen, Hügeln, Bosquets und Verzierungen aller Art. Manches süße Wort flüstert er dabei der geduldigen

Schönen in das kleine Ohr, doch nimmer vermag er andere Gegenrede hervorzulocken, als etwa: „Theans Sie's gar glaub'n" und „theans Sie's Eana überleg'n!" Nur das echte Münchnerkind kennt die Bedeutung dieser orakelhaften Aeußerung, bei der es auf den Ton ankommt, in dem sie gemacht wird; Moll bedeutet so eine Art passiven Widerstand, Dur läßt eine etwas deutlichere Zurechtweisung erwarten. Unsere Dame ist eben sehr oft in der Lage, solche Orakelsprüche abzugeben, denn sie versieht das Amt einer Mokkahebe in einem Prachtkaffee und ist deshalb gegen überschwängliche Redensarten vollständig gefeit. Mit dem letzten Bürstenstrich wird noch ein Seufzer aus der Jünglingsbrust auf den spiegelglatten Scheitel der Jungfrau geheftet, dann reißt er sich los mit einem: „Danke, Fräulein Paula!" Sie sieht in den Spiegel, dreht das reizende Köpfchen rechts und links, prüft die Arbeit mit kritischen Blicken, legt dann das Seidentuch lose auf den Kunstbau und schwebt von dannen, ohne den armen Haarkünstler mit einer längeren Ansprache zu erfreuen. Was sollte sie ihm zu sagen haben, sie, welcher täglich die jüngsten und die ältesten Herren die Cour machen!

Ein energischer Druck auf die Thürklinke, ein rascher Stoß und die Laden- bezw. Ateliertthüre fliegt auf; der Herr Baron! der Gehilfe knickt einige Mal zusammen; der Meister selbst rennt zum Schrank, um den Frisirmantel zu holen, der Lehnstuhl wird unter den Herrn Baron geschoben; man wickelt ihn ein, so daß nichts mehr von dem ganzen Adel sichtbar ist als das Haupt mit dem spärlichen Haarwuchs, der dem Haarkünstler als wahres Preisräthsel entgegenstarrt. Aber muthig greift er zum Kamm, glättet, theilt und schniegelt, pappt und bügelt, so daß bald gleichförmige, tadellose Konturen den Skalp des Elegants kennzeichnen. Der emsig arbeitende Chef verfehlt nicht, dem Herrn Baron die Sache möglichst amüsant zu machen, indem er nebenbei alle Neuigkeiten, welche das Morgenblatt gebracht hat, auftischt und wenn möglich ein kleines wirklich stattgehabtes oder erdichtetes Skandälchen dareingibt. Zur gleichen Zeit spricht ein Herr aus dem Bürgerstand vor, der eine Geschäftspause benützt, um sich, wie er dem Nachbarn gegenüber witzig

bemerkt, verschönern zu lassen. Die Verschönerung besteht darin, daß er sich die Haare mit der Maschine radikal oder wie der Gehilfe erläutert: „rattekahl“ abscheeren läßt, was eine weitere künstliche Behandlung des wohlgenährten Hauptes unmöglich macht. Mit einem wahren Ingrimm bearbeitet der Gehilfe das bürgerliche Brachfeld mit der Walzenbürste, ohne gerade auf die ihm obligatorisch gewordene zarte Pflege zu denken. Wo soll unter solchen Verhältnissen die Kunst hinkommen? Während der zur staubigen Sommerszeit fast unsichtbare Schnurrbart des Herrn Baron mit Brenneisen und Bandolin aus seiner bescheidenen Zurückgezogenheit hervorgelockt wird, tritt wieder eine Dame ein, welche in schüchterner Entfernung wartet, bis sie um ihre Wünsche gefragt wird. Die Köpfe drehen sich neugierig nach der dichtverschleierten Kundin; der Chef eilt, sie zu befragen, aber die neugierigen Ohren werden nicht befriedigt; die Verhandlung wird im Flüsterton gepflogen; endlich wickelt der Friseur einen Zopf in die „Neuesten“, was sich diese eben auch gefallen lassen müssen, weil's in des Schicksals Fügung liegt, dann zahlt sie und enteilt geräuschlos, wie sie gekommen. Der Herr Baron wird nun noch aufgebürstet, egalisirt und modernisirt, dann zur Thür hinauskomplimentirt. „Wos is denn dös für a Baron?“ frägt der „gescheerte“ Nachbar.

„Wie er heißt, das wissen wir nicht,“ entgegnet der Gehilfe, „aber es ist ein sehr ein feiner Herr und deshalb sagen wir Baron zu ihm. Das thut ihm wohl und keinem Menschen weh — —“ — „Aha!“ macht der Bürgerliche, zahlt lachend die Taxe und geht.

Ein älterer Herr nimmt bald darauf vor dem Spiegel Platz, der Haarkünstler greift zu seinen Instrumenten und übt nebenbei seine Funktion als Repetitor der Tagesneuigkeiten. Die melirten Haare des Kunden, welche stellenweise von grau in gelb und carmoisin variiren, sind bald geordnet, der Friseur öffnet ein Flacon, dem ein durchdringender Geruch entströmt und bürstet mit diesem Fluidum die Locken seines Klienten. Allmälig nehmen sie Farbe und Glanz an, nach einer anstrengenden Arbeit von einer Viertelstunde ist der ältere Herr verschwunden: ein Mann im besten Lebensalter mit pech-

rabenschwarzem Haar und Bart verläßt das Atelier und stolz blickt ihm der Künstler nach, der das schwierige Werk der Verjüngung vollendet hat. Die Kunden folgen nun häufiger. Jetzt erscheint ein junger Mann mit Frack und weißer Kravatte und bittet, ihm die Haare zur Aufwartung zu stutzen. Unser Künstler weiß, was das bedeutet. Schlicht, decent, aber streng in den Linien, ohne Salben und Düfte. Dieser macht einem Herrn Platz, der mit dem Rufe „Haarschneiden“ im Armstuhl Platz nimmt. Der Gehilfe sieht entsetzt auf die vor ihm enthüllte Nudität — es ist ein vollständiger Kahlkopf, der nur einige Trauerweiden über den Ohren sehen läßt, die möglicher Weise gestutzt werden können. Vom Haarschneiden zu reden ist die reine Renommage. Aber auch hier zeigt sich der Künstler. Er weiß die Operation so zu dehnen und zu gestalten, daß der Kahle zuletzt noch an eine heimliche Ueppigkeit seines Haarbodens denkt. Neben dran frisirt der Chef einen distinguirten Herrn, eine politische Größe, welche er mit aller Ehrfurcht behandelt. Am Schlusse der Prozedur fragt er unterthänigst: „Kopf waschen?“ — „Nein!“ erwidert der Gefragte barsch und geht majestätisch ab. — „Aber wie können's nur den da fragen, ob's ihm den Kopf waschen sollen,“ bemerkt der Kahle lachend, „das besorgt ja alle Tage der Doktor juris!“

Eine Dame mit einem Knäblein an der Hand unterbricht die politische Unterhaltung. „Befehlen?“ „Dem Kleinen Haar schneiden!“ Der Kleine wird auf den Richtstuhl gesetzt; die Mama enthüllt sein Haupt und ein etwas struppiger Kopf kommt zum Vorschein; man sieht, daß die gute Mama dem Friseur bislang in's Handwerk, beziehungsweise in die Kunst gepfuscht hat. „Wie belieben, gnädige Frau?“ — „Altdeutsch, das heißt renässansern!“ — „Ah!“ macht der Gehilfe — „das wird sich hart machen, aber wir wollen das Möglichste thun! Er erledigt sein kunstgewerbliches Pensum mit großem Geschick und die Dame verläßt hochbefriedigt mit einem Renaissancebuben den „Salon“. Gegen Mittag erscheinen ein paar Gigerln, die eben aus den Federn gekrochen sind und diese werden kunstgerecht lackirt und dann wieder in Freiheit gesetzt. Dann kommt ein Dienstmädchen und fragt, ob denn

die Fransen der „gnä Frau“ schon fertig seien. Der Chef überreicht das Kunstwerk für die reine Frauenstirne und läßt sich der Dame empfehlen. Ein kleiner Diener mit der Monogramm-Mütze, welche seine Zugehörigkeit zu einem vornehmen Hause kennzeichnet, tritt artig in das Atelier. Auf dem Arm trägt er den Seidenpintscher der Gebieterin, der angstvoll die neue Umgebung beaugt. „Wünschen?“ fragt der Künstler mißtrauisch. — „Sie möchten dem Hundel die Haar — —“ — „Hinaus!“ brüllt der beleidigte Friseur, „und geh' zum Teufel, der kann dem Vieh die Haare wie einer Wildsau absengen, wir haben anderes zu thun!“ Der Künstler rief, der Diener lief. Kunst geht nicht immer nach Brod, aber verkannt zu werden, ist des Künstlers Loos.

Der Fall Clémenceau.

Ein beliebtes Thema für die Konversation in Gesellschaftskreisen bieten, wie bekannt, die neuen Erscheinungen auf der Bühne. Nicht alle Menschen jedoch stehen auf der Höhe jener literarischen und künstlerischen Erfahrung, welche eine geistreiche, kritische Besprechung ermöglicht; ebenso wenig nehmen sich Andere die Mühe, aus den kritischen Berichten der Tagesblätter den Stoff zu scharfsinnigen Bemerkungen zu schöpfen, mit denen sie vor der Mitwelt zu glänzen vermöchten. Es gibt auch Menschen, welche das Gesehene und Gehörte ganz nach Maßgabe ihrer Anschauung und Fassungsgabe reproduziren und es dürfte nicht uninteressant sein, einmal einen derartigen Theaterbericht kennen zu lernen.

Begeben wir uns in das Boudoir Nudlmaier, wo eben die biedere Frau Nanni ihrer Freundin, der Frau Neuhuber, die Eindrücke zum Besten gibt, welche sie vom Fall Clémenceau, jener Sensationskomödie, die so viel von sich sprechen machte, empfangen hat.

„Alſo Sie haben das neue Stück, von dem ſo viel g'redt wird, auch g'ſehn?“ fragt Frau Neuhuber. „Natürli,“ entgegnet Frau Nudlmaier, „denn ich und mein Mann ſchau'n alle neuen Stück an, die am Gärtnerplatz geb'n wer'n!“ — „Ja, aber das Stück ſoll, wie man ſagt, a bis'l „Dings“ ſein — ſie verſteh'n mi ſchon!“ — „Weiß ſchon, was ſag'n woll'n; deswegn ſan wir auch neigang'n, aber ich ſag Ihnen, da hab' i ſchon ganz and're Sach'n g'ſehn, die noch viel pikirter war'n —“ —„Alſo pikant war's doch — da bin i neugierig, das müſſen's ſchon verzähl'n!“ —

„Warum denn net? Das Stück is ſehr ſchön und hat nur den einzigen Fehler, daß es ſo traurig ausgeht!“ — „Ah, hörens auf!“ — „Ja, paſſen's nur auf. Wir ſan in der zweit'n Sperrſitzreih g'ſeſſ'n und hab'n Alles ausgezeichnet g'ſeh'n. Schon im erſten Akt hat's mir einen Riß geb'n. Da is ein Atelir von einem Bildhauermeiſter da, in dem verſchiedene junge Leut aus einer Perſon, die da Modell ſteh'n thut, Gipsfiguren mach'n. Dieſe Perſon, ein ſehr hübſches Madel — ſo ungefähr in der Verfaſſung, wie i mit etliche 20 Jahr g'weſen ſein muß, — is allerdings nicht viel anzogen g'weſen und deshalb hat mei Mann auch gleich den Operngucker auf der Naſen g'habt, wo wir ſo wie ſo ganz vorn g'ſeſſ'n ſin. „„Schamſt Di net, Schorſch, als verheirater Mann““, ſag i, „„glei gibſt das Spektiv her, Du kunſt Di grad verkälten bei dem bisl G'wand!““ Der gewiſſe Klemanzio — ſo hat der junge Bildhauer g'heißen — ſcheints hat ein kleines Verhältniß mit dem Madl g'habt, das er ſchon gleich im erſten Akt aufg'löſt hat und das Madl is nachher als a woaneter furtganga; natürli hat ſie ſich z'erſt anzog'n. Das hat mir von dem jungen Menſchen net g'fall'n und mir is er eigentlich jetzt ſchon wie ſo eine Art Fliegenfanger vorkommen, der net woaß, was er will — aber er hat's büß'n müſſen. Denn gleich d'rauf iſt ein Maskenball abg'halt'n worden und da iſt dann eine boliſche Gräfin mit ihrer Tochter, die als Baſch verkleidt war, kommen. Aufrichtig g'ſagt, hat mir dös Maſchkererg'wand für ein junges Madel nicht g'fallen — i bitt Ihnen — wenn unſer eins auf einen Ball als Baſch kommen thät — die Ausrichterei möcht i hör'n! Viel weniger

a so a junges Frauenzimmer! I hab mich aber gleich aus-kennt, daß hinter der Gräfin nicht viel dahinter war und richti is a so kommen!

Die Isar, wie das Grafenmädl g'heißen hat, is vom Tanzen ordentli müd word'n, hat a Glas Schampani trunken und dann hats sie sich glei an Ort und Stell hing'legt und hat g'schlafen. Da is dann der Klemanzio kommen und hat's schnell abzeichnet und is ganz weg g'wesen. Nachher habens das Madl in lauter Tücher und Schawls eing'macht, daß ausg'schaut hat, wie a Vogelscheuch und so is heimgangen. Natürli hat Alles g'lacht und das war der erste Akt.

Der zweite Akt war der schönste von allen. Da sind die zwei Frauenzimmer, die Bolische und die Isar daheim g'wesen und in was für einem Verzug! Wie's in dem Zimmer ausg'schaut hat, das is net zum sagen! Der Auer Tandel-markt is gar nix dagegen. Mir is glei a ganze Gasfabrik aufganga! G'habt habens rein gar nix, als wie Hunger und 's Elend haushoch, wos d' hing'schaut hast! Das Madl hat sich d' Kart'n g'schlag'n und wahr is, derrath'n hats Alles aufs Dipferl! Die Alt' is dann kommen — direkt aus'm Versatzhaus — also könnens Ihna denken, was das für eine Familie war. Nachher hats ihre Isar in ein Trum fort abg'schnullt und hat ihr immer vorg'sagt, was sie für ein schönes Mädl wär und daß sie für einen Thron geboren wär. Das hats Alles auf Bolisch g'sagt, was sich recht komisch ausg'nommen hat — aber trotzdem hab i die Gräfin glei dick kriegt, denn so eine Muttern, das is ein wahrer Standal — i hätt ihr mit alle zehn Finger ins G'sicht fahr'n könna und doch hab'ns ihr gleich d'rauf einen großmächtigen Lorbeerkranz überreicht! Natürlich is der Bildhauer kommen, hat ihr das Porträt bracht, was er als Schnellzeichner am Abend g'macht hat und die Folg' war, daß das arme Madl sich in den Klemanzio verliebt hat, so zwar, daß sie ihren ehemaligen Anbeter, der gleich d'rauf bis aus Rußland raus-kommen is, ganz kalt nausg'jagt hat, obwohl es ein sehr hübscher Mann war, der einen sehr schönen Pelzrock ang'habt hat. Z'letzt hat die Isar g'sagt, daß sie heirathen möcht, weil sie das Leben nimmer aushalten kann und der Klemanzio

net faul, macht ihr den schönsten Antrag. Die Alte hat net recht anbeißen wollen, aber sie hat halt doch eing'seh'n, daß es da heißt: Vog'l friß oder stirb! und deshalb sind die zwei glücklich a Paar worden . ."

„Das scheint mir aber ein ganz schönes Stück gewesen zu sein" unterbricht Frau Neuhuber die Erzählerin. „Ja meinens, jetzt wärs schon gar? Gar kei Red. Jetzt geht's erst recht an. Wissens, eigentlich hätts jetzt gar sein könna, denn die zwei Leutln haben sich kriegt und die übrigen Verhältniß genga das Publikum nix an. Aber es sind noch drei Akt kommen! Im dritten Akt hat der Klemanzio grad aus seiner Frau eine Figur g'macht, die er nachher sündtheuer verkauft hat und sie ist ihm dazu Modell g'standen, denn sie ist auf einem Sopha im größten Neglischö vor seiner dort g'legen mit einer Weintrauben in der Hand. Das hat allerdings a bisl frei ausg'schaut, aber es waren zwei verheiratete Leut und wenn der Mann sei Frau abzeichnet, so geht das Niemand was an, obschon ich net weiß, ob ich das von mein Schorsch g'litten hätt. Der hat natürli wieder den Operngucker im G'sicht drinn g'habt, wie alle Herren in der Umgebung, weils eben verruckte Mannsbilder sind.

Der Klemanzio und seine Isar haben so g'schmach miteinander gethan, daß ma' sich ordentlich g'freut hat d'rüber, dann aber is di Bolische wieder kommen und da is mir die Gall' g'stiegen. I' hab' gleich zu mein Mann g'sagt: „„Wirst es seg'n, wann der des Weib net fortschickt, die Alte nämlich, dann gibt's noch ein Unglück."" Und recht hab' i g'habt. Kaum is der Klemanzio fort g'wesen, kommt ein seiniger Freund zu der Isar und da hat ma' schöne G'schichten hören müssen! Der hat ihr die Leviten g'lesen, daß mir der Verstand steh'n blieben is — hat die Isar hinter dem Rucken von ihrem Mann mit dem Russen anbandelt, den's früher fortg'jagt hat, der aber seitdem ein Millionär worden ist! Zu dem Gespräch ist dann dem Klemanzio seine Mutter kommen, hat Alles g'hört und is dann vor lauter Altriation g'storben! Die Isar hat wie wahnsinnig gethan, hat der Frau alles Mögliche versprochen, aber ich hab' ihr gleich nix mehr glaubt und hab mir denkt, du bist ein grundschlechtes Weib

sammt der Alten und i wüßt, was i mit Euch thät! Im nächsten Akt is die ganze G'schicht aufkommen. Gibt die dumme Gans ihrem eigenen Mann einen Brief an den Russen unter einer anderen Adreß zum besorgen; er trifft Niemand, schöpft Verdacht und liest den Brief! Wissens mir is selber ganz schwach worden vor Schrecken und Angst! Wie der than hat, dös könnens Ihna denken! Daß er die Tochter sammt der Mutter naus g'fuhrwerkt hat, das is selbstverständlich und ich war für ihn froh, wie die Bagasch beim Tempel draus war. Jetzt hätts eigentli wieder gar sein können. Aber nein! Der, wo das Stuck g'macht hat, hat no net g'nug g'habt — es is noch ein Akt kommen. Da waren die Bolische und ihra Tochter in ihrem eigenen Palast, umgeben von einem Luxus, nicht zum sagen, alles Gold, Seiden und Sammt, wie das erworben war, das könnens Ihnen denken! Der Alten hat dö G'schicht paßt und der Jungen am End' auch, aber was sagens da dazu! Is die noch in ihren Mann verliebt g'wesen und hat wieder mit ihm anbandeln woll'n! Das wär' noch zum begreifen g'wesen, — aber daß er so narrisch sein kunnt, auf einen solchen Leim z'gehen, das hätt' doch Niemand glaubt.

Mein Mann hat zwar gleich g'sagt, „„wirst seh'n, der Klemanzio kommt noch einmal daher""; ich hab' mir doch net denkt, daß ein Mensch so blind sein könnt' — aber es is was Schrecklichs um ein'n Verliebten! Das raffinirte Weib hat g'wußt, wie die verliebten Manner san; wir wissen's auch, aber unsereins nutzt so was net aus, weil man zu viel Charakter hat. Richtig kommt der Batschi, der arme, daher und thut wieder ganz narrisch mit seiner Frau, der eigentlich was ganz anders g'hört hätt'. Ich hab' mich gift, gar net zum sagen. Wie die ihm schön gethan hat — das is net zum beschreiben, mi' hätt's bald selbn derbarmt! Sie hat versprochen, sie will wieder zu ihm kommen, und da sagt er: Heut' Abend! Sie aber sagt, daß 's keine Zeit hat, weil sie zum Herzog muß! Jetzt möcht' ich den Mann sehen, dem da die Geduld net ausging! Da wär sogar mein Schorsch zum Tiger worn! Er wird also ganz wahnsinnig, zieht ein Skelet aus der Taschen und stichts am Fleck z'samm! Die war gleich todt, Alles is z'sammg'laufen und dann war's gar!

Ich sag' Ihnen, das war eine Aufregung — kolossal! Ich hab' ganz aufg'schnauft, wie's den Vorhang wieder auf'zogen haben und die ermordete Isar wieder g'sund und ganz dag'standen is und einen Lorberkranz zu sich g'nommen hat!" — „Nachher war's gar?" — „Nachher war's gar — ein schöneres Stück hab ich noch net leicht g'sehen, das G'spiel — großartig und die Musik großartig!" — „Musik hat's auch gegeben?" — „Und was für eine, daß d' grad woana hättst könna; so zart und voll G'fühl — mein Man hat g'sagt, sie haben eigens Sardinen auf die Geigen hinaufg'spannt, daß es einen so gedämpften Ton gibt; ich sag' Ihnen, das Geld reut mich net!" — „Glaubens, daß die G'schicht wirklich wahr is?" — „Und ob! Mein Mann war vorig's Jahr selber in Paris und der sagt, daß solche Sachen dort alle Tag vorkommen — deswegen hat er mich auch net mitg'nommen, obschon er hätt' wissen müssen, daß unsereins an Charakter hat, da gibt's nix!"

Der Eid.

Müllers Lottchen war das schönste Kind, das der Storch je aus der grünen Isar herausgefischt hatte. Als Lottchen allmälig zur Jungfrau heranwuchs, wurde die Maid immer noch schöner, so daß es zuletzt kaum mehr auszuhalten war. Ihre Mutter, die Wittwe Müller, war nahe daran den Verstand zu verlieren, wenn sie das Mädchen ansah und dabei erwog, welches Glück demselben bevorstand. Die Mannsbilder, die in die Nähe Lottchens kamen, waren natürlich Alle weg. Diese Augen! Die schönsten Sterne am nächtlichen Himmel waren erbärmliche Nothlampen im Vergleich zu den strahlenden Augensternen der Holden. Ihr Näschen stellte das reizendste Fragezeichen ihrer räthselhaften Schönheit dar; ihr Mund schien der Inbegriff aller Süßigkeit zu sein, gegen

ihre Zähne erschien das schönste Elfenbein als ganz ordinäres Knochenwerk und erst ihre Haare! In dunklen Wellen flossen die herrlichen Seidensträhne über den schneeigen Nacken bis weiß Gott wo hinab! Ihr Wuchs beschämte alle Venüsse der Vorzeit, so daß sich diese, seit Lotte auf der Straße erschien, beschämt von den Schaufenstern der Kunsthändler zurückzogen; wenigstens sieht man seit dieser Zeit nirgends mehr eine der sonst so beliebten schaumgeborenen Göttinnen ausgestellt.

Lotte zeigte sich öfters am Fenster. Das war ein großes Unglück für die jungen Leute, welche schaarenweise vorüberzogen und feuerige Blicke und schmachtende Seufzer hinaufsandten. Aber Lottens Herz war gepanzert und noch hatte kein Pfeil Amors die Brünne der herrlichen Wunsch-Maid zu durchdringen vermocht. Sie spielte im Gegentheil grausam mit den armen Jünglingsherzen, die sie erbarmungslos aufspießte und zappeln ließ, so lange sie wollten.

Unter den paradierenden Jünglingen bemühten sich drei Freunde ganz besonders um die Gunst der Schönen. Keiner jedoch hatte bislang das süße Geheimniß dem Andern mitgetheilt. Es wurde zwar oft von der hübschen Kleinen gesprochen, aber mit eifersüchtiger Sorgfalt vermied Jeder, die Gefühle seines Herzens auch nur anzudeuten. Bei den Fenster-Promenaden begegneten sie sich nie, denn Ludwig der Schöne benützte die Morgenstunde, Alfred der Weise die Mittagszeit und Konrad der Starke den Abend. Ludwig machte seinen Liebesgang in unauffälliger Eile ab und stürmte ein halbes Dutzendmal vorüber, wie Einer, der immer wieder etwas vergessen hat. An einem einzigen Lächeln zehrte er den ganzen Tag und träumte eine volle Nacht davon. Alfred heuchelte einen Verdauungsbummel und war mit einem Blicke zufrieden; Konrad bezog seinen Posten um die Dämmerstunde und ein begeisternder Schauer elektrisirte seinen Körper, wenn er durch die Gazevorhänge sein Ideal um die Lampe herumschweben sah. Wenn er ausgeseufzt hatte, ging er ruhig in die Kneipe und trank irdisches Vergessen.

In besagter Kneipe saßen sie eines Abends zu Dreien und unterhielten sich über alles Mögliche, sogar über junge

Damen. Es war ein großartiger Vereinsball in Sicht und Jeder trug seine Pläne im Herzen. Aber Alfreds Herz war zu voll und er konnte nicht umhin, einen sehr diffizilen Gegenstand zu berühren. „Wißt Ihr nicht," begann er plötzlich, „ob Fräulein Müller eine Einladung erhalten hat?" — Ludwig und Konrad fuhren erschreckt in die Höhe, bändigten jedoch schnell die lodernde Flamme und erwiderten mit furchtbarem Gleichmuthe, daß ihnen davon nichts bekannt sei. — „Schade," bemerkte Alfred, „es ist ein so hübsches Mädchen!" — „A pah," machte Ludwig, „es ist ein kleines Kokettchen, das von uns nichts will!" — „Natürlich," versetzte Alfred, „daran denke ich ja auch nicht, aber ich dachte nur im Interesse des Balles liege es, möglichst viele hübsche Damen als Theilnehmerinnen zu gewinnen!" — „Ach, was geht das uns an, Fredi," meinte Konrad, „das ist Sache des Ausschusses und wir haben ja gar keinen Grund, uns einzumischen!" Damit schien die Sache erledigt.

Am andern Morgen kaufte sich Ludwig der Schöne helle Glacé Nr. $8^1/_2$ und ging in die bekannte Straße, aber nicht bei der Stätte seiner Andacht vorüber. Er nahm sich einen Anlauf und sprach mit beispielloser Kühnheit bei der Familie Müller vor. Mama Müller empfing ihn zum Glück sehr freundlich und Ludwig entledigte sich seines Auftrages; er behauptete nämlich, das Mandat erhalten zu haben, Fräulein Lotte zum Ballfest einzuladen, zu welchem Ende er zwei Karten auf den Tisch des Hauses niederlegte. Während des Gespräches erschien die Angebetete, welcher Ludwig sofort die Tanzkarte auf die Brust setzte und den ersten Walzer abzwang. Ueberselig schwebte er von dannen. Nach Tisch erschien Alfred im Sonntagsstaat und entschuldigte sein Kommen damit, daß er den ehrenvollen Auftrag erhalten habe, den Damen zu dem großen Ballfeste eine Einladung zu überbringen. Die Einladung wurde dankend angenommen und mit einer Tasse Kaffee quittirt. Alfred schwelgte wie ein Orientale und war so bescheiden, sich mit einem Vorschuß auf die Tanzkarte durch Verleihung der ersten Quadrille zu begnügen. Als die Feierglocke ertönte, fand sich endlich auch Konrad ein, welcher sich erlaubte, ein paar Karten zum bevorstehenden Karnevalsfeste

zu überreichen; ihm wurde ein geradezu elektrischer Händedruck zu Theil und er nahm als beglückende Errungenschaft das Versprechen der Holden mit sich, ihm eine Mazurka zu reserviren.

Am Ballabende saßen die Freunde mit der schönen Lotte nebst Mama an einem Tische. Als der erste Walzer begann, erhob sich Ludwig und bot mit der Miene eines Triumphators der Königin des Herzens den Arm. Mit Entrüstung und Staunen sahen ihm die Freunde nach. Ludwig schwang sein Gebein wie ein Gott und raspelte in den Ruhepausen „Süßholz“ nach Kräften. Ein herber Tropfen fiel jedoch in den Becher seiner Freude, indem Lotte ganz absichtslos mittheilte, daß auch seine Freunde sie mit Einladungen beehrt hätten. Als sie seine Verstimmung bemerkte, lachte sie ihm ins Gesicht und fragte ihn, ob er etwa eifersüchtig sei. Er hätte sie küssen können ob dieser Frage, denn da lag sicher etwas darin. Er faßte Muth und machte der Angebeteten den Vorschlag, sich aus Spaß mit ihm photographiren zu lassen und zwar sofort im Nebensaale, wo ein Künstler sich mit Momentaufnahmen bei elektrischem Lichte befaßte. Sie ging in liebenswürdigster Weise darauf ein. Ludwig war vor Entzücken weg.

Alfred ließ die Tanzpausen ebenfalls nicht unbenützt und legte der schönen Lotte sein Herz bedingungslos zu Füßen, was derselben offenbares Vergnügen bereitete. Sie säumte nicht, auch ihm mitzutheilen, daß sie eine dreifache Einladung erhalten habe, jedoch für jede derselben gleich dankbar sei. Ihr Muthwille veranlaßte sie, nun ihrerseits selbst den Vorschlag einer photographischen Aufnahme zu machen, natürlich unter Zusicherung der strengsten Diskretion. Alfred nützte solche Gunst aus, indem er die Stellung „Arm in Arm“ wählte und damit schon etwas Wesentliches errungen zu haben glaubte. Daß endlich bei Konrad sich ganz Aehnliches abspielte, ist nicht schwer zu errathen. Dieser dachte beim Photographiren bereits an das Standesamt und wählte eine Pose mit verschlungenen Händen. Alle drei waren schließlich gleich glücklich, denn sie war gegen Jeden gleich liebenswürdig und nur zu schnell verrannen die Stunden des Liebesrausches der drei Jünglinge.

Einige Tage später befanden sich die glücklichen Anbeter im Besitze der Photographien. Mit diesem Unterpfande des Erfolges in der Brusttasche scheuten sie auch ein Gespräch über den Ballabend nicht. Einer zog den Andern wegen der hinterlistigen Einladung auf und es fehlte nicht an sarkastischen Vorwürfen über die Aufrichtigkeit der gegenseitigen freundschaftlichen Gesinnung. Man erhitzte sich und gereizt zog endlich Ludwig vom Leder. „Damit die Geschichte abgeschnitten ist, will ich Euch als Zeichen meines Vertrauens mittheilen, daß ich mich mit Fräulein Lotte Eins weiß — zum Beweis dafür seht dieses Bild!“ Ein Ausruf des Erstaunens entschlüpfte den Lippen der Freunde beinahe gleichzeitig. — „Ja, damit kann ich auch dienen,“ rief Alfred und produzirte sein „Arm in Arm“. „Und ich nachher nicht?“ spottete Konrad und schleuderte sein „Hand in Hand“ auf den Tisch. Da saßen sie nun, betrachteten die Photographien und sahen sich dann stumm an. „Das ist die Folge der Heimlichthuerei!“ platzte endlich Konrad heraus. „Rache!“ schrie Ludwig und bestellte statt einer Halben eine Maß. „Rache!“ schnaubte Alfred und riß das Bild in Fetzen — allerdings that er nur so, denn was er zerfetzte, war eine andere Photographie.

Die Freunde sprachen noch lange über die Herzlosigkeit der schönen Lotte und faßten den Beschluß, die Kokette mit Verachtung zu strafen. Sie sollte für keinen mehr ferner existiren. Am Maximiliansplatz Nachts um 12 Uhr hoben sie die Hände zum Eid-Schwur und dann trennten sie sich. Aus war Alles — aus und vorbei!

Das gute Lottchen hatte keine Ahnung davon, denn am andern Morgen in der Frühe erschien wie immer Ludwig der Schöne, Mittag zeigte sich Alfred der Weise und Abends fehlte auch Konrad der Starke nicht.

Ein besorgter Vater.

Ein schöner Wintertag ist den sonntagsfrohen Städtern bescheert worden. Alle Welt rüstet sich, den paar Nachmittagsstunden einige Annehmlichkeiten abzugewinnen. Hier läßt sich eine fröhliche Gesellschaft auf dem Schlitten durch die Straßen schleifen; das nervdurchbohrende Kratzen der Eisenbeschläge auf den neugierig hervorschauenden Pflastersteinen ist bald überwunden; draußen geht's dann flott weg; den Herrn Meister auf seinem „Goasl" mit dem „Füchsl" davor, genirt die mangelhafte Schneebahn in der Stadt weniger; er saust durch die Pfützen weg, daß die Flüssigkeit in weitem Bogen aufspritzt; da gibts kein Hinderniß: „Heut laß'n mir'n schiaß'n!" Die mobile Jugend eilt den Eislaufplätzen zu; nicht nur das starke Geschlecht, sondern auch die zarte Jungfrau weiß den Stahlschuh zu gebrauchen; der liebliche Backfisch trägt stolz die Tasche mit der gestickten Aufschrift „Schlittschuhe" zur Schau. Andere genügen sich damit, eine Stunde Korso zu gehen; wozu hat man das Pelzwerk, Boa und Schulterkragen, wenn man's nicht sehen lassen darf? Zum Mindesten verläßt man die Stube, um Bewegung in der frischen Luft zu machen, oder auch, wie es üblich ist, in irgend einer Wirthschaft außerhalb des Burgfriedens eine kleine Biervisitation zu halten, an welcher sich Jung und Alt mit gleichem Eifer betheiligen.

Zu diesem löblichen Unternehmen rüstet sich auch die Familie des Herrn Buchhalters Zeißig. Wenn man die ganze Woche wie angenagelt auf dem Drehstuhl vor den Büchern sitzt und Moderluft einathmet, ist es für den Menschen ein Bedürfniß, sich wieder einmal in der freien Luft zu ergehen. „Und den Kindern thut's auch gut!" meint die Frau Buchhalterin. „So, die Kinder sollen auch mit?" erwiderte er. „Glaubst nicht, daß es ihnen schaden könnt', wo der Boden so feucht ist und am Nachmittag schon die Nebel aufsteigen?" — „Warum net gar," entgegnete sie, „die kommen so vor lauter Schulsitzen und Hausaufgaben gar nimmer 'naus!" — „Meinetwegen," sagt er, „richt' den Maxl und die Linerl halt z'samm — aber zieh's warm an, denn Du

weißt schon, wie leicht sie sich verkälten!" Bei den Kleinen findet die Kunde von dem geplanten Spaziergang die dankbarste Aufnahme; der Maxl lauft zum Vater: „Du, Vater, bitt' schön, geh mit uns auf den See nach Kleinhesseloh!" — „Was? Zum See? Das wär' das Wahre, daß mir eins ins Wasser fällt!" — „Der See ist ja g'frorn — da kann man net hineinfall'n!" „G'frorn? da gibt's dann recht kalte Füß' und nachher kriegt ihr den Husten und werdet mir krank!"

Endlich setzen es die Kinder doch durch; man beschließt nach Kleinhesselohe zu pilgern. Das wäre nun für Alle recht hübsch, wenn nur der Herr Buchhalter sich als Vater nicht gar so ängstlich sorgen würde. Aber jetzt geht's schon an. Das Linerl muß gleich um ein „Unterrockerl" mehr anziehen und unter dem Mäntelchen noch ein großes wollenes Tuch umschlagen, der Maxl bekommt seine Pelzfäustlinge umgehängt und wird in einen großen Shlips förmlich eingewickelt. Dann geht der Herr Buchhalter zum Fenster. „Ich mein' doch, wir sollten Regenschirme mitnehmen?" wendet er sich fragend an die Gattin. — „Ja warum net gar," entgegnete diese — „am ganzen Himmel siechst kei' Wolken!" — „So? Und was ist denn nachher das da hinten im Westen? Wie sich der Wind dreht, kommt die G'schicht rauf und in einer Stund haben wir den schönsten Regen. Dann werden die Kinder patschnaß und wenn's ein Fieber oder die Fleckln oder sonst was krieg'n, nachher heißt's: Du hätt'st so g'scheidt sein sollen. Die Regenschirm' werden mitg'nommen!" Von den Kleinen will Keines den Schirm tragen, um nicht an der geträumten Freizügigkeit gehindert zu sein. Der sorgsame Vater entscheidet weise: „Zuerst darf 'n Schirm der Maxl trag'n, dann die Linerl!" So, jetzt geht's dahin!

Ja, wenn man mit ein paar Kindern ruhig bummeln könnte! Aber da hat man in einem fort zu reden: „Kinder, lauft's net so, daß Ihr Euch net dahitzts — bleibt's am Trottoir — gebt's auf d'Leut Acht, sonst werd's z'sammatreten — Linerl nimm Dich vor dem Hund in Acht, der beißt Dich, wennst so nah hingehst — Kinder a Fuhrwerk kommt u. s. w." Unter solchen anmuthigen Gesprächen erreicht man endlich den See. Das ist ein lebensfrisches Bild

im winterlichen Rahmen!! Wie das ineinander wogt; wie die Gestalten hin- und herschießen — gerade, im Bogen, im Kreise; hochgeschürzt, leicht gekleidet fliegen Weiblein und Männlein vorüber; muntere Kinder tummeln sich dazwischen herum — Niemand fürchtet die unheimliche Kälte, das tückische Eis. Da und dort setzt sich Eins unfreiwillig nieder, aber schnell springt es wieder empor, wie der Blitz weiter eilend, um dem fröhlichen Spott der Zeugen des Unfalls zu entgehen.

Unsere Familie stellt sich am Ufer auf und weidet sich am Anblick der vergnügten Menge. Der kleine Maxl benützt die Zerstreutheit des Vaters und schleicht auf die Eisdecke hinab, um sich in einen Schwarm Kinder zu mischen, welche auf einer „Schleife“ eine lärmende Unterhaltung pflegen. Der Maxl saust eben über die Fläche, da erblickt ihn sein ängstlicher Erzeuger. „Jess' der Maxl! Obst glei hergehst — i hau di doch, daß — —“ — „Aber Mann“, meint sie, „laß ihn doch auch a bisl mitthun!“ — „Mitthun? — keine fünf Minuten steht's an, kommt er mit einem Mordsloch im Kopf daher — Maxl! wart i komm Dir!“ — Der Maxl stellt sich ein und bemerkt: „Aber das war lustig!“ — „Freili — i dank schön für die Lustigkeit, bis Dir was passirt!“ — „Aber die anderen Buben is auch nix passirt!“ — „Ruhig! Das verstehst Du net, die andern Buben sind das schon g'wohnt; Du bleibst jetzt da!“ — Der Spaziergang wird fortgesetzt und die Familie macht einmal Halt, um die Evolutionen eines Schlittschuhkünstlers zu bewundern. „Du Vater,“ läßt sich der Maxl vernehmen, „geh kauf uns auch Schlittschuh!“ — „No wart nur“, sagt die Mutter dazwischen, „vielleicht bringt Euch 's Christkindl Schlittschuh!“ — „Freili, sonst nix? Das wär' die rechte Komödie, daß alle acht Tag' eins mit an brochenen Fuß oder an Keuchhusten heim käm'.“ — „Aber Mann, wann sich alle Leut d'Füß brechen thäten, gingens' doch net so gern runter!“ — „Alle Leut brechen's net, aber unsere Kinder ganz gewiß, das muß i als Vater besser wissen; überhaupt hat die G'schicht da kein Werth, schaun wir, daß wir a Maß Bier kriegen!“ — Die kleine Karawane hält nun ihren Einzug in der Wirthschaftsoase und eine große Berathung findet schon beim Eintritt statt.

„Wo setzen wir uns hin?“ — „Dort is ein ganzer Tisch frei!“ — „Natürli, bei der Thür, wo's so zieht, daß wir bis morgen alle miteinander s' Zahnweh und den Katarrh haben!“ — „Dort drüben wär auch ein Platz!“ — „Da is noch g'fährlicher beim Ofen! Da sitzst in einer Prügelhitz und nachher kommst naus und kriegst a Halsentzündung — nix schöners net, als das!“ Mit der Zeit finden sie doch einen passenden Tisch und nun läßt sich die Familie nieder. „Kellnerin, eine Maß und etliche Brode!“ Die Kinder klagen über Durst. „Zuerst müßt Ihr a Brod essen, dann kriegt Ihr a Bier!“ Die Kleinen würgen die Brode hinab. Der Maxl ist zuerst fertig und ruft: „Vater, i hab mein Brod schon gessen!“ Der Vater sieht ihn an, befühlt seine Stirn und erwiedert dann: „Du bist noch immer erhitzt, iß nur noch ein Brod!“ Und der Junge muß noch ein Brod essen, damit ihm der Schluck Bier nicht schadet. Endlich werden auch die Kleinen getränkt und die Familie sitzt recht friedlich ein paar Stunden in dem warmen Saale. Dann wird aufgebrochen und schnurstracks nach Hause gewandert. Das Linerl läßt sich hiebei eine große Ausschreitung zu Schulden kommen. Die Kleine hebt nämlich einen Schneebrocken auf und wirft nach ihrem Bruder! Wie da der Herr Buchhalter dazwischen fährt. „Was? Schneeballen werfen, daß ihr alle zwei unglücklich werd's? — „Ja vor der Schul thun's auch Schneeballen!“ — „So? Das probir noch einmal! Wie leicht kann in einem Schneeballn ein Stein oder ein spitziger Gegenstand sein und Ihr werft Euch die Augen aus!“ — „Aber Mann!“ wagt die Frau einzuwenden. — „Widersprich mir nicht — wenn's Dir nachging, hätten wir ehestens zwei Krüppel als Kinder.“ Es entspinnt sich ein ehelicher Disput und so kommen sie mißlaunig nach Hause. Dort angelangt, muß die Familie noch schreckliche Dinge erleben. Der Maxl klagt über Leibweh. Nun geht's los. „Da hast es mit dem Schleifen, jetzt hat sich der Bub richti verkält'. Glei ziehst die Kinder aus, legst's in's Bett und laßt's tüchtig schwitzen. Ich geh sobald wieder mit Euch auf einen See — könnt ma net gnug Doktor und Apothek'n zahl'n!!“

Vor der Expedition.

Ein eigenthümliches Straßenbild bietet sich den Blicken derer, welche etwa um die vierte Nachmittagsstunde den Färbergraben passiren. Es sieht aus, als ob irgend ein besonderer Vorfall diese Ansammlung von Menschen verursacht hätte. Buntgemischt, wie sie der Straßenverkehr daherführt, stehen sie beisammen, der Arbeiter, der Bürger, der dienstbare Geist und der Angehörige des sog. Mittelstandes. Es geht ziemlich laut her; da erzählt man sich Neuigkeiten, dort treiben übermüthige Lehrjungen lärmende Scherze — Alles nur, um die Zeit des Wartens zu verkürzen. Sie warten auf die Ausgabe der „Neuesten".

Das Interesse an politischen Ereignissen hat diese Hunderte jedoch nicht hergeführt; die Neugierde, welche Tagesneuigkeiten wohl heute zu lesen sein würden, bringt auch nur Wenige auf die Beine; die Meisten der hier Versammelten haben ihre persönlichen Motive, die erscheinende Tagesnummer möglich neugebacken zu bekommen. Am Schalter geht es immer lebhafter her; man drängt und schiebt sich, als ob das, was da herausgegeben wird, nur in dieser Minute zu bekommen wäre.

„Druckas net so, Sie unverschämter Mensch!" — „I gib Eana glei den unverschämten Menschen! Bleibens drauß, wanns Eana da net fei gnua zugeht!" — „Was hat denn der Lausbub immer zwischen die Füß rumz'kriechen?" — „No ja — wann i mei Fünferl verlorn hab!" — „Hätt'st besser aufpaßt — mach, daß d' nauskimmst!" — „I mag net, mei Fünferl!" — „Parrdon!" — „Ja freili Pardon! Zerst stehnas mit Eanane Huaf auf mei Hennaräugel nauf, nachha hoaßts Pardon!" — Jetzt gehts los! Druck eine, Nazl!" — „I will Euch glei so drucken, Ihr ungezogenen Burschen, glei sag ichs dem Schandarm!" — „Je, der Ander!"

Da löst sich ein Bursche von dem Knäuel, die Zeitung in der Hand und zwei bis drei folgen ihm. Er geht nur über die Straße und bleibt dort stehen, um den Inhalt, nach welchem er spürt, zu überfliegen. Ueber seine Schultern weg sieht ein anderer gierigen Blickes in das Blatt. Der Inhaber merkt dies und ruft mit dem Tone der Entrüstung: „Freili,

für Di hab' i die Zeitung kauft! Hol Dir selber eine!" — „No, a bisl neischaug'n werd ma wohl derfa! I friß Dir nix raus!" — „Dessel woaß i scho', aber" — dabei blickt er ihn prüfend an — „welches Metier hast' denn?" — „I, i bin a Spangler!" — „So, meinetweg'n kannst eineschaug'n! I bin a Schneider und i denk' es werd koana dem Andern in Weg umgeh'n!" — Nun studieren sie eifrigst die Spalten, in denen da und dort Arbeiter gesucht werden. Unser Schneider stößt plötzlich einen Freudenruf aus: „Ah, des is g'scheidt, da hab' i schon a mal g'arbeit — da hoaßt's laufa! Da Spangler, i schenk Dir die Zeitung!" Mit einer herablassenden Handbewegung übergibt er das Blatt, als ob er die kostbarste Schankung gemacht hätte. Der Erbe des Blattes sucht weiter in allen Spalten — umsonst! Bestürzt schüttelt er endlich den Kopf und murmelt: „Daß jetzt gar nia a Spangler ausg'schrieben is, das is doch scho merkwirdi!" Während er über diese Merkwürdigkeit nachsinnirt, klopft ihm Jemand auf die Schulter. „Sie Herr Nachbar, darf i bitten, wanns Sie's g'lesen haben?" Ein dürftig gekleideter Mann, dem Hunger und Elend aus den Augen heraussehen, hat mit dieser Phrase die Zeitung so zu sagen belegt. Neben ihm steht ein blasses, ängstlich blickendes Weib, dem offenbar schon die Entscheidung, ob er das ersehnte Blatt bekommen wird, am Herzen liegt. „Mi nutzts nix," sagt der Spängler, gibt das Blatt ab und geht seine Wege. Das arme Ehepaar durchfliegt mit fieberhafter Ungeduld die Zeilen. „Nichts und wieder nichts! Halt — da kommt was — aber wieder die schreckliche Kaution! Wenn man nichts zu leben hat, woher noch eine Kaution nehmen?"

Weiter vorne steht eine Gruppe junger Mädchen; aus ihren Aeußerungen kann man sofort entnehmen, was sie suchen. „Da steht was!" ruft ein dralles Geschöpf mit einem bezeichnenden Stumpfnäschen aus. „Beamtensfamilie — Mädchen, das kochen kann — sich aller Hausarbeit willig unterzieht — natürli, was da eppern verlangt werd — und Liebe zu Kindern hat — das werd a so a Regiment Fratzen sei — Pfüat di' Gott!" — „Was ma heunt zu Tag von an Dienstmadl verlangt, das is scho groẞartig!" — „Halt, was is das? Zu einer Bürgersfamilie — ordentliches Mädchen

— natürli, mir sollten Alle im Tugendbund sein — ohne Anhang — da hast es schon — da geh i glei' in's Kloster — was so a Madam si' net einbilden thät!" — „Was steht denn da? In eine Wirthschaft gegen hohen Lohn — das laß i mir g'fall'n — eine tüchtige Hausmagd, die auch Bratklopfen — schau, die Frau sollt' ma auch klopfen — na, meine Liaben, da is nixen heunt — so guat mag i 's net haben!" Und mit lautem Lachen ziehen sie weiter.

Dort unter dem Thorbogen stecken ein paar Backfischchen kichernd die Köpfe zusammen und freuen sich über eine Annonce folgenden Inhaltes: Heloise. Warum n. A. nicht a. bew. O.? O. i. b. s. ungl. Bitte u. Zeichen. Abälard. „Weißt, der meint wirklich! Nein, so was, das ist zum Lachen!" — „Du bist recht abscheulich, mich dauert der arme Mensch — ihn so zum Narren zu halten!" — „Aber Emmy, wer wird so sentimental sein — sie führen uns auch an!"

Eine elegant gekleidete Dame verschmäht es ebenfalls nicht, schon auf der Straße die Zeitung zu durchsuchen. Sie interessirt sich für die Rubrik: Verlorene Sachen. Sie hat einen Brillantohrring verloren und das ist um so schlimmer, weil ihr Mann stets dagegen war, daß sie diesen kostbaren Schmuck alle Tage benütze. Sie werde ihn sicher einmal verlieren. Und jetzt ist das Unglück geschehen. Sie getraut sich nicht den Verlust inseriren zu lassen und erwartet nun mit fieberhafter Spannung seit ein paar Tagen die Zeitung, in der Hoffnung, der ehrliche Finder werde sich melden.

„Was g'studiren denn Sie, Frau Nachbarin?" fragt eine sichtlich auf Einkaufswegen befindliche Frau eine Andere, die hin geht und Verschiedenes herauszubuchstabiren scheint. — „Jessas, Frau Huber, ham Sie mi daschreckt! Wissens i schaug blos nach, ob koa Zimmerherr net ausg'schrieben steht." — „Ja haben Sie Eanan Dokta nimma?" — „Des is's ja, der hat's z'gut g'habt bei mir, jetzt hat er heiraten müssen — der werd's scho sehg'n den Unterschied!" — „Ja was wär denn dös? Wen hat er denn g'heirath?" — „O mei', a so a jung's Flitscherl, dös si' nirgends auskennt, da werd' er's g'fangt hab'n! Aber dös hat ma' davon; da thuat ma' eana Alles an, was ma' eana an die Aug'n o'sicht und nachher

lassens oan sitzen!“ — „Steht nix drinn?“ — „Nix richtig's — a Pensionist wär' da, aber da haben's mi blos halbet — die sitzen Dir den ganzen Tag am G'nack und recht machen kannst eana scho' gar nix!“

Ein hochgewachsener Jüngling mit wallenden Locken stürmt zur Expedition, holt eine Nummer und reißt in offenbarer Aufregung die Blätter auseinander. Er ist angehender Künstler und hat in einem Konzert debütirt. Hier steht etwas: „— — verfügt über eine hübsche Cantilene — sehr gut — noch etwas Unsicherheit — ja freilich! — und dürfte bei ernsterem Studium wohl noch — ah! solch eine Gemeinheit! Schmarren! Pfui Teufel!“ — Zornig ballt er das Blatt in einen Klumpen und wirft es auf die Straße!

Allmälig rückt die Zahl der Dienstmädchen an, welche die Zeitung für die Abonnenten holen. Die haben etwas Anderes zu thun, als auf der Straße zu lesen. Höchstens, wenn es beim Roman heißt: „Schluß“, dann lesen sie schnell heraus, wie die Geschichte ausgegangen ist, denn mit so etwas kann man nicht warten, bis zu Hause Alle ihre Neugierde befriedigt haben.

Ein fideler Ballabend.

„Zweitausend mit der Pips und bedank' mich!“ So rief siegestrunken der Herr v. Schnackelhuber seinem Partner im Terteln zu und schob dann den ganzen Apparat bei Seite. „Oho!“ erwiderte derselbe, ein kleiner, dicker Privatier, der auf den Namen Meier ging, — „warum pressirts denn heut gar so? I denk, mir könnten noch eine Serie — —?“ „Geht mit dem besten Willen nicht, mein lieber Meier,“ unterbrach ihn Herr v. Schnackelhuber — „ich habe Pflichten; ich bin heut Ballvater!“ — — „O jegerl!“ rief Meier mit dem Tone des aufrichtigsten Bedauerns aus; „da sind's net z'neiden!“ — „Was wollen's machen? Einmal muß man

den Seinigen doch ein Vergnügen gönnen und mir selbst macht so ein Maskenball auch Spaß; ich bin froh, wann ich das ewige Einerlei einmal vergessen und ein paar Stunden recht fidel zubringen kann! Adjeu, meine Herren!"

Sprachs, stülpte den Hut auf den Kopf und eilte von dannen. Es war schon höchste Zeit, es hatte bereits sechs Uhr geschlagen und man mußte doch auch Toilette machen! Frau und Tochter waren sicher schon fertig und empfingen ihn vielleicht mit Vorwürfen. Doch das wird gleich überstanden sein und heute sollte nichts die geplante Fidelität alteriren.

Als er zu Hause ankam und die Klingel in Thätigkeit setzte, hörte er, wie sich alle Stubenthüren auf einmal öffneten. Man machte auf und Schnackelhuber wurde von Frau, Tochter, Köchin und Mops zugleich empfangen. „Noch nicht!" rief seine Gattin und schlug die Hände über den Kopf zusammen und verschwand. „Entsetzlich!" schrie seine Tochter Elsa, verhüllte das schön frisirte Haupt und ging in das Zimmer rechts ab. — „Ja, was gibt's denn?" fragte der Herr des Hauses die Köchin. — „Gehens net nei, Herr v. Schnackelhuber," mahnte die getreue Dienerin, „die gnä Frau und die Fräulein Elsa san ganz ausananđer, weil d'Nahderin die Taille von dem Hanswurstelanzug noch net bracht hat!"

„Ist das Alles? Ich hab g'meint, es ist ein großes Unglück g'schehen — die Sach' wird schon kommen — brav Scholi, brav — du bist das einzige vernünftige Wesen," sprach er dann zu dem muffähnlichen Mops, der vergebliche Versuche machte, an dem „Herrl" emporzuspringen, um die Freude des Wiedersehens auszudrücken. Dann begab er sich in die Trauergemächer. Da sah es schrecklich aus. Wie auf einer Trödelbude lagen die Bekleidungsstücke, Haartouren, Brenneisen, Puderbüchsen untereinander; in Mitten dieses reizenden Toilettenzimmerstilllebens stand Frau v. Schnackelhuber und rang die Hände, in einer Ecke des Sophas lag die schöne Elsa und stöhnte. „Aber Elsa — Du bist doch das reinste Kind; wer wird ein solches Aufhebens machen — die Schneiderin wird schon kommen!"

Elsa erhob sich langsam und richtete ihre thränenschweren Blicke auf den herzlosen Vater, der kein Gefühl hatte für die

namenlose Pein, welche durch die jungfräuliche Seele ging. „Und wenn sie nicht kommt?“ erwiderte sie in einem Tone. der einer Tragödin Ehre gemacht hätte. „Nachher ziehst halt was Anders an!“ rief der Papa in ärgerlicher Stimmung. Ein unbeschreiblicher Blick des Bedauerns über eine solche Ignoranz war die Antwort. Dann herrschte ein dumpfes, unheimliches Schweigen. Die schlimmsten Dinge standen zu erwarten, als es endlich klingelte und die ersehnte Taille eintraf. Elsa wußte sichtlich nicht, sollte sie der Näherin das Kunsterzeugniß um die Ohren schlagen, oder sollte sie die Retterin aus der Noth umarmen. Sie that nichts dergleichen, denn die Zeit drängte; in ein paar Minuten war Alles vergessen, in kürzester Frist stand Elsa als reizende Pierrette lächelnd vor ihrem Papa und mahnte denselben, sich zu beeilen, damit man noch einen guten Platz bekomme.

Der Verein „Sparhafen“ hielt heute sein Maskenfest im Kolosseum ab. Die Veranstaltungen des „Sparhafen“ waren berühmt und deßhalb stark besucht; man mußte schon ein paar Stunden vor der Saaleröffnung Queue machen, um einen Platz im Saalraume selbst zu erobern. Als die Familie Schnackelhuber ankam, unternahm sie eine fruchtlose Wanderung von Tisch zu Tisch. Ueberall hieß es: „Leider schon besetzt.“ Diese Besetzung war oft auf die allerkünstlichste Weise dargestellt; auf einem Stuhl lag ein Hut, auf dem zweiten ein Paar Handschuhe, auf dem dritten ein Fächer, auf dem vierten und fünften saß ein junger Mann, der mit seinen Gliedmassen eine ganze Familie markirte. Schnackelhubers mußten froh sein, in einem Winkel der Gallerie Platz zu finden. Das fröhliche Pierrettchen war infolge dessen wieder zur reinsten Trauerweide geworden. Es war auch zu schrecklich! So oft ein Engagement suchender Jüngling in der Ferne auftauchte, sah ihm Elsa hoffnungsbang mit lächelnder Miene entgegen, allein die Meisten deckten ihren Bedarf schon unterwegs, andere kehrten nach kurzer oberflächlicher Umschau wieder um.

Schon stimmten die Musiker ihre Instrumente und noch war Elsa's Tanzkarte leer. Große Thränen kugelten über die geschminkten Wangen der Pierrette und als die Polonaise

begann, blieb dem unglücklichen Vater nichts übrig, als seine Tochter eigenhändig zum Tanz zu führen; Elsa schluchzte heimlich in sich hinein. Infolge dessen wurde auch Schnackelhuber nervös. „Wenn das Geheul nicht augenblicklich aufhört, gehen wir noch augenblicklicher fort!“ Es gelang ihm, beim Walzer einen Ersatzmann in der Person eines jungen Mannes zu stellen. Er kehrte schleunigst zur Gattin zurück, die sich eben ein paar Thränen, die sie dem Mißgeschick ihrer Tochter geweiht, trocknete. „Himmellaudon,“ fluchte er, „Du auch noch! Das wäre mir das rechte Faschingsvergnügen — da geht's ja bei jeder Beerdigung noch lustiger her, als bei Euch — jetzt und nie wieder!“

Elsa kam in bester Laune zurück; der junge Mann war allerdings mehr auf ihren Zehen, als auf dem Parketboden herumgesprungen und hatte ihr den Rockbesatz herabgetreten, aber es war doch ein Tänzer. Und engagirt war sie auch — auf drei Touren; daß es die letzten drei waren, wollte dem Papa wieder nicht recht gefallen. Er machte eine bissige Bemerkung; Elsa weinte; Mama seufzte ganze Melodien. Schnackelhuber trommelte vor Aufregung mit den Fingern Generalmarsch auf dem Tische und trank ein Glas um das andere. Die nächsten Touren verliefen etwas glücklicher; Elsa wurde jedes Mal geholt, denn der Verein hatte vernünftiger Weise für Retter aus der Noth gesorgt und Tanzreservisten für Sitzengebliebene aufgestellt.

Die Stimmung der Schnackelhuberischen verbesserte sich rasch und man war nahe daran, fidel zu werden. Ein munterer Pierrot gesellte sich zu der hübschen Pierrette und ergötzte durch seine Späße und witzigen Einfälle. In der Pause eilte derselbe fort und erschien nach kurzer Zeit wieder mit einem Hut voll Blumensträußchen, mit denen er die reizende Elsa bombardirte. Es entspann sich ein neckisches Blumengefecht, welches damit endete, daß ein Sträußchen das vor Elsa stehende Bierglas traf, welches sich gegen Elsa neigte und den ganzen Inhalt über ihren Schooß ergoß. Mama stieß einen Schrei des Entsetzens aus, Elsa sank hilflos zurück und Papa murmelte bestürzt, eine solche Schweinerei sei ihm noch nie vorgekommen, was den Pierrot veranlaßte,

nach einer höflichen Entschuldigung zu verschwinden. Elsa schwamm in Bier und Thränen; sie konnte zur nächsten Quadrille nicht antreten. Mama bot allen weiblichen Scharfsinn auf, um den Schaden einigermaßen gut zu machen; es waren Momente der Aufregung, wie sie alle Karnevalsvergnügen der Welt nicht bieten konnten.

Schnackelhuber sehnte sich nach Freiheit; jede Aussicht auf einen fidelen Abend war dahin. Die beiden Damen, welche fortgegangen waren, kamen endlich zurück und meldeten die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen, das durchnäßte Kleid wieder salonfähig zu machen. Stumm und bleich kamen die Armen dem Befehle des Haushaltungsvorstandes, heim zu gehen, nach. Bei der Heimfahrt flossen wieder Thränen, die zu Hause noch lange nicht versiegten.

Als Herr v. Schnackelhuber am nächsten Tage wieder mit Herrn Meier tertelte, interpellirte ihn dieser: „Wie haben's Ihnen unterhalten?" — „Ausgezeichnet!" log dieser. „Das ist schön — eine Quart! — Und Ihre Damen, waren sie recht vergnügt?" — „Da brauchen Sie nicht zu fragen; die haben gelacht, daß ihnen den ganzen Abend die Thränen in den Augen gestanden sind!" — „Glaub's schon, bei Ihrem Humor kann's ja nicht fehlen — ein Gebein, ein sechstes Gebein — die Bella mit obligatem Haus-, Feld- und Wiesendachs — ex est!" — „Eine solche Schweinerei!" — „Sind's nur wieder gut und gönnens unser Einem auch was — ich gäb was drum, wenn ich auch ein Mal so fidel sein könnt', wie Sie heut Nacht waren!"

Der Regenschirm.

Es war in der ersten Nachmittagsstunde, als sich der Herr Doktor Rabe anschickte sein Heim und die Gattin zu verlassen, um den gewohnten Gang ins Café anzutreten. Er war den ganzen Vormittag hinter seinen Büchern und

Schreibereien gesessen und hatte den Kopf so voll von wichtigen Gedanken, daß er geradezu mechanisch seine Vorbereitungen zum Ausgang traf. Er zog seinen Ueberzieher an, setzte den Hut auf, blieb dann mitten im Zimmer stehen und sah sinnend in der Runde umher; dann kramte er zwischen allen erdenklichen Kleinigkeiten, welche auf seinem Schreibtische lagen, um endlich wieder in seine nachdenkende Stellung zurückzufallen. Seine Gattin, ein hübsches, energisches Weibchen, wie ein solches ein unpraktischer, wie man sagt, zerstreuter Gelehrter nothwendig braucht, fragte endlich: „Was suchst Du denn, Gottlieb?" Ueberrascht blickte der Doktor auf. „Ja ich suche," erwiderte er — „was denn gleich? Hm, hm — was habe ich gesucht? Richtig — einen Regenschirm!" — „Aber lieber Mann," bemerkte die Gattin lachend — „so etwas sucht man doch nicht auf dem Schreibtisch. Ich habe Deinen neuen Schirm, den ich Dir zum Geburtstag geschenkt habe, aufbewahrt und werde ihn Dir sofort überliefern!" Damit eilte sie aus dem Zimmer, der Doktor beendete inzwischen die Revision seiner Taschen, indem er sich überzeugte, daß er alle Utensilien, wie Zigarrentasche, Messer, Schlüssel und Taschentuch bei sich trage. „Hier ist Dein Schirm lieber Mann," sagte die brave Lebensgefährtin, als sie wieder eintrat, „der Schirm ist nagelneu und sehr theuer; ich habe ihn Dir in dem großen Geschäft an der Ecke gekauft und ich hoffe, Du wirst darauf Obacht geben und — ihn wieder bringen!" — „Warum nicht?" entgegnete Rabe — „ich begreife Deine Ermahnung nicht!" — „Nicht?" fuhr sie in etwas sarkastischem Tone fort. „Vergeht eine Woche, in der Du nicht ein Taschentuch, ein Buch, einen Stock irgendwo liegen lassest?" — „Ach, das kann ja vorkommen, aber einen so kostbaren Schirm — —" — „Den läßt man gerade so gut irgendwo stehen und dann ist er kaput. Ich meine, ich sehe Dich schon ohne Schirm zurückkommen!" — „Das wirst Du nicht erleben, mein Kind," scherzte der Doktor. — „Ich erlebe es und getraue mir zu wetten — was bekomme ich zur Sühne, wenn Du innerhalb acht Tagen diesen neuen, seidenen, sehr theuren Schirm einmal nicht nach Hause bringst?" — „Ein Königreich!" — „Das hast Du nicht zu vergeben;"

aber ein neues Kleid?" — „Soll ein Wort sein!" — „Gut!" — Lachend verabschiedete sich der Doktor und steuerte mit dem neuen, seidenen Regendach seinem Café zu.

Zeuge der eben erwähnten Abmachung war des Doktors junger Schwager Fritz, welcher als hilf- und brodloser Praktikant bei seiner Schwester auf Anstellung wartete. Derselbe war beim letzten Theil der Unterhaltung eingetreten, ohne sich indessen daran betheiligt zu haben. Als der Doktor fort war, befragte Fritz seine Schwester um die näheren Abmachungen wegen der Regenschirmgeschichte. Die Frau Doktor lachte und erklärte die Geschichte für einen Spaß, der jedoch für sie einige Bedeutung insofern habe, als sie sich immer furchtbar ärgern müsse, wenn ihr Mann in gewohnter Weise irgend etwas, das nicht niet- und nagelfest an ihm sitze, nicht mehr nach Hause bringe; deßhalb habe sie für dieses Mal gleich eine Entschädigung stipulirt, zudem ihr Gottlieb in seiner Zerstreutheit ohnedieß nicht daran denke, daß eine Frau zuweilen doch ihre Haut wechseln müsse.

„Daran liegt Dir wohl am meisten?" fragte der kluge Rechtsgelehrte in spe. Sie zuckte die Achseln und meinte: „Es ist möglich!" Und Fritz dachte nach. Seine gute Schwester mußte ein neues Kleid bekommen, dafür wollte er sorgen. Pläne für lose Streiche zu schmieden, das war ihm seit seiner Knabenzeit eine Kleinigkeit. Rasch zog er sich an und ging fort, natürlich in das Café, in welchem er seinen Schwager zu finden hoffte. Unterwegs kaufte er bei einem Tändler ein entsetzlich abgenütztes Parasol, denn er gedachte, auf dem Wege der Verwechslung seinen geliebten Schwager zur Bezahlung der Wette zu bringen. Schaden sollte ihm der Streich nicht.

Rabe hatte, im Café angelangt, Alles vorbereitet, um den neuen seidenen und sehr theueren Schirm vor Gefahren aller Art zu schützen. Er trug ihn, trotz des Anerbietens der Kellnerin, denselben sorgfältig verwahren zu wollen, beständig in der Hand, unterm Arm oder hielt ihn sitzend zwischen den Knieen. Er ohne Schirm heimkommen? Lächerlich! Da traf es sich, daß er mit seiner Lektüre zu Ende war und er pilgerte, natürlich mit dem neuen seidenen Regenschirm unter dem Arm zu der Stelle, an welcher die Literaten der ganzen Erde fried-

lich neben einander baumelten. Gewohnheitsgemäß vertiefte er sich an Ort und Stelle in einen höchst interessanten Artikel. „Sie mit Eanan Dachl, stechans an Andern die Augen aus!" ließ sich plötzlich hinter dem Doktor eine Stimme vernehmen und zugleich verspürte er, daß die Lage seines Schirmes, den er allerdings wagrecht unter dem Arm trug, eine rasche Aenderung erfuhr. Stets bereit, den billigen Anforderungen seines Nächsten Rechnung zu tragen, murmelte er als Entschuldigung eine Zeile des interessanten Artikels und stellte den Schirm sodann dicht vor sich an die Wand.

Auf diesen Augenblick hatte Fritz sehnsüchtig gewartet; er bewerkstelligte den geplanten Austausch und verduftete eilfertigst. Den Schirm hinterlegte er bei der Hausfrau eines Freundes, mit der er das Nöthige absprach, dann ging er mit der unschuldigsten Miene von der Welt nach Hause und malte sich mit kannibalischem Vergnügen im Geiste die Szene aus, wenn sein Schwager mit dem alten Paraplui anrücken werde. Rabe ging im Café wieder auf seinen Platz zurück, den Wechselbalg von einem Schirm ängstlich hütend. Endlich machte er sich zum Aufbruch fertig und erhob sich, um zu gehen, wobei er noch einen triumphirenden Blick auf seinen Schirm warf. Entsetzen rieselte durch sein Gebein, als er die Verwechslung wahrnahm; er begriff nicht wie ihm so etwas passiren konnte! Mit dem Wirthe gemeinsam hielt er im ganzen Lokal Suche nach seinem Gute — jedoch vergebens! An eine unabsichtliche Vertauschung war nicht zu denken — ein Gauner hatte jedenfalls mit dem Tausche sein Geschäftchen gemacht. Rathlos stand der Doktor da und dachte nach. Ein neues Kleid war fällig, von dem läßt sie sich keinen Centimeter abhandeln, das wußte er. Spott und Vorwürfe aller Art erwarteten ihn ebenfalls; er faßte deßhalb einen ebenso schlauen, als finanziell heroischen Entschluß. Er eilte in das Geschäft, in welchem seine Gattin den Schirm gekauft hatte, war so glücklich, ganz dasselbe Exemplar wieder zu erhalten und kam mit dem neuen, seidenen, allerdings sehr theuren Schirm wohlbehalten, wenn auch nicht in bester Laune zu Hause an. „Nun, hast Du Deinen Schirm mitgebracht?" forschte bei seinem Eintritt die Gattin.

„Warum nicht?“ erwiderte er etwas unmuthig, „Du scheinst wirklich darauf gerechnet zu haben, daß ich gleich am ersten Tage zur Buße gezogen werden könnte! Manchmal hat man aber, Gott sei Dank, seine fünf Sinne doch noch beisammen!“ Fritz staunte über die Unverfrorenheit seines Schwagers, aber er schwieg. „Sei nur nicht böse, mein lieber Gottlieb,“ fuhr die schreckliche Frau fort; „es handelt sich ja in diesem Falle nicht um einen Vorwurf für Dich, sondern um ein neues Kleid für mich, also wirst Du mir wohl gestatten, meinen Standpunkt zu vertreten. Ich bin der ungläubige Thomas — den Schirm vorzeigen, liebes Männchen!“ Fritz lauerte, wie eine Katze auf die Maus. „Auch gut,“ erwiderte der Doktor und holte den Schirm herein. Fritz riß die Augen auf und erstarrte dann zur Salzsäule. „Für heute hast Du Recht behalten,“ sagte die Frau, nachdem sie den neuen, seidenen Schirm gemustert hatte, „obwohl —.“ Sie vollendete nicht, sondern sah überrascht auf die Spitze des Schirms, an der ein kleiner weißer Zettel mit Preisangabe klebte. Ein furchtbarer Argwohn stieg in ihr auf — sie hatte seinerzeit die Etiquette sorgfältig beseitigt, als sie den Schirm an ihren Gatten abgab! Aber sie sagte nichts und ruhig nahm er den Schirm in seine Verwahrung. Fritz murmelte in höchster Verblüffung: „Heiliges Donnerwetter, was soll das bedeuten?“ und verhielt sich schweigsam, denn die Sache wurde für ihn kritisch.

Tags darauf lag auf dem Frühstückstische am Platze der Hausfrau die eben erschienene Nummer der „Neuesten“. Ein Inserat auf der vorletzten Seite war mit Blei angestrichen; dasselbe lautete: „Ein alter Schirm wurde unliebsamer Weise gegen einen neuen seidenen vertauscht. Abzuholen Herzogstraße 30/3 zwischen 11 und 12 Uhr.“ Madame prägte sich die Adresse ein und schwieg. Doktor Rabe las die Zeitung, stieß auf die angestrichene Stelle und steckte dann das Blatt zu sich. Kobold Fritz erzählte einige lustige Geschichten und kümmerte sich um die Neuigkeiten gar nicht.

Zur bestimmten Stunde eilte Rabe in's Café, holte den alten Schirm und begab sich dann in das Haus, Herzogstraße 30. Ohne Schwierigkeit empfing er dort seinen Schirm,

den ihm eine Frau mit der Bitte um Entschuldigung des Versehens, das sich ihr Zimmerherr habe zu Schulden kommen lassen, überreichte. Frohen Herzens stieg er die Treppen hinab, denn was liegt schließlich daran, wenn der Mensch zwei seidene Schirme besitzt? Als er aus dem Hause trat, war eine verschleierte Dame im Begriffe, hineinzugehen. Galant wich er aus, sie schlug den Schleier zurück — es war seine Frau! „Du hier?" rief er erstaunt und verlegen. „Was hast Du denn hier zu suchen?" — „Ich?" erwiderte sie, und maß ihn mit forschenden Blicken, während er sein Regendach ihrer Beachtung zu entziehen suchte. „Ich — habe gehört, daß hier eine sehr geschickte Kleidermacherin wohne. Am Ende hast Du schon für mich eine Bestellung gemacht, denn sonst könnte ich mir nicht denken, was Du in diesem Hause zu thun hättest. Uebrigens laß uns nicht Komödie spielen. Wie ich sehe, hast Du Deinen Schirm, den neuen seidenen, den ich Dir zum Geburtstage gegeben, bei Dir und merkwürdiger Weise habe ich denselben Schirm bei mir; ich habe in der Eile nämlich Deinen Schirm mitgenommen — —". Der Doktor sah in das lachende Gesicht seiner Frau und blickte dann auf die beiden Schirme, zwei ganz gleiche neue, seidene Regenschirme. Er gab sich gefangen und triumphirend geleitete ihn die Gattin in ein Stoffmagazin, um dort das neue Kleid auszusuchen. Nachdem er sein Mißgeschick gebeichtet hatte, meinte er: „Was thue ich jetzt mit dem zweiten Schirm? Könntest Du ihn nicht in das Geschäft zurücktragen?" — „Was Dir einfällt," entgegnete sie, „Du behältst ihn in der Reserve oder — Du schenkst ihn an Fritz, der ihn nothwendig brauchen kann!" Um die Sache todt zu machen, gab er den Schirm seinem Schwager, der erstaunt ausrief: „So viel Güte verdiene ich wirklich nicht; es ist merkwürdig, welche Umwege oft ein Ding machen muß, bis es in die rechten Hände kommt!"

Die Kirchweihgans.

Die Vesperglocken hatten das Kirchweihfest angekündigt und weißrothe Fähnlein flatterten von den Thürmen der Gotteshäuser als Wahrzeichen der frommen und fröhlichen Feier. Wie diese in der Kirche gehalten wird, das weiß man; da gilt für alle Andächtigen ohne Standesunterschied das Gleiche; aber die private, häusliche Feier geht doch in sehr verschiedener Weise vor sich. Da gibt es Leute, die alle Tage im Jahr Kirchweih haben; diese können gar nicht mitthun; dann kommt die Klasse der wohlhabenden Christgläubigen, bei diesen wird's gar nicht mehr Tag vor lauter delikaten Sachen; die Bürgersleute nach altem Schlag haben ihr bestimmtes Kirchweihrezept für die Küche und es geht an diesem Tag hoch her bei ihnen; der Mittelstand möchte auch wissen, warum man in solcher Zeit auf der Welt ist und ein Ganserl oder Haserl ist doch das allerwenigste, was er sich leistet; ja selbst die ärmeren Klassen wagen es, etwas Außergewöhnliches zu thun, wenn nicht absolute Hindernisse dagegen sprechen. So leicht geht es aber im letzten Falle nicht, denn die Geschichte hat ihre verschiedenen Haken.

Das Kirchweihfahnerl von St. Peter grüßte geschäftig in alle umliegenden Wohnungen hinein und zunächst auch in eine Behausung, welche hoch ober der Menschheit direkt unter dem Dache eines stattlichen Hauses in der X=Straße lag. Eine brave Familie, die sich ehrlich und recht fortbrachte, hatte dort ihr Heim aufgeschlagen. Der Vater Binkerl bekleidete eine Stelle als Ausgeher in einem kleineren Geschäfte, weßhalb er auch ein kleineres Salair bezog; die Mutter besorgte das Hauswesen und verdiente ein paar Pfennige durch Flickarbeiten; dann waren noch zwei Kinder da, der Nazl und die Kathl. Ersterer war in einer Fabrik angestellt und erhielt als Anfänger einen geringen Wochenlohn, seine Schwester wurde von einer „Modes“ in die ersten Geschäftsgeheimnisse eingeweiht und bekam hiefür offiziell gar nichts, als hie und da eine „Watschen“; außerdem aber doch dann und wann privatim ganz kleine Trinkgelder; die Kathl mußte nämlich die fertigen Hüte austragen und erhaschte außer den üblichen

Grobheiten, wenn die Waare nicht entsprach, hiefür doch zeitweise ein Fünferl. Bei solchen Bezugsquellen mußte man die Pfennige zusammenhalten; zeitweise wollte aber alles Zusammenhalten nichts nützen, es ging der Faden aus und die liebe Noth war ein nur zu häufig verkehrender Gast in der Familie. Besonders wenn der Winter sich ankündigte, wollte die Geschichte gar nicht mehr recht gehen und wohl oder übel mußten sich die Leutchen auch um kleine Benefizien, wie z. B. um Holzunterstützungen u. dgl. bewerben. Es glückte ihnen auch, da und dort anzukommen und deßhalb ging's mit Gottes und guter Leute Hilfe so leidlich dahin. Von Extravaganzen durfte natürlich keine Rede sein. Kirchweih existirte für die Familie Binkerl eigentlich nicht; wenn's gut ging, dann gab's vielleicht ein Stück „Schweinernes"; höher verstieg man sich nie. Man mußte nur die Frau Binkerl jammern hören! „Meins Frau Nachbarin", pflegte sie zu einer alten Wittib, die im gleichen Hause wohnte, zu sagen, „es is gar kei Machen nimmer; rein gar net dergeben thut d'Sach; wannst meinst, Du hast a paar Pfenning, nachher sollst scho wieder so und so viel zahl'n, a Markerl is ja blos zum Händabwischen da; bei dera Theuerung is 's bald nimmer zum Auskommen! Das „Gwand" und die Stiefel kosten auch nicht wenig und der Hausherr versteht schon gar keinen Spaß, wenn der Monat gar ist — da hilft das Sparen nicht mehr, da heißt's schon eher darben! Dabei sagt man dann: den Mantel nach dem Wind hängen! — Wenn man aber gar keinen Mantel hat?"

Die Dämmerung hatte bereits der einbrechenden Nacht Platz gemacht, als Mutter Binkerl die kleine Lampe anzündete und an die Bereitung des Abendessens ging. Sie setzte den Kaffeehafen auf den Sesselofen und nahm dann am Tische Platz, um ein Paar defekte Strümpfe für den sonntäglichen Wäschewechsel tauglich zu machen. So erwartete sie die Ankunft ihrer Familienangehörigen. Die Kinder säumten etwas länger als sonst; endlich kamen sie an, auffallender Weise miteinander. Sie hatte nicht Zeit, Fragen zu stellen, denn ihre Aufmerksamkeit wurde durch das eigenthümliche Gebahren der Geschwister in Anspruch genommen. Die Kathl trug einen

in ihren Schurz eingewickelten Gegenstand zärtlich und vorsichtig auf den Armen und der Nazl sah in einem fort auf das verhüllte Ding, das die Schwester jetzt sorgsam auf den Tisch legte. „Ja, was hast denn jetzt da?“ fragte die Mutter. — „Das errath'st net und wannst hundert Jahr rath'st!“ entgegnete Kathl in lustigem Tone; dann enthüllte sie langsam den geheimnißvollen Gegenstand, und siehe da, es entpuppte sich eine appetitliche Gans! — „A Gans?“ rief die Mutter ganz betäubt vor Ueberraschung aus. „Eine Gans!“ antworteten die Geschwister Kathl und Nazl im fröhlichen Chor. Natürlich ging jetzt die Inquisition los, wie sie zu dieser Gans gekommen seien. Die Sache war sehr einfach. Der Nazl hatte die Idee erfunden, daß das Gansessen sehr angenehm sein müsse und es werth sei, diese Annehmlichkeit einmal zu probiren; seiner Schwester leuchtete die Sache ein und durch ein ganz besonderes langwieriges Sparsystem am eigenen Munde war es ihnen gelungen, die Summe aufzubringen, um einen so schmackhaften Vogel zu erstehen. Plötzlich fing die Mutter Binkerl zu jammern an. „Aber Kinder, was is enk denn da eing'fall'n! Die Leut' wann hör'n, daß bei uns Gäns g'gessen wer'n — no gut Nacht!“ Die Kathl meinte zwar, das ginge die Leute nichts an und der Nazl sagte, das brauchte überhaupt Niemand zu wissen; die Mutter aber schüttelte den Kopf und dachte über den Mantel nach, der unter solchen Umständen ganz gegen den Wind hängen würde, wenn er da wäre.

Erst spät kam der Vater heim. Langsam, wie man sonst Jemanden auf eine Todesnachricht vorzubereiten pflegt, theilte man ihm das außerordentliche Ereigniß mit. Zuerst polterte er über die „Gschleckigkeit“ seiner Kinder, dann versöhnte er sich aber doch mit der unschuldigen Gans und begnügte sich, seiner Frau einige Vorsichtsmaßregeln einzuschärfen. „Sag' nix davon,“ gebot er ihr, „denn die ganze Stadt braucht's net z'wissen; sonst heißt's glei': da siecht ma' wie die Leut leben; und mach' die Thür fleißig zua; denn wann der Hausherr die Gans riacht, nachher steigert er uns glei! Essen thun wir um eine Stund früher, denn es kunnt Jemand kommen, der's besser net erfahrt!“ Am andern Tage um elf

Uhr Vormittag stand die Gans gebraten auf dem Tisch und die Familie machte sich voll Pietät daran, ihr Kirchweihmahl zu beginnen. Binkel lobte die Gans sehr und bedauerte nebenbei nur, daß sie so sehr gut rieche; er habe schon im zweiten Stock beim Heraufgehen den Geruch in die Nase bekommen. Man ließ sich's prächtig schmecken; plötzlich sprang Binkerl auf und rief: „Jessas, jetzt kimmt wer zu uns!" die Bestürzung war groß, es entstand eine förmliche Panik; Mutter Binkerl erwischte noch glücklich die Bratreine und rettete sie in das Nebenkämmerlein, da klopfte es schon und ein behäbiger, elegant gekleideter Herr trat ein. Binkerl glaubte vor Schrecken umsinken zu müssen, als er in demselben ein Ausschußmitglied des Vereins zur Unterstützung Bedürftiger mit Brennmaterial erkannte. Nun war's mit dem Freiholz, das ihm wichtiger dünkte, als alle Gänse der Welt, aus!! Der Herr nahm den Hut ab und setzte sich ohne Umstände auf den bereit gestellten Stuhl. „Sie erlauben schon, daß i a bisl ausschnauf' — da herauf is schon bald halb Wegs Wendlstoa! Schau, schau, fuhr er fort und sperrte die Nasenflügel auf — da riecht's recht gut!" „O, bitte, hat gar nix zu bedeuten!" beeilte sich Frau Binkerl zu erwidern. „Haben's halt auch a Ganserl heut z'Mittag?" fuhr der Schreckliche fort. „Wir — ich — das heißt a ganz kloans ham wir kriegt — Sie werden gütigst verzeih'n — es soll nimmer vorkomma" — so stotterte Binkerl in seiner Verlegenheit hervor und erzählte dann unaufgefordert, auf welche Weise sich die Gans hierher verirrt habe. „Ja mei Lieber," entgegnete der Gast, „was geht denn das mi an? Glauben's denn a Münchener Bürger vergunnt seim Nächstn und wanns auch a armer Teufel is, net a mal oamal im Jahr a Gansl? Lassens Sie's Ihna schmecka; i bin wegen was ganz Andern da. I hab a Packet kriegt von Ihren G'schäft und da is ein Irrthum vorkommen, und weil ich grad in der Nähe wohn, möcht i Ihnen ersuchen, das Packet wieder abzuholen bei mir, verstanden? Da trinken's a Maßl auf das Gansl nauf und kommen's fein g'wiß zu mir. Was das Holz anlangt, da haben's kei Angst, da feilt si nix. Pfüat Gott!"

Nach dem Abgang des unerwarteten Besuches wurde der Braten wieder hervorgeholt, es wollte aber nicht recht schmecken, weshalb man den Beschluß faßte, die Gans für Nachmittag kalt zu stellen. Hierauf zündete Vater Binkerl schleunigst seine Pfeife an und brachte es gar bald fertig, den ominösen Geruch im Zimmer vollständig zu unterdrücken. Richtig kam auch die alte Nachbarin, vom Geruche auf dem Flur angelockt, herein. „Aber da draußen riecht's fein!" rief sie zur Thür herein. Binkerl qualmte wie eine Lokomotive. „Da herinna aber net!" fuhr sie hustend fort, wechselte ein paar Worte und verschwand dann wieder. „Kinder," rief Binkerl, „packt's die Gans z'samm, wir trinken eine Maß im Keller dazua; i bin froh, wann i nix mehr davo weiß!"

Eine Operation.

Die Frühsonne stand schon ziemlich hoch, die Finken schlugen längst in den Büschen, ein geschäftiger Verkehr regte sich in den Straßen und auch in dem großen Gebäude vor dem Sendlingerthor draußen — im Krankenhause begann die Arbeit des Tages für Diejenigen, welche sich in den Dienst der Barmherzigkeit gestellt hatten.

Die fromme Schwester Agnella schickte sich an, das Frühstück an ihre Schutzbefohlenen zu vertheilen. Wie ein Engel des Trostes schwebte sie von Bett zu Bett, überall freundliche Worte spendend. In dem Saale befanden sich meist jüngere Leute und die Augen der Genesenden suchten mehr die dunkeln Augen der gottgeweihten Pflegerin, als die Labe, welche sie brachte.

Eben stand sie an einem mit der Nummer 17 bezeichneten Bette und bedachte einen jungen Kaufmann, der schon einige Wochen dieses sein Schmerzenslager wegen Muskelrheuma inne hatte, mit einer Tasse Kaffee und, was die Hauptsache war, mit ihren tröstenden, freundlichen Worten.

„Wie geht's?" fragte sie und sah dem Patienten so recht freundlich in das abgemagerte Gesicht. — „O," erwiderte dieser und sog den Blick aus den großen, braunen Augen begieriger ein, als den erquickenden Mokka, „o, es geht viel besser!" — „Das freut mich," versetzte die Schwester mit bezauberndem Lächeln, das dem Kranken durch alle schmerzenden Muskeln zog — „Sie werden es bald überstanden und dann auch die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es bei uns nicht so schrecklich zu weilen ist, wie Sie sich Anfangs vorgestellt haben mögen!"

„O, es ist sehr schön hier!" entgegnete der Jüngling, aber sie war schon von ihm gegangen und stand bereits an einem anderen Schmerzenslager, um dort mit dem ganzen Zauber natürlicher Liebenswürdigkeit zu trösten und zu ermuthigen.

Der junge Kaufmann, welcher mit dem eben so seltenen als poetischen Namen Huber belegt werden soll, hatte in den ersten Tagen viel mit dem Vorurtheil zu kämpfen, welches manche Leute mit in das Krankenhaus bringen. Er glaubte damals, der Mensch werde hier blos als Dutzendwaare und pathologisches Versuchsobjekt behandelt und hätte infolge dessen keine jener Rücksichten zu erwarten, die dem Kranken so vielfältig in der Familie entgegengebracht werden. Aber er hatte sich zu seiner großen Beruhigung getäuscht. Es fehlte nicht an Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Liebenswürdigkeit, ja er stand sogar in großer Gefahr, dieser Liebenswürdigkeit einen ganz anderen Platz anzuweisen, als es der Natur der Sache nach geschehen sollte.

Auch die Aerzte pflegten einen viel freundlicheren Verkehr mit den Patienten, als Huber erwartet hatte. Daß ihm der Herr Doktor mit dem Elektrisirapparat etwas arg zusetzte, lag in dem Charakter der Krankheit; wenn diese schmerzliche Viertelstunde vorüber war, hatte er den ganzen Tag über Ruhe und er konnte sich manchmal sogar darüber freuen, daß ihn das Schicksal einer so freundlichen Pflege überantwortet hatte.

Freilich fehlte es nicht an beängstigenden Erscheinungen. Einmal war ein Saalgenosse gestorben und das hatte seine unheimliche Wirkung nicht verfehlt. Ein anderes Mal hatte man einen Patienten zur Operation abgeholt und das hatte

auch die mannigfaltigsten beängstigenden Gedanken in Huber wachgerufen. Aber das Alles sollte ihn nicht berühren, denn er ging ja der Genesung entgegen.

Huber sah eben mit höchst sympathischen Blicken nach der braven Pflegerin, als die Thüre des Saales sich öffnete und zwei Männer mit der verhängnißvollen Tragbahre eintraten. „Aha", dachte Huber, „das kenne ich, wen wohl die holen werden?" Die Männer sahen nach den Nummern der Betten und bewegten sich dann geschäftig der Ruhestätte Hubers zu. Mit wachsendem Erstaunen beobachtete dieser den Vorgang und erwartete mit Spannung, welcher von seinen Nachbarn wohl abgeholt würde. Wer beschreibt aber sein Entsetzen, als einer der Wärter ihm bedeute, daß er — Huber, d. h. Nr. 17 zur Operation abgeholt werde; der Herr Professor Nußbaum warte schon. „Aber, was fällt Ihnen denn ein — ich — mich operiren lassen? Was denn? Wo denn?" — „Dös geht uns nix an", meinte der Operationsgendarme, „dös is dem Herrn Professor sei Sach — machens nur keine Umständ und legens Ihnen da rein!" Huber schwor die fürchterlichsten Eide, daß ihm nicht das Geringste fehle und wehrte sich aus Leibeskräften, aber es half nichts. „Da schaugens auf d'Hausordnung — Sie haben sich in alle Anordnungen z'fügen — da gibt's oafach nix, also — wenns g'fällig is — —?"

Huber versucht noch eine letzte Appellation an die Liebenswürdigkeit der Schwester Agnella. Aber diese hatte nichts als einen Blick des Bedauerns und auch sie meinte, wenn es so angeordnet sei, helfe eben einfach nichts. Huber klapperte vor Angst mit den Zähnen, aber es half wirklich nichts, er wurde eingepackt und nun ging es dahin, nach oben in den Operationssaal. Dort stellte man den Kranken nieder, half ihm von der Tragbahre und setzte ihn in einen großen Lehnstuhl. Da hatte er Muße, sich flüchtig umzusehen. Dort stand der entsetzliche Tisch mit den Einschnitten in der Platte, damit das Blut abfließen kann. Um den Tisch herum standen eine Anzahl Herren und vor ihnen der berühmte Chirurg Professor Nußbaum mit einer weißen Schürze angethan, welche leider schon einige bedenkliche Blutflecken zeigte. Huber

fieberte vor Angst, als der Professor auf ihn zuschritt und Befehl zur Entkleidung des Patienten gab. „Aber, Herr Professor," jammerte dieser, „ich — ich — weiß nicht —" „Schon gut; wir werden Sie ein wenig chloroformiren, dann thut die Geschichte gar nicht weh!" — „Nein, ich bitte, Herr Professor — gewiß nicht — — —" „Also wollen Sie es ohne Chloroform versuchen? Auch gut — es ist bald vorbei — —" „Aber, Herr Professor," schrie jetzt Huber im Tone höchster Verzweiflung, „mir fehlt ja nichts, gar nichts, gar — gar — nichts!" Huber war entkleidet und der große Chirurg blickte auf das Knie des Patienten, welcher Stelle die Operation gelten sollte. Plötzlich schüttelte er den Kopf und bemerkte zu einem Assistenzarzte: „Was ist denn da wieder für eine Dummheit vorgekommen?" Der Herr Professor trat dann zu dem zitterndem Huber und sagte: „Sie haben Recht — mit Ihnen habe ich nichts zu thun!" Als er dann den unendlich furchtsamen Gesichtsausdruck des vor Schreck halb todten Patienten sah, meinte er scherzend: „Sind's nur z'frieden Manderl — wenn wir auch ein bisl hineingeschnitten hätten — es wär bald wieder zugeheilt!" Dann wandte der Herr Doktor sich an seine Schüler und die zwei Träger erschienen, um Huber wieder in sein Bett zurück zu bringen. Die beiden Diener hatten die Saalnummer verwechselt und einen unrechten Patienten vor die Klinge gebracht. Die Ordre hatte gelautet: Nr. 16 von Saal 7 und die Unglücksmenschen hatten Nr. 17 von Saal 6 geholt.

Huber hatte noch lange mit den Nachwirkungen des erlittenen Schreckens zu thun; aber etwas bezweckte die nicht vollzogene Operation doch; Huber sah der dunkeläugigen Schwester nicht mehr so tief in die Augen, sondern sah fleißig zum Fenster hinaus, seiner Befreiung entgegen, die auch nicht mehr lange auf sich warten ließ.

Gar oft aber erzählt er jetzt nach Jahren noch von jenen Augenblicken bangster Erwartung als unschuldig zur Operation Verurtheilter, vergißt aber nie beizufügen, daß ihm trotz aller Seelenangst die Freundlichkeit und Gemüthlichkeit des großen Chirurgen in angenehmer Erinnerung geblieben sei.

Im Indianerlager.

Dramatische Szene in verschiedenen Aufzügen.

Ort der Handlung: Theresienwiese.

1. Szene (spielt an der Kassa).

Gendarme: „Hint' aufschließ'n — wissens net, was hint is — da hin stellens Ihnen! — da vorn is der Eingang. — Machens, daß da nüber kommen, hab i g'sagt! Is das a Kreuz mit dene Leut!"

Stimmen aus dem Publikum: „Sie, druckans net so! Tret'ns auf Eanane Füß'! — Jess', dö Leut san wia no mal Wuide, dö kuntn sie selbn sehgn lassen!" — „Sö, theans Sie's glaub'n, mit Eanane vier Aug'n, moanens ma laßt si von Eana dablecka? Unsa Geld is a net schlechta!" — „Sans net so g'waltthäti — i steh scho lang da!" — „Da kann i nix dafür, warns weiter ganga, nach standens nimmer da!" — „Vata!! Vater! — Kinda, wo is der Vatern hinkomma? Va——ta!!" — „Schrei nur net so, da bin i ja — mußt ja froh sein, wannst no an Fetz'n G'wand mit aussa bringst, aba jetzt machts, daß ma einekemma!" —

2. Szene (in der Arena).

Auf dem ersten Platz.

Eine Dame tritt auf mit zwei Töchtern.

Dame: Das ist ein entsetzlicher Eingang — das reine Prärieleben. Hierher Kinder! Es fängt zu regnen an, machen wir, daß wir unter Dach kommen. Was? Kein gedeckter Platz?? Das ist ja unerhört! Wir sollen uns in's Freie setzen?? Sie, Mann!"

Billeteur: „Befehlen, meine Gnädige?

Dame: Wir haben erste Plätze bezahlt und sollen im Regen sitzen? Ich werde mich beschweren!"

Billeteur: „Bitte, oben ist noch Platz unter der Zeltdecke, dort oben — Sie sehen es nicht? Da ganz oben — —" (verschwindet schleunigst in der Menge).

Dame: „So etwas ist noch nicht dagewesen. Man läßt Damen in wahre Pfützen hineinsitzen. Die Herren dort sehen unsere Verlegenheit — keiner rührt sich! Und diese Leute machen sich über die unzivilisirten Indianer lustig! Pfui!"

Auf dem letzten Platz.

Er: „Do stell di hinter meiner auffa und halt di an mein Buckl o, daß d' net abefliegst. Siechst es?"

Sie: „Was sollt i denn sehgn? Ja jetzt siech i was — der schlechte Kerl is aa da, der sei Rechnung von Neujahr her no net zahlt hat — am zwoaten Platz sitzt a — no wart nur! glei morgen schick i an Lehrbuabn hi — dem zoag i d' Indiana!"

Stimmen: „Sie, Madam, machens eana Dachl zua, mir möchten aa was sehgn!" — „Ah, da schaugts, da geht a Mohrengschlaf umananda — was hat a denn?" — „I woaß net, i versteh net indianisch — amerikanische Mäus schreit er aus!" — „I glaab, der schaut uns a für Wuide o!" — „Jeß — i hab scho an g'sehgn!" — „Was, an Indiana?" — „Na an Schandarm!" — „Sie fader Mensch, Sie?" — „Ah! dö Leut! wie viel könna dös sei?" — „Etli Tausend!" — „Glangt net!" — „Hoaßt allwei, es is koa Geld da, aba wanns was zum sehgn gibt — —". (Eine Baßstimme): „Das macht die steigende Genußsucht!" — „Je, der oa!" — „Jetzt gehts los — dö Wuidn kemma, ah — ah!!" —

Auf dem ersten Platz.

„Brillanter Aufmarsch!" — „Eine herrliche Szene, ganz Cooper — man braucht sich nur die Umgebung wegzudenken und statt derselben die endlose Prärie! — Magnifique!" —

„Ein schneidiger Onkel, der olle Häuptling!" — „Ah, der Buffalo Bill, eine richtige Heldengestalt!" — „Ganz passables Pferdematerial!" — „Gut manövrirt, Brava, Brava!"

Auf dem letzten Platz.

„Da schaug, dö Wuidn, wia dö reitn — alles im Kallier! Da muaßt nur grad so spanna!" — „Ja, was waar denn dös, dö san ja nackat!" — „Warum net gar nackat; statt

an Gwand hams a Farb o'zogn, o'g'stricha sans!" — „Da kemman die Kaubohrer! Dös san Mannsbilda, da muaßt Respekt hab'n, so oana nimmts do mit zwoa so Springingerln auf — dös sand wahre Staatslackln!" — „Ah! dö boarisch und dö deitsch Fahna! Bravo! Bravo!" — „Hörns auf, dös is lauta Schei'heiligkeit!"

Während des Kunstschießens.

„Da schaugt's, wie dö Amerikanerin schiaß'n ko!" — „O mei, dös kinnas bei uns aa!" — „Jetzt is firti, schaug, wie's laaft!" — „A g'schmachs Trutscherl!" — „Du alta Esl, werst nimma g'scheidt!" — — „Da schaug, der schiaßt mit da Pistoln auf a Kartnblattl!" — „Dös kann i aa!" — „So? aba treffa theans nix!" — „Der hat aa no nix troffa — er schiaßt schon 's fünfte Mal danebn und dös kann i aa!"

Beim Damenrennen.

„Je, zwoa Rennmadln!" — „Daß ma dös no net ei'g'führt hat bei uns zum Oktoberfest — dös waar do an Abwechslung! —" — „Hü, hü! dö Roth kriagt's Erstl — hots scho aa!"

Das Knabenrennen.

„Dös also san indianische Rennbuabn!" — „Dö hams los — der laßt'n schiaß'n sein Scheck'n — dös waar was für'n Krenkl seli — wer hätt dös denkt, daß's auf da Wies'n a mal an Indianarennats gebat!" — „Hörts ma auf, da steht ‚Knaben' — dö Lackln kann ma do koane Knaben mehr hoaß'n!" — „Warum denn net? Schaug unserne Renn-buab'n o — san dö vielleicht anders?" — „Da Scheckl hat's, — bravo'!" — „Aba kriag'n theans nix'n — dös is blos a Schwindlrennats!"

Die Buckingpferde.

„Ah, dö wüldn Roß!" — „Da san schon dö Kau-bohrs aa, mit dö Strick, da fangans jetzt d'Roß z'samm. Da g'hört was dazua!" — „Siechst'n Buffalo, der sprengt drauf los — hat'n scho! Bravo!" (Schwerer Reiter zu seinem Kameraden): „Spezl, da spannst! Aber mir werd

ganz bang — i wett drauf — mir kriagn zu dö Lanz'n an Lasso a no!" — „Ka' scho sei', wenigstens da Wachtmoasta, daß er aufn Marschfeld oan fürefanga ko." — „Ah — da schaug, dö Kanaille, wia dö bockt — so was hab i meiner Lebta no net g'segn!" — „Siechst — siechst — drobn is er — Herrschaft Saxn, wias den dawirft — Herrgott. Auf den Gaul wünschat i unsern Serschantn nur auf a halbe Stund auffe!" — „Hans, dös is was?" — „O mei, lauta Schwindl! dös san do koane wüldn Roß, dö san grad a so abgricht!" — „So? und dö Reiter, dö thean aa blos a so? Lassens eahna halt a mal a so abricht'n, wenns moana, dös is a so leicht!"

Die Büffeljagd.

„Dös san die Büffl? Ah dö schaug'n aus!" — „Der vörder gar, der siecht akkrat aus, wia der Teifi selba!" — „Geh, hör auf!" — „G'wiß is, runtergrissen, wia der Teifi!" — „Jetzt schiaß'n sie's z'samm!" — „Wann nur koana auskimmt. I hab weiters koa Angst!" — „Sans nur staad Madam, dös is Alles Schwindl, dö Büffeln san gar net wüld!" — „Gestern san ja gar zwoa Stück auf d'Welt komma — dös san jetzt Münchner Büffln!" — „Dö erst'n sans aa net nacha!" — „Sö, theans sie's eana überleg'n!" — „No, an Gspaß werd ma do macha derfa — oan Büffl hams ja gar ‚Münchner Kindl' tauft!" — „Is allwei bessa, als wanns umkehrt waar!"

Kampfszene.

„Jetzt paßt's auf, jetzt gibt's a Raffats!" — „Da bin i neugieri — die Indianer san fei koa guate, die bringen oan um, und nacha wird a frisirt!" — „Hat'n scho — hat'n scho! — Da Buffalo, da Buffalo!" — „Hat'n schon ei'taucht. — Jessas, jetzt ziagt er 's Messer — da schaug, jetzt hat er 'n skapulirt!" — „Dös is blos a Schwindl!" — „Wann nur Sie aufhöratn mit Eahnen ewign Schwindl! Moanens denn, um Eahna Markl solln sie dö Leut dö Parruckn in da Wirklichkeit abeziagn lass'n? Waarns net eineganga, Sie fader Kerl!" — „Was hams g'sagt?" — „Staad sans, sonst sehgn ma nix!"

Ueberfall der Post.

„A netta Karr'n!" — „Glei sechs lebendige Salami d'ran!" — „Unsinn!" — „Freili, aus dene wer'n ja dö Würscht g'macht, dö so theuer san!" — „Wer steigt denn eini?" — „O jegerl, da Brunner Franzl und da gar Anda, da Meier — der muaß überall dabei sei!" — „Wann's nur dö zwoa Gigerln aus Mißvaständniß frisir'n thaten!" — „Da is a scho wieda da Buffalo — und grad schiaß'n! Herrgott, jetzts fahrn's o, dö Wuidn!" — „Siehgst es, sie könna eahna net o, die Wuidn!" — „I sag's Eahna, dös is lauta g'machts Zeug, a Komedie — —" — „I hab's Eahna scho a mal g'sagt, was S' san — Sie Neidkrag'n Sie — Sie Freudvaderber —" — „Sie ungebüldeter Mensch!" — „Was bin i?" (Es entspinnt sich eine Schieberei — ein Gendarm eilt herbei, arretirt einen Wilden aus dem Publikum, Apotheose — Schluß!)

Aus dem Gebiete des Uebernatürlichen.

„Nanni!" sagt der Herr Rentier Nudlmaier zu seiner Gattin, „hast Du schon a mal an Geist g'sehgn?" Entsetzt fährt die brave Frau in die Höhe. „Schorsch, wie kommst Du zu der Frag? Mit solche Sachen sollt ma kein Spaß nicht treiben, das is g'frevelt!" — „Treib kein G'spaß, aber wennst d' Geister sehen oder hören magst, gehst mit mir in die Zentralsäle — da werdens heut Abend vorg'stellt!" — „O je, des kenn i scho — die G'spenster von Schichtl, so was ähnlichs!" erwidert sie offenbar erleichtert. — „Nein, meine Liebe, von G'spenster is da keine Rede, das is a Unsinn — die gibts net — aber Geister, die schon lang g'storben sind und die man cedirt, daß sie erscheinen thun!" — „G'hört hab ich davon, aber zu was thut man denn des?" — „Zu was? das weiß i selber net — i denk, daß man's fragen kann, wies Ihnen geht und was dergleichen überirdische Unter-

haltungen sind.“ — „So? und was thun dann die Geister?“ — „Ja, das is verschieden, meistens machens einen Heidenspektakel, werfen einem etwas an den Kopf und verschwinden nachher wieder. Warum, das kann ich net sagen. Wenn man z. B. seine verstorbene Schwiegermutter cedirt, was aber a vernünftiger Mann net thut, nachher begreif i's, daß's an Spektakel gibt; aber wenn einer den Napoleon erscheinen laßt und der führt si grad so auf, wie die nächst beste verstorbene Schwiegermutter — nachher begreif i des erst recht net. Aber des bleibt sich gleich, so etwas muß ein gebildeter Mensch sehen und wennst Di net fürchst, kannst Du sammt 'n Xaverl mitgehen. Dem jungen Menschen schadt's auch net, wenn er auf ernstere Gedanken kommt!“

Frau Nudlmaier erklärt sich bereit, mitzukommen, nachdem ihr der Gatte die Versicherung ertheilt hat, daß die Geister nicht zum Publikum herauskommen können und überhaupt nichts zu fürchten sei; der junge Nudlmaier ist vor Vergnügen, die Gaudi mitmachen zu dürfen, außer sich. „Mutter,“ sagt er, „sei doch g'scheidt, es gibt keine Geister; nach den neuesten Forschungen steht fest, daß der Vater keinen vom Körper trennbaren Geist besitzt und ich noch weniger; ich hab' die G'schicht schon lang heraus: das Kommen und Gehen ist nichts als ein sog. Stoffwechsel!“ — „Ja wohl,“ spottet die Mama, „Du wirst es verstehen, Stoffwechsel! Heut vom Leist und morgen vom Löwenbräu und übermorgen nachher vom Pschorr, das is Dei Stoffwechsel — Du mit Deiner G'scheidtheit laß Di hoamgeig'n!“ — „Brauchst es ja net z'glauben,“ versetzt Xaver, der junge Philosoph, „i weiß, was i weiß, und hab' mei' Ueberzeugung!“

Abends sitzt die Familie in einer der vordersten Reihen des Zuschauerraumes in dem Saale, welcher zum Schauplatz der sogenannten psychologischen Experimente ersehen war. Der Darsteller erscheint und erklärt zuerst, daß er nicht beabsichtige, Demonstrationen à la Davenport zu geben, sondern zu zeigen, wie diese Sachen auf natürlichem Wege zu Stande gebracht werden. Dann folgt zuerst eine Darstellung von Gedankenübertragung. Eine junge Dame wird mit verbundenen Augen aus dem Saal geleitet; dann folgt die Bezeichnung

der Punkte, welche dieselbe aufzufinden hat, und nun geht das Experiment los. „Dös kann's net darrathen!" flüstert Madame Nudlmaier ihrem Gatten zu. „Sie darrath's — da wett i!" erwidert er. „Ach Gott, da is ja nix dahinter; das ist einfach ein Resultat der hypnotischen Suggestion in der Mystik!" erklärt der Xaverl mit affektirter Betonung.

Dem Nudlmaier gibt's einen ganzen Riß — so gescheidt hat sein Sohn nie dahergeredet und er überhört ganz, daß sein Nachbar etwas von „blödsinnigem Trobdel" murmelt. „Aber Xaverl —," sagt sie, „wo hast Du denn das g'lernt?" Xaverl zuckt die Achsel und thut, als ob ein solches Wissen ganz selbstverständlich wäre. Die Dame schreitet indeß mit dem Aufgabgeber rastlos durch die Reihen. Schon ist sie nahe am Ziele. Frau Nudlmaier ist in höchster Aufregung. „Heiß!" ruft sie, weil sie vom Plumpsackverstecken her gewohnt ist, das Versteck durch Temperatur-Anzeigen zu markiren. „Pßt! Ruhe!" heißt's nun von allen Seiten und der Gatte gibt ihr einen wohlmeinenden Rippenstoß. „Hoaß! hat ihn schon!" wiederholt Frau Nudlmaier; es folgt ein rasender Applaus, von dem man nicht weiß, ob er der Dame mit den verbundenen Augen oder Frau Nudlmaier gilt. Der Direktor der Vorstellung bemerkt: „Ich bitte, verehrte Herrschaft, die Vorstellung durch keine Zwischenrufe zu stören!" Frau Nudlmaier aber sagt zu ihrem Mann: „I hätt net still sein können — net um's Leben!"

Nun beginnt die Vorstellung im Davenport'schen Schrank. Die Dame bittet, ein Herr wolle sie fesseln. Nudlmaier erbietet sich dazu. Die Gattin protestirt. Er hat aber schon die Stricke und beginnt seine Arbeit. „Nur so fest, als Sie können!" heißt es. Er zieht, als gälte es einen Stier zu knebeln. Endlich ist er fertig und kehrt stolz auf seinen Sitz zurück. Sie aber empfängt ihn nicht gnädig. „Das is a Kunststück, eine wehrlose Dame zu bandeln. Das tauget Dir halt, wennst Du's Deiner Frau so machen könntst. Aber das gibts nicht — wir lassen uns nicht so behandeln — net um den schönsten Geist. Jessas, Mariand Josef!" unterbricht sie aufschreiend ihre Rede, „da hat a Hand aus'n Vorhang rausg'schaut; da kommt schon wieder was!" Und

der Spektakel geht los; man hört Glockengeläute, Lärmen aller Art, Kartoffel fliegen aus dem Schrank — es ist entsetzlich, wie die Geister rumoren. Man öffnet den Schrank — die Dame sitzt gebunden wie immer auf demselben Fleck. „No, was sagst jetzt dazu?“ fragt Nudlmaier seine Gattin. „Das is mir z'rund,“ erwidert sie; „wann das wirklich Geister sind, dann is net Recht, daß ma solche G'schichten damit treibt!“ — „Aber Mutter,“ schaltet Xaverl ein, „das sind ja blos künstliche Geister!“ — „Du bist auch künstlich,“ erwidert sie ärgerlich, „was i selber siech, braucht mir ein solcher Frosch nicht zu erklären!“

Es folgt eine Reihe von ähnlichen Experimenten; dann wird der Schrank geöffnet und die Dame tritt ungefesselt vor das Publikum; sie verbeugt sich, ihr Mann küßt ihr die Hand und führt sie fort. „Schorsch, das war großartig!“ ruft sie aus. — „Gelt, die Geisterg'schicht!“ meint er. — „Warum net gar, das versteh' i net — aber wie er ihr die Hand küßt hat — so etwas fallt Dir 's ganze Jahr net ein!“ — „Ja, Du laßt Dich aber auch net auf an Stuhl hinbinden!“ — „Fallet mir ein, wir Frauen sind so schon g'fesselt g'nug, aber es ist nix dakennt bei Euch!“ Es kommen mnemotechnische Produktionen an die Reihe. Der Künstler benennt auf Verlangen verschiedene Zahlen, die auf einem endlosen Streifen aufgedruckt sind. „Wie man sich so was merken kann!“ ruft sie erstaunt aus. „Hm“, sagt der Xaverl, „da is nix dabei, das is dem Mann sein G'schäft!“ — „Hör mir auf,“ entgegnet die Mama pikirt, „Dein G'schäft wär's auf dem Gymnasium auch g'wesen, Dir was z'merken, aber Du hast's doch net fertig bracht!“ — „Ob der die Nummern von unsere Obligatiönerln alle lernen kunnt?“ bemerkt Nudlmaier mit Nachdruck, um seinem Nachbar, der etwas hochnasig auf die redselige Familie blickt, zu imponiren. — „Geh, Alter, das is ja net mögli!“ entgegnet sie. — „No, ma redt ja blos!“

Endlich produzirt sich die Dame als Sehmedium. Sie zeigt eine überraschende Sicherheit. Mit verbundenen Augen sitzt sie vom Publikum weit weg und ihr Mann braucht, einen beliebigen Gegenstand in die Hand nehmend, blos zu fragen: „Was das?“ dann folgt eine vollständige Beschreibung.

Frau Nudlmaier übergibt eine Broche. — „Was das?“ — „Eine Brosche!“ — „Wie verziert?“ — „Mit Steinen!“ — „Was für Steine?“ — „Imitirte Brillanten aus Glas!“ — Frau Nudlmaier erblaßt und ist einer Ohnmacht nahe, das Publikum lacht. Nudlmaier räuspert verlegen. Sie läßt die Brosche in der Tasche verschwinden und sagt zu ihm: „Ein schönes Namenstagpräsent, das muß i sagen!“

Mosjö Xaverl übergibt einen Ring. — „Was das?“ — „Ein Ring mit Brillant?“ — „Was steht innen eingravirt?“ — „Rosa ihrem Xaver!“ — „Ah! No wart, Bursch“, murmelt Nudlmaier, „Dir werd' ich einen Brillantring von der Rosa geben!“ — „Das is doch wenigstens ein echter Brillant!“ bemerkt Mama Nudlmaier giftig. — „Glaubst vielleicht, Deine Brosche ist net echt?“ — „I' glaub' gar nix mehr. Heut' hab' i wenigstens das profitirt, daß i weiß, wie i mit Dir d'ran bin! Eine brave Frau so zu hintergehen!“

Die Vorstellung ist gar und die Familie begibt sich auf den Heimweg. Verstimmt schreiten die Gatten nebeneinander dahin. Endlich sagt er: „Hast kein Durst, Alte? Oder gehn wir gleich direkt nach Haus?“ Sie sieht ihn mit einem vernichtenden Blick an und erwidert: „Das sollst auch noch thun und Deine Frau verdursten lassen. Möchtest mich nicht auch an einen Stuhl binden, während dem daß Du Dir gütlich thust? Das passet zu der glasernen Brosche!“ — „Hör einmal auf mit der Brosche. Die Dame da hat ja blos Spaß g'macht und Du hast Dich anführen lassen!“

„Ja“, entgegnet sie hartnäckig, „aber von Dir! I hab Dir's glei g'sagt, mit der Geistergschicht kommt nix guts heraus — man soll net freveln!“

Die Bestechung.

Der Hubernazi war ein fescher, junger Mann, was man nur „fesch“ heißen kann. Da er, wie man sagt, vorsichtig in der Wahl seiner Eltern gewesen war, gab es für ihn kein Hinderniß, seine Jugend vollauf zu genießen. Er war deshalb überall zu finden, wo etwas los war. Er radelte, ruderte, schoß nach der Scheibe und ging endlich auf die Jagd. Die Jägerei war seine Hauptpassion, denn sie umgibt bekanntlich denjenigen, der ihr huldigt, mit einem eigenartigen Nimbus. Wenn man im Spätherbst in aller Frühe, während die gewöhnlichen Menschen in ihre Werkstuben und Bureaux eilen, in einem offenen Droschkerl mit dem Gewehr zwischen den Füßen und dem grünen Federhut auf dem Kopf zur Bahn fährt und alle Leute schauen Einen so neidig an, das ist großartig! Dann draußen! Die fidele Gesellschaft, die Gaudi; wie das Frühstückerl im Freien schmeckt und später die lustige Kneiperei beim Dorfwirth — da vergißt man Alles, was hinter Einem liegt!

Einmal ändern sich die Zeiten aber doch — da kannst nichts machen! Dem Hubernazi sein Papa hatte es endlich satt bekommen, in dem dunkeln Komptoir hinter dem Laden zu sitzen und den ganzen Tag mit der Nase auf der Strazze spazieren zu fahren. Er übergab deshalb seinem Nazi eines Tages das ganze Geschäft und sagte ihm, er solle sich um ein braves Weib schauen und dann in Gottesnamen forthausen. Letzteres schien nicht zu schwer, denn der Nazivater hatte das Geschäft so hergerichtet, daß Einer nur mit den Ohren zu wackeln brauchte, dann klapperte auch schon das Geld im Schubladerl. Mit der Frau hatte es aber seinen Haken. Der Nazi hatte schon gewählt und eine Wahl getroffen, zu der man ihm nur gratuliren konnte. Meier's Lenerl war ein bildsauberes, lebenslustiges Maderl, das an dem Nazi seinen Narren gefressen hatte und was den „Rips“ anlangte, zählte sie zu den schwerwiegenderen ihres Geschlechtes Aber ihr Alter! Das war ein sonderbarer Mensch! Der hatte für nichts Sinn, als für das Geschäft. Der Pedant glaubte, der Mensch lebe, um zu arbeiten, während der Nazi behauptete,

der Mensch arbeite blos hie und da, um zu leben. Der alte Meier verhielt sich der Werbung Nazi's gegenüber durchaus nicht ablehnend, aber er bildete sich ein, sein Schwiegersohn müsse am Geschäfte mehr Vergnügen finden, als an allen anderen Dingen, insbesondere als an der Jagd. Die Jägerei, meinte er, lasse sich mit den Pflichten eines jungen Geschäftsmannes nicht vereinbaren; so lange der Nazi seine Jägerei nicht aussetze — wenigstens auf eine Reihe von Jahren — dürfe er nicht daran denken, daß es mit der Hochzeit etwas werde. Ein Mann, der aus eigener Kraft sein Geschäft emporgebracht habe, könne sich diesen Zeitvertreib erlauben; für einen Anfänger und wenn er in einem noch so warmen Nest sitze, passe die Sache ein für allemal nicht.

Der Nazi liebte sein Lenerl ganz unmenschlich, aber von seiner Jagdgesellschaft konnte er sich doch nicht trennen. Lenchen seufzte und sprach von Opfern, welche der wahren Liebe nie zu groß seien; Nazi seufzte auch, behauptete aber, wenn er nicht mehr auf die Jagd gehen dürfe, dann werde er sterben.

Wie war da zu helfen? Der Nazi dachte hin und her und endlich kam ihm eine Idee in den Kopf, die er sich recht hoffnungsreich ausarbeitete. Papa Meier war nämlich ein wenig genau im Ausgeben und hielt dabei doch recht viel auf einen guten Bissen. Wenn man ihm einmal einen recht feisten Hasen in die Küche laufen ließe, oder einen Fasanen oder gar einen Rehbock?? Probiren geht über's Studiren!

Eines Tages fuhr er mit seinen Jagdgenossen zum Hasenmord nach Dingsda in der Nähe von München. Die Gesellschaft war schon auf dem Hinweg recht heiter und aus den mitgeführten Flaschen wurde der kalten Morgenluft wegen mancher Vorschuß entnommen. Im Revier angelangt, hatte der Spaß ein Ende; die Jagdgäste wurden angestellt und jetzt hieß es, aufpassen. Nazi stand in der Nähe eines elenden Häuschens, das einsam auf der Heide lag und nur von ganz armen Leuten bewohnt war, die den Tag über weiß Gott wo arbeiteten; dieselben störten also nicht. Der Trieb war längst angegangen; in der Ferne hörte man da und dort Schüsse fallen, beim Nazi rührte sich nichts. Das giftete ihn nicht wenig. Auf einmal bemerkte er etwas, das sich durch

die Ackerfurche schlich; am Ende ein Füchslein? Er hob die Büchse, da entdeckte er, daß er es mit keinem jagdbaren Wild zu thun hatte; eine gelbe Katze ging ihrem niederen Jagdvergnügen nach. Das ärgerte den Nazi. „Die Luder haben auf unserem Jagdboden nichts zu thun; wart, ich will dir's vertreiben?" Rasch fuhr er mit dem Gewehr auf, pum! „Mau, Miau — Miei — ei!" — Dann wars vorbei. Nazi lachte, der erste Bogen war so nur für die Katz gewesen. Aber schon nahte der rächende Engel Wie eine Furie stürzte ein altes Weib aus dem Häuschen und auf den Schützen los. „Katzenjager!" schrie die empörte Alte, „wie kannst mei' Katz derschiaß'n, Du Lump Du elendiger, glei' kratz i Dir Deine dummen Augen aus'n Kopf raus!" Ein Fluth von Schimpfworten bekräftigte die Aufregung der tiefgekränkten Dame.

Der Nazi war kein Feigling, aber in diesem Falle wurde ihm doch etwas schwummelich zu Muthe. Mit dem Fluche eines alten Weibes beladen, konnte er auf keinen erfolgreichen Jagdtag mehr rechnen. Er suchte deshalb den Fluch in Segen zu wandeln und griff in die Tasche. „Ja, meine liebe Frau", begann er. — „Am Buckel steigst mir nauf mit Deiner lieben Frau", geiferte diese. Aber schon hatte Nazi ein blankes Fünfmarkstück zwischen den Fingern und das wirkte. Wie hypnotisirt starrte die Alte auf das Geldstück und als der Jäger ihr bedeutete, sie möge diese Kleinigkeit als Entschädigung für ihren gemordeten Liebling hinnehmen, grinste sie vor Vergnügen. „Ja mein's, Herr", sagte sie, mit dem einen Backenzahn lieblich lächelnd, „dös is viel z'viel!" Dabei versorgte sie aber das Geldstück schleunigst in ihre Tasche. „Derf i nachher die Katz b'halten?" fragte sie noch. „Natürlich!" entgegnete er und wandte sich zum Gehen. „Vergelt's Gott tausend Mal", rief sie ihm nach, „und recht viel Glück auf d'Jagd!" Da gab's dem Nazi einen Riß, denn nun war sein Waidmannsheil beschrien und der Tag war jedenfalls futsch. Es kam jedoch anders; er konnte sich noch eines merkwürdigen Jagdglückes erfreuen; er brachte ein paar Hasen und einen Fuchs auf die Strecke.

Nach dem muntern Jagen setzte sich die Gesellschaft zu einem Fäßchen „Alten" ins Dorfwirthshaus und nun ging

es, wie gewöhnlich, recht fidel zu. Nazi, der seine Zunge nie im Zaume halten konnte, erzählte sein Katzenabenteuer als Beweis dafür, daß der Jägerglaube von der unheilvollen Wirkung eines Wunsches aus altem Weibermunde doch hinfällig geworden sei, dann rühmte er sich seiner Erfolge und unterließ nicht, einen Kameraden, der „Schneider" geworden war, gehörig „aufzuzwicken". Der ließ sich die Sache ruhig gefallen; etwas später jedoch schlich er sich fort und sagte zu einem der Gefährten boshaft lächelnd: „Wart, der Nazi geht mir heut noch ein!"

Der Nazi hatte sich nach Jagdschluß bereits den schönsten Hasen ausgesucht, den Betrag in die Jagdkasse bezahlt und das Wild im Rucksack versorgt, welchen er vorsichtshalber dem Wirth zur Aufbewahrung übergab. Ziemlich aufgeräumt vom Genusse des „Alten" machte sich die Gesellschaft gegen Abend auf den Heimweg, und bald saßen die Waidgesellen in einem Coupé zweiter Klasse, auf der Fahrt nach München begriffen. Wenn man den ganzen Tag im Freien war, dann etliche Schoppen altes Bier im Leibe hat und endlich auf dem weichen Polster sitzt, dann schläft sich's so süß, wie kaum in einem Federbett, die Gesellschaft schnarchte bald einen wundervollen Chor: „Die Mühle am Waldessaum!" Als Alles im tiefen Schlafe lag, erhob sich plötzlich Einer, holte den Rucksack des Nazi herab, entnahm demselben den feisten Hasen und steckte dafür — — eine todte Katze hinein. Der Bösewicht hatte, Dank der Mittheilung des Nazi, nicht viel Mühe gehabt, die Alte aufzufinden, welche im Besitz der todten Katze war; er kaufte dem erstaunten Weibe die todte Katze ab und verfuhr dann, wie gesagt, um seinen Racheburst zu löschen.

Im Bahnhof München angelangt, krochen die Waidmänner schlaftrunken aus dem Waggon und trennten sich. Nazi winkte sofort einen Packträger herbei und beorderte denselben, seinen Rucksack in die Wohnung der Familie Meyer zu tragen und eine schöne Empfehlung auszurichten: der Inhalt sei seine heutige Jagdbeute, welche er gütigst für die Küche entgegenzunehmen bitte. Er fügte eine Visitenkarte bei mit der Bemerkung: „Guten Appetit!" Dann begab sich

der Nazi in sein Geschäft, um die paar Augenblicke bis zum Ladenschluß noch seinen Pflichten als Chef des Hauses zu genügen. Eine halbe Stunde später erschien das Meier'sche Dienstmädchen plötzlich im Komptoir vor dem überraschten Nazi, legte ein Brieflein auf den Tisch des Hauses, warf den Rucksack, den der Nazi kurz vorher geschickt hatte, mit dem Ausruf: „Pfui Teifi!" vor die Füße des Besitzers und verschwand schneller, als es gekommen war. Der Nazi begriff absolut nichts; er erbrach den Brief, las, stürzte sich auf den Rucksack, öffnete denselben und beförderte — eine todte Katze an's Tageslicht!! Stöhnend sank er in ein geöffnetes Häringsfaß und starrte wie blödsinnig vor sich hin. Vater Meier hatte geschrieben:

„Herr Huber! Zu solchen flegelhaften Witzen, wie die Anlage einen darstellen soll, fehlt Ihnen um so mehr jede Berechtigung, als ich Sie ersuchen muß, mein Haus nicht mehr zu betreten. Meine Tochter habe ich beauftragt, die in solchen Fällen üblichen Retoursendungen ehestens zu effektuiren. Mit der Ihnen gebührenden Achtung! A. E. Meier Sohn sel. Erben Nachfolger".

Nazi stierte noch eine geraume Zeit vor sich hin, dann schloß er seine Kasse, nahm den Hut und eilte fort. Im Hinausgehen verabreichte er dem Lehrling eine Ohrfeige, stieß einen Ballon Terpentinöl um und rannte eine eben eintretende Kundin über den Haufen. Draußen warf er sich in eine vorüberfahrende leere Droschke und fuhr dann direkt bei Herrn Meier vor. Es kostete die besten Worte, bis er überhaupt vorgelassen wurde.

Mit finsterer Miene empfing ihn Herr Meier. Nazi schwor bei seinen Vätern, bei seiner Seligkeit, bei seiner Ehre, bei den Elementen, kurzum er schwor die heiligsten Schwüre, daß er unschuldig und das Opfer eines faulen Witzes seiner Jagdgenossen sei. Meier nickte und sprach lakonisch auf gut württembergisch: „Ebe das!"

Nun holte der arme Jüngling sein Ehrenwort aus der Tiefe seines Ich's hervor und überreichte es dem Herrn Meier als Pfand, daß er von heute ab keine Jagd mehr mitmachen werde. Er zerriß vor den Augen des Schwieger=

vaters a. D. seine Jagdkarte und nun erst klärten sich die Züge des ehrsamen Kaufherrn auf: er nahm das Ehrenwort entgegen und gab ihm darauf — die Hand seiner Tochter Helene. Die Katze, welche alles Das verschuldet hat, steht heute noch ausgestopft im Gang der Huber'schen Wohnung, denn sie war eigentlich doch die Ursache, daß Alles so rasch und fix erledigt wurde.